NATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
133577-A
ALT

Digitized by Google

128. H. 1.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Eilfter Jahrgang.

Einundzwanzigster Band.

Schiller.

I.

1856.

Prag & Leipzig,

Expedition des Albums.

Schiller.

Culturgeschichtlicher Roman

in sechs Büchern.

Von

Johannes Scherr.

. . . . Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Erster Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Vorspiel.

Erstes Capitel.

Gesetzt, ein Fremder wäre in unseren Tagen nach Stuttgart gekommen, in der Absicht, von da aus durch Naturschönheit oder historische Erinnerungen vorragende Orte des würtemberger Landes zu besuchen, so würde ihm auf seine erkundigenden Fragen unter anderen Antworten sicherlich auch d i e zu Theil werden: „Ludwigsburg müssen Sie jedenfalls sehen.“ — Ludwigsburg ist das Versailles der guten Stuttgarter. Es knüpfen sich, freilich in etwas kleinerem Maaßstab, nicht weniger bunte, pompose und tragische Denkwürdigkeiten daran, als an den berühmten Sitz der bourbonischen Monarchen. Falls unser Fremder an den rechten Mann gerathen, würde ihm in der Geschichte der jetzt kaum anderthalb Jahrhunderte alten Stadt Ludwigsburg ein bedeutsames Stück würtembergischer Geschichte aufge-

rollt werden, ein Stück Geschichte voll Glanz und Jammer. Der Zuhörer müßte allen geschichtlichen Sinnes baar sein, wenn er nicht lebhaft wünschen würde, die Stätten in Augenschein zu nehmen, welche für die wechselnden Szenen der Regierungszeit der Herzoge Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen, sowie König Friedrichs I., die Schauplätze abgegeben haben.

Unser Reisender besitzt aber historischen Sinn. Er geht daher eines Morgens nach dem zwischen der Schloßstraße und der Kronenstraße gelegenen stuttgarter Bahnhof und fährt mit dem ersten nach Norden gehenden Zug aus dem Thalkessel der schwäbischen Residenz hinaus. Das Dampfroß keucht zuerst langsam den Schienenweg hinan, linksab von der „Galgensteige," auf deren Höhe der eiserne Galgen stand, an welchem der berüchtigte Finanzkünstler Joseph Süß Oppenheimer seine glänzende Laufbahn schmählich beschloß, am 4. Februar 1738. Der Bahnzug durchbraust den nicht enden wollenden „Pragtunnel," läßt Feuerbach links, berührt Zuffenhausen und Kornwestheim, gewährt den Passagieren zeitweilig den Anblick des zur Linken über eine bewaldete Bergwand hochhereinragenden Lustschlosses „Solitude" und hält bald darauf beim Stationshaus der Stadt

Ludwigsburg. Sie liegt drei Wegstunden nördlich von Stuttgart, auf einer Hochebene, deren Abhang vom linken Ufer des Neckars begrenzt wird. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stand da nur ein einsamer Hof, dem Kloster Bebenhausen gehörend. Diesem nahm der Herzog Eberhard Ludwig das Gut widerrechtlich und machte daraus eine Stadt, deren Ursprung demnach die lange Reihe von Willkürakten eröffnete, welche in ihren Mauern vorgehen sollten. Des Herzogs Maitresse, Christine Wilhelmine von Grävenitz, eine Mecklemburgerin, deren Name zu den schlimmsten Erinnerungen der Geschichte Altwürtembergs gehört, wollte da residiren. In Stuttgart fühlte sie sich durch die Anwesenheit der unglücklichen, aber standhaft ihr Recht und ihre Würde wahrenden Gemahlin des Herzogs beengt. Dem Hochmuth der Kebsin gelüstete es, schrankenlos allen Pomp einer souverainen Herrin ihres bethörten Liebhabers zu entfalten, und der Fürst beeilte sich, wie in Allem, so auch hierin ihrem Willen nachzuleben. Erst entstand auf dem dürren Plateau mit ungeheurem Aufwand ein Palast, dann, mit noch vermehrtem, eine Stadt, — nicht die einzige, die zu jener Zeit in deutschen Landen aus ähnlichen Motiven erbaut wurde.

Ludwigsburg ist jetzt nur noch eine Ruine, obgleich seine Häuser von Zeit zu Zeit neu angestrichen werden. Wenn der Reisende, welchen wir von Stuttgart herbegleiteten, die Stadt durchwandert, wird er unschwer bemerken, daß dieselbe durchweg den Stempel ihres Ursprungs trägt. Es waren hier in keiner Weise die naturgemäßen Bedingungen städtischer Existenz gegeben. Ludwigsburg ist nicht geworden und gewachsen, sondern durch ein fürstliches Machtwort aus dem Nichts hervorgezwungen worden, zu einem künstlichen Dasein. Das Geschöpf einer Fürstenlaune, hat dieser Ort in Zeiten, wo der würtembergische Hof zu wiederholten Malen darauf Anspruch machte, der glänzendste Deutschlands zu sein, seine schönen Tage gesehen, falls nämlich ein Glanz, welcher mit so viel Elend erkauft wurde, überhaupt schön genannt werden darf. Jetzt lebt die Stadt, schnell gealtert, nach verflogenem Jugendrausch so zu sagen nur von einer Staatspension. Sie war einmal da, man konnte, als der Hof weggezogen, ihren Bewohnern doch die Häuser nicht über den Köpfen zusammenfallen lassen. Der leere Titel einer „zweiten Residenz" oder einer „guten Stadt" sättigt nicht. Die Regierung hatte daher für neue Nahrungsquellen zu sorgen und sie that dieß, so gut sie es vermochte. Sie

machte Ludwigsburg zum Sitz einer obersten Kreisbehörde, schuf die weitläufigen Bauwerke, welche früher einen zahllosen Schwarm von Höflingen beherbergten, in Kasernen um und füllte dieselben mit Soldaten aller Waffengattungen. Von diesen vornehmlich lebt die Stadt.

Betrittst Du ihre breiten, hellen langgestreckten Straßen, die nach der Schnur gezogen sind, so gewinnst Du den Eindruck der Oede. An gewöhnlichen Tagen begegnen Dir sehr viele Soldaten, aber wenige Bewohner. Zwischen dem Pflaster guckt das Gras neugierig hervor, ein grüner Protest der Natur gegen die ihr aufgedrungene Stadt. Du begreifst jetzt, wie ein Sohn derselben den Ort „Grasburg" nennen konnte, obgleich die guten Ludwigsburger diesen humoristischen Namen nicht gerne hören. Weniger begreifst Du es, wie in der uniformirten Prosa dieses Ortes ein Poet und Geisterseher, wie Justinus Kerner, zur Welt kommen konnte. Allein die Extreme berühren sich überall und dann schwebte zur Zeit von Kerners Geburt noch ein Nachhall der Romantik von Herzog Karls Tagen, die freilich mit der Kerner'schen wenig gemein hat, über Ludwigsburg. Viel mehr jedoch harmonirt es mit der heutigen Nüchternheit

der Stadt, daß sie dem unerbittlich nüchternen Kritiker David Friedrich Strauß das Leben gegeben.

Aber Du eilst dem Schloß zu. An diesem wenigstens, meinst Du, müssen Erinnerungen von Ludwigsburgs „guter alter“ Zeit in Fülle haften. Aber auch da haben viele sich verwischt. Die Vergänglichkeit, welche auf alles Menschliche ihren Stempel drückt, hat auch hier ihr Recht geübt. Man sieht es dem Palast und seinen Gärten leicht an, daß sie seit langen Jahren nur noch Anstands halber unterhalten werden. König Wilhelm hat diese Residenz immer nur sehr vorübergehend bewohnt und hat sie nie geliebt: es knüpften sich für ihn an dieselbe Jugenderinnerungen, welche trübe genug waren. So ist denn das ludwigsburger Schloß allerdings sehenswerth als historische Rarität, aber es fehlt ihm durchaus der Zauber der Wohnlichkeit und des Comforts. Gehst Du durch die einsamen Corridore, durch die hohen hallenden Säle und Gemächer, fühlst Du Dich angefröstelt. Das verblichene Mobiliar sieht Dich halb gespenstig an und in der Atmosphäre liegt etwas wie Modergeruch. Du wirst auf Deiner Wanderung gerne von Zeit zu Zeit ein Fenster öffnen, um die frische Luft einzuathmen, welche draußen in den Wipfeln der alten Bäume des Parkes spielt.

In der Ahnengallerie, wo die lebensgroßen Bilder der Fürsten Würtembergs hängen, betrachte Dir das fünftletzte in der langen Reihe. Es stellt einen straffaufgerichteten Herrn dar, in der Zopftracht der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ein vornehmer und intelligenter Kopf, aus dessen stark geröthetem Gesicht ein Paar große blaue Augen klug und gebieterisch blicken. Es ist Herzog Karl, der „Karl Herzig,“ wie ihn das Landvolk von Altwürtemberg nennt. Betrachte Dir ihn nur genau: Du wirst ihm in der Geschichte, welche ich erzählen will, da und dort begegnen.

Doch Dein Führer, ungeduldig trippelnd, mahnt Dich zum Weitergehen. Er ist so ein altes Inventarstück, wie man sie in den verlassenen Palästen der Großen zu finden pflegt. Ihm ist das alles, was Du da mit Neugier betrachtest, ein gewohntes Ding, das weiter keinen Reiz mehr auf ihn übt. Er schnurrt seine Erklärungen ab wie ein Automat: hat er doch schon hundertmal, schon tausendmal dasselbe gesagt. Siehst Du aber genauer zu, wirst Du bemerken, daß der alte Mann an dieser oder jener Stelle Deines Umgangs im ludwigsburger Schloß einige Bewegung verräth und einen beklommeneren oder gehobeneren Ton anstimmt. So wird

er Dir in einem der unzähligen Kabinete mit flüsternder Stimme sagen, daß hier in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten März 1737 der Herzog Karl Alexander, des Juden Süß Gönner, eines plötzlichen Todes verblichen sei, gerade, als er das steif-lutherische Land Würtemberg „katholisch machen" und die altherkömmliche landständische Verfassung umstürzen wollte. Der Alte läßt Dich etwas Unheimliches mehr nur errathen, als daß er es Dir erzählt.

Du gehst mit Deinem Führer weiter, und in einem blau und gelb ausgeschlagenen Gemach zeigt er Dir das eigentliche Prunk- und Prachtstück des Schlosses, ein breites Bett, dessen Spitzen und Seidendecken freilich die pietätslose Zeit vergilbte und zermürbte. „Hier hat Napoleon geschlafen!" sagt der Alte mit Pathos. Was dieser Name für ein Echo weckt in der ludwigsburger Palastöde! Ja, hier hat der Gewaltige die ersten Octobernächte des Jahres 1805 zugebracht, mehr wohl über seinen gigantischen Plänen brütend als schlafend. Damals, bevor er seine Adler nach Austerlitz trug, hat er zum Kurfürsten Friedrich als Antwort auf dessen Bitte um Neutralität das barsche Wort gesagt: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!" Der Kurfürst wollte lieber mit ihm als gegen ihn sein, auch mußte er so

wollen und zum Dank für seine Klugheit war er drei Monate später König von Würtemberg — von Napoleons Gnaden. Jetzt schläft er schon lange den ewigen Schlaf in der ludwigsburger Gruft. Auch der große Despot, welcher mit Königskronen spielte wie Knaben mit Nüssen, ist wenige Jahre nach König Friedrich gestorben und hat auf dem einsamen Felsen im Weltmeer, wohin ihn der Gott, der „in der Geschichte Vergeltung heißt,“ geschleudert, im Tode keine Ruhe gefunden, hervorgezerrt aus seinem des Heldengedichts seiner Laufbahn würdigen Grab, um der Eitelkeit eines Komödiantenvolkes zum Schauspiel zu dienen . . . . . des wunderbaren Mannes Gestalt steigt vor Dir auf, der ungeheure Tumult seines Emporkommens und Fallens braust Dir in den Ohren. Du hast die Lust verloren, noch Anderes im ludwigsburger Schloß zu sehen, was mit den Bildern, die Napoleons Lager in Dir angeregt, im gar zu großem Contrast stünde. So enteilst Du denn dem öden Schloß und draußen gähnen Dich die breiten leeren begrasten Straßen der Stadt an. Du empfindest eine peinliche Ernüchterung und gehst mit großen Schritten dem Bahnhof zu. Aber halt, bleibe noch und folge mir! Ich hebe den Zauber-

stab: hundert Jahre, weniger sechszehn, rauschen zurück ..... siehe da, Ludwigsburg zur Zeit seines Glanzes.

Zweites Capitel.

Ein ungewöhnlich milder Februar hatte einem noch milderen März die Wege gebahnt, den Frühling ungewöhnlich frühzeitig heraufzuführen. Laue Lüfte trieben mit flatternden Wolken ein lustig Spiel, welchem die Sonne, aus tiefblauem Himmel lachend, wohlgefällig zusah. In den Schloßgärten sproßte und knospete es mächtig und die Linden und Kastanien der herrlichen Allee, welche die eine Seite der langen, vom Schloßplatz zum stuttgarter Thor hinaufführenden Straße säumt, begannen auszuschlagen. Aber die Bewohner Ludwigsburgs hatten keine Zeit, um des Frühlings Ankunft sich sonderlich zu bekümmern. Sie waren noch viel zu sehr von dem rauschenden Wirbel des Carnevals befangen, welcher seine Zerstreuungen und Feste mit vollen Händen spendete.

Zwar war es nicht mehr die Zeit, wo Herzog Karl in unersättlicher Genußfreude das ganze Jahr zu einem ununterbrochenen Fest gemacht hatte, aber an der glänzenden Feier des Carnevals wurde einst-

weilen noch festgehalten. Ein wiederholter Aufenthalt in Venedig hatte dem Fürsten eine nachhaltige Vorliebe für diesen südländisch bunten Zeitvertreib eingeflößt. Er hatte denselben nach Ludwigsburg verpflanzt, wo alljährig von nah und fern ein Schwarm von Fremden zusammenströmte, um den reichen Wechsel der Carnevalsvergnügungen mitzugenießen. Der großartige Hintergrund, vor welchem sich die Szenen des venetianischen Faschings abspielten, fehlte hier freilich. Es war da keine Weltstadt, groß durch tausendjähriges Bestehen, durch eine von heroischen und romantischen Episoden erfüllte Geschichte, durch kolossalen Reichthum und durch den naturwüchsigen Besitz aller Zaubereien der Künste, — es war da nur eine kleine deutsche Residenz. Aber soweit diese und andere locale Vorzüge der Adriastadt, der Marcusplatz, die Piazetta, die prachtvolle Palasteinfassung der Canäle mit ihren Gondeln, durch fürstliche Verschwendung ersetzt werden konnten, war es vollauf geschehen. Das würtembergische Versailles hatte seine üppige und frivole Carnevalstracht angelegt. Da gab es Bälle, Concerte, militärische Paraden, Festinjagden, französische Schauspiele und italische Opern. Heuer begünstigte noch überdieß die freundliche Witterung solche Carnevalsfreuden, deren Schauplatz im Freien

war, so daß die ganze Menge des fremden und einheimischen Publicums daran theilnehmen konnte, sei es in der Rolle von Mitspielern, sei es in der von Zuschauern.

So jetzt in der breiten Allee. Da waren Buden aufgeschlagen, in welchen Herren und Damen vom Hofe allerlei Galanteriewaaren feilboten oder Glückstöpfe hielten oder als Wahrsager und Zigeunerinnen oder als Händler mit Südfrüchten und Liqueurs oder als Waffelbäckerinnen agirten, oder zum Klange von Drehorgeln französische Couplets absangen. Alle waren entweder in vollständigem, ihren verschiedenen Rollen passenden Maskenanzug oder trugen wenigstens den Domino und die venetianische Halbmaske vor dem Gesicht. Zu der letzteren mußte sich Jung und Alt, wer immer die Allee betreten wollte, bequemen, denn das Ganze sollte eine ‚venetianische Messe' vorstellen. Es war eine höchst belebte Szene. Da wurde kokettirt, intriguirt, satirisirt und die etwas freien Carnevalsscherze der Cavaliere beantwortete das silberne Lachen der Damen. Es rauschte und wogte in der Allee von Sammet und Seide in scheinbar zwanglosestem Durcheinander. Französische Actricen und italische Ballettänzerinnen schlüpften durch das Gewühl und verriethen durch freies, neckisches Ge-

bahren, daß sie sich hier so recht in ihrem Element befanden, weit mehr, als die einheimischen Schönen, denen der deutsche Ernst doch mitunter verwehrte, in der frivolen Atmosphäre einer venetianischen Messe mit souverainer Heiterkeit zu athmen.

An Zuschauern fehlte es nicht. Haufen von müssigem Volk standen die Straße entlang und reckten lange Hälse, um von dem wunderlichen Treiben da drüben auch was zu haben. Sie verstanden nicht viel davon, am wenigsten die französischen und italischen Redensarten, welche da umliefen; aber soviel begriffen sie doch, daß es die Vornehmen und ihr Anhang verteufelt gut hätten auf der Welt. „Ja sell isch wohr!“ sagte ein Bäuerlein in kurzen gelben Lederhosen und weißem Zwillichkittel zu einem ebenso gekleideten Nachbar. „Sell isch wohr, Hansjörg. Aber 's isch g'späßig, die fürnehme Leut' do kommet mer halt doch wie lauter Narra für.“ — „Was thut Er davon verstehen, Er Tolpatsch?“ schnauzte eine mächtige Baßstimme hinter dem bäuerlichen Kritiker, welcher sich erschrocken umwandte und einen himmellangen Korporal von den Leibgrenadieren des Herzogs, welche ‚Legioner‘ hießen, vor sich stehen sah. Das mochte dem Bauer nicht sehr geheuer vorkommen. Er riß eiligst seinen Nebelspalter vom

Kopf und bückte sich tief, der Hansjörg that ebenso und Beide verschwanden rasch im Gedränge. Dieses Eindrucks seiner majestätischen Persönlichkeit froh, wandte sich der Korporal zu einigen seiner Kameraden, welche in der Nähe waren. Die Legioner hatten es auch gut auf der Welt, wenigstens was das Zuschauen anging, denn sie ragten um eines Kopfes Länge über das übrige gaffende Volk hinweg. Sie standen da, in Größe und Gestalt von Pappelbäumen, unbeschreiblich stolz auf ihre rothen Uniformfräcke mit schwarzen Aufschlägen und auf ihre hohen, spitzen, mit gelbem Blech beschlagenen Grenadiermützen, die über steinharten, weit den Rücken hinabbaumelnden Zöpfen saßen.

Drittes Capitel.

Es ging gegen Mittag zu, als zwei Herren vom Gasthaus zum Waldhorn die Straße heraufkamen. Sie waren in eifrigem Gespräch begriffen und achteten daher des Carnevalstreibens um sie her nur nebenbei.

„Und Sie haben also Ihren Neveu richtig in die Sklavenplantage auf der Solitude abgeliefert, Herr Bechtold?“ fragte der Eine seinen Begleiter.

Der Fragende war ein Mann in den ersten Dreißigen und von quecksilbriger Beweglichkeit. Er schritt rasch aus und schwenkte im Gehen den modischen Chapeau mit der rechten Hand in der Luft. Er war von etwas mehr als mittlerer Statur und von rüstigem, wenn auch hagerem Gliederbau. Auf seiner breiten, hochgewölbten Stirne leuchtete ein Strahl des Genius, welcher auch aus den hellen, unruhigen, feuerwerfenden Augen blickte. Zu der auffallend großen Peripherie des Kopfes stand die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße in angenehmem Gegensatz. Augen, Nase, Mund und Kinn waren sehr nahe zusammengerückt. Zwischen den Brauen lag eine tiefe Furche, die Spur lebhafter Gedankenarbeit. Die Lippen waren ungewöhnlich roth, aber die schlaff gegen das Kinn hinabsinkenden Mundwinkel verriethen, wie das verschlemmt aufgedunsene Untergesicht überhaupt, wenig Charakterfestigkeit. Er trug sich comme il faut, denn er ging im bordirten Rock, gestickter Weste, kurzer Plüschhose, seidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, den Galanteriedegen an der Seite. Sein frisirtes und starkgepudertes Haar war über jedem Ohr in eine dicke Papillote gedreht

und im Nacken in einen modisch langen Zopf gebunden. Ein nachläßig über den linken Arm geworfener Domino und die mit ihrem Band an einen Rockknopf befestigte schwarze Halbmaske deuteten an, daß der Mann keineswegs ein Feind der Carnevalsfreuden war. Uebrigens lag in seiner ganzen Erscheinung etwas Unsicheres, Schwankendes, eine ebenso schrankenlos offenherzige und gutmüthige als unzuverläßige Sanguinität, etwas Poetisches, Virtuosenhaftes, eine ruhelose, fahrige Genialität, die mit sich selbst uneins war.

Sein Begleiter, ein Fünfziger, hager, lang, war von viel gesetzterem Wesen. Er hatte nicht gerade ungewöhnliche, aber doch entschieden gescheidte Züge. Sein Auftreten machte den Eindruck, als stehe er fest auf den Füßen und habe sich viel in der Welt umgetrieben. Er ging weit einfacher oder wenigstens weit einfarbiger gekleidet als der Andere, aber man hätte wetten mögen, er sei gewohnt, eine gutgefüllte Börse in der Tasche zu tragen.

Was wollen Sie doch mit Ihrer Sklavenplantage, Herr Schubart?" entgegnete Bechtold seinem Begleiter. „Ich habe in der militärischen Pflanzschule auf der Solitude Nichts wahrgenommen, was diese schlimme Benennung rechtfertigte."

„O, das glaub' ich," versetzte der Poet und Musicus, Christian Friedrich Daniel Schubart, dermalen Organist an der ludwigsburger Stadtkirche, mit Lachen. „Wenn Einer über das Weltmeer herüberkommt, um einen neuen Zögling zu bringen, so wird man natürlich Allem aufbieten, sich im günstigsten Lichte zu zeigen."

„Mein lieber Magister, ich bin lange nicht eitel genug, zu glauben, daß man sich meinetwegen besondere Mühe gegeben habe. Der Herzog hat mich allerdings sehr gnädig empfangen . . . ."

„Natürlich, ganz natürlich! Ich wette, er schwelgt jetzt bereits in dem Gedanken, daß Sie seinen Ruhm drüben in der neuen Welt ausposaunen werden. Ich will verdammt sein, in meinem Leben nie mehr etwas Anderes zu hören, als Zilling'sche Predigten, wenn der Herzog im Nothfall nicht den Herostrat spielen würde, nur um von sich reden zu machen."

„In diesem und in jedem Falle hätte er sich in meiner Person ein schlechtes Sprachrohr ausgewählt. Aber Sie müssen mir schon erlauben, lieber Freund, Ihre etwas, wie soll ich sagen? — etwas poetische Ansicht von der Sachlage auf das prosaische Maaß der Wirklichkeit zurückzuführen. Wir Amerikaner, denn einen solchen darf ich mich ja wohl

nennen, wir lieben das Reelle. Nun sehen Sie, es ist, amerikanisch gesprochen, ein Fact, daß sich in dieser langen Reihe von Jahren, seit ich als junger Springinsfeld mit meinen Eltern die schwäbische Heimat verließ, hier Manches und Vieles sogar zum Besseren gewendet hat. Auch gestehe ich, daß es mir wohlgefiel, den Fürsten inmitten der dreihundert Zöglinge seiner Pflanzschule so zwanglos und verständig sich bewegen zu sehen, als wäre die Pädagogik sein eigentliches Element."

Schubart nahm eine Prise aus der dargebotenen Dose seines Begleiters, zog dann die Mundwinkel höhnisch herab und versetzte:

„Ja, ganz recht, mein werther Herr und Gönner, die Pädagogik ist jetzt das Element, in welchem er lebt und webt; denn: —

Weil Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
So ward er ein Schulmeisterlein."

„Ei, lieber Magister," sagte Bechtold lächelnd, „mit der Tyrannei muß es doch nicht so gar viel auf sich haben, wo man solche blutigen Sarkasmen ausgehen lassen darf."

„Ausgehen lassen? Gott behüte mich! Da käme man schön an! Aber es ist meine verdammte Ge-

wohnheit, wenn ein Impromptu mir auf die Zunge schlüpft, dasselbe abzuschnellen . . . . doch Einerlei! . . . Wunderlich kommt es mir immerhin vor, daß ein Amerikaner, der noch dazu ein englischer Lord ist, seinen Sohn in eine von Herzog Karl gestiftete Erziehungsanstalt herübersenden mochte."

„Ei, mein Lieber, die Sache ist nicht so wunderlich, wie Sie Sich vorstellen. Mein seliger Schwager Raleigh, welcher übrigens kein Lord, sondern nur ein schlichter, wenn auch großer, Grundbesitzer und Kaufmann am Potomac war, — mein Schwager Raleigh, sag' ich, hatte eine große Vorliebe für die deutsche Art. Ich darf wohl sagen, daß meine gute Schwester ihrem Gatten diese Vorliebe eingeflößt hat, denn sie ist eine vortreffliche Frau. Als er, viel zu früh für seine Familie, dahingegangen, fand sich in seinem Testament die Bestimmung, daß von seinen zwei Söhnen der ältere in Amerika, der jüngere aber in Deutschland erzogen werden sollte. Jener, um fünf Jahre älter als dieser, befindet sich jetzt auf dem Colleg Cambridge bei Boston. Mit meinem jüngeren Neffen hab' ich mich als Vollstrecker des letzten Willens meines Schwagers nach Europa und Deutschland aufgemacht. Ich beabsichtigte zuerst, den Knaben im Philanthropinum zu Dessau unterzu-

bringen; allein ich muß gestehen, daß mir das dortige Treiben nicht gefiel und daß ich bezweifle, es werde diese spielende, breiweiche Methode Männer erziehen, welche den Geschäften und Stürmen des Lebens gewachsen wären. Basedow selber, der große Pädagog und Philanthrop, von welchem ich in London auf meiner Herreise Wunder gehört hatte, mißfiel mir ganz entschieden . . ."

„Er ist ein Cyniker, hörte ich."

„Ein entschiedener, ein solcher, daß ich mich versucht fühlte, auf den berühmten Mann unser gutschwäbisches Wort Schweinigel anzuwenden . . . ."

„Aber doch, bitt' um Verzeihung, ein genialer Mann. Es hat Keiner den Rousseau so gut verstanden, wie Basedow, Keiner sich so energisch bemüht, der Rousseau'schen Reform der Erziehung in Deutschland Raum zu schaffen."

„Das mag sein; aber sehen Sie, Werthester, es ist mit dem Rousseau doch eine gar eigene Sache. Mein trefflicher Schwager war ganz begeistert von des Mannes Schriften und ließ nicht ab, bis auch ich, der ich sonst von Büchern meist nur die Comptoirbücher zur Hand nehme, die Rousseau'schen las. Sie umnebelten auch mir Anfangs den Kopf nicht schlecht, doch wurde ich früher wieder nüchtern als mein guter

Schwager, der ein hochherzigster und heißblütigster Virginier war. In Amerika ist nicht der Boden, wo die Schwärmerei für das Naturevangelium Rousseau's in die Länge gedeihen kann."

„Wie, in den Urwäldern, in den Savannen, unter den harmlosen Indianern nicht? Und warum denn nicht?"

„Weil man dort mit der Natur und mit den harmlosen Indianern, wie Sie dieselben charakterisiren, viel zu viel zu schaffen und zu kämpfen hat, als daß man nicht bald zur Erkenntniß gelangte, es seien, um mit beiden fertig zu werden, ganz andere Mittel vonnöthen als Rousseau'sche Ideen."

„Das klingt nicht sehr poetisch."

„Ist aber desto wahrer. Amerika, lieber Freund, braucht Männer, praktische Männer, statt poetischer Träumer. Wir haben dort keine Zeit zum Phantasiren."

„O weh!"

„Keineswegs. Die Wirklichkeit, die baare Wirklichkeit bietet dort Bedeutendes und Großes genug. Eine neue Welt, ein neuer Staat ist dort im Werden und gerade jetzt sind die bestimmtesten Anzeichen da, daß die nordamerikanischen Colonien reif und entschlossen sind, von dem Gängelband Englands sich

loszumachen. Doch davon red' ich Ihnen ein andermal, bevor ich meine Rückreise antrete . . . Ich fand also die Basedow'sche Erziehungsmethode für meinen Neffen und Mündel nicht passend, und da ich ihm ohnehin das Heimatland seiner Mutter zeigen wollte, ging ich über Leipzig und Frankfurt, wo ich Geschäfte hatte, hieher. Allenthalben auf meinem Wege hört' ich viel Rühmliches von der herzoglichen Anstalt auf der Solitude. Ich besuchte sie, sie gefiel mir und so hab' ich ihr meinen George anvertraut."

„Und Sie glauben, der Knabe werde dort befähigt werden, dereinst ein freier Amerikaner zu sein?"

„Ja, denn wer wahrhaft frei sein will, muß die Disziplin kennen und achten lernen. Glauben Sie mir, ich habe die Sache mit aller Gewissenhaftigkeit überlegt; denn da ich selber kinderlos bin, liebe ich die Söhne meiner Schwester, als wären sie die meinigen. Den Ausschlag für meinen Entschluß gab übrigens der glückliche Umstand, daß ich meinen Neffen auf der Solitude in der Nähe einer befreundeten Familie weiß."

„Was ist das für eine?"

„Die des Hauptmanns Schiller, welcher die Aufsicht über die Gärten des herrlichen Lustschlosses hat.

Ich habe in ihm zu meiner großen Freude einen Freund aus der Jugendzeit ganz unvermuthet wieder gefunden. Er ist ein tüchtiger und würdiger Mann."

„Allerdings, daneben freilich ein Pedant."

„Hm, ihr Herren Poeten habt darüber Ansichten, die ein Geschäftsmann nicht immer unterschreiben kann. Mein Freund, der Hauptmann, wird mit seiner Frau . . . ."

„Ach, das ist ein liebes Weibchen! Hat eine poetische Ader, sag' ich Ihnen, und dabei viel Humor. Der kleine Fritz, der hier am Lyceum studirt, hat was von der Mutter abbekommen. Ist ein verteufelt aufgeweckter Junge, der Fritz. Macht lateinische Verse, daß es eine Art hat. Und dabei hat der Bursch so Etwas in seinem Auge, so Etwas wie Genie."

„Freut mich, das zu hören, Herr Schubart. Ich hab' dem jungen Schiller einen Gruß von seinen Eltern zu sagen und daß sie ihn heute besuchen werden. Die Frau Hauptmännin will ihrem Sohn eine Extra-Freude machen, weil das letzte Zeugniß so gut ausgefallen. Er wohnt, ... warten Sie ich hab' mir's notirt . . ."

„Lassen Sie Ihre Notiztafel nur stecken. Der Fritz wohnt bei dem Präzeptor Winter und der Buckel des armen Jungen hat, wie ich weiß, schon

oft und schmerzlich empfunden, was das für ein grimmiger Schulfuchs und Haustyrann ist. Ich zeige Ihnen das Haus . . . . . . Aber hören Sie doch, wie plaisirlich es da drüben in der Allee zugeht."

In der That klang helles Lachen aus der Allee herüber, wo die verschiedenen „Plaisirs" einer „venetianischen Messe" im vollen Gange waren.

Die beiden Männer blieben stehen und Herr Bechtold hätte es seinem Begleiter leicht ansehen können, daß derselbe gar zu gern in das untere Gewühl sich gemischt hätte.

„So Etwas haben wir freilich nicht in unserem Amerika," sagte der amerikanisirte Deutsche. „Es geht dort durchweg ernst und nüchtern zu und sogar bei den Vergnügungen dominirt eine gewisse puritanische Steifheit, insbesondere in den nördlichen Colonien, in den eigentlichen Neu-Englandstaaten."

„Das muß aber allmächtig langweilig sein," bemerkte Schubart.

„Für einen Mann, der wie Sie an das rauschende Leben einer europäischen Residenz gewöhnt ist, allerdings. Indessen hat das Leben in Amerika auch seine eigenthümlichen geselligen Reize und bei uns, in Virginien, ist Alles zwangloser als in Neu-

England, wenn auch die Grenzen ehrbarer Sitte überall streng eingehalten werden."

Trommelwirbel schallte vom Schloßhofe herauf.

„Ah," sagte Schubart, „die Schloßwache tritt ins Gewehr: Unser Durchlauchtigster wird also die Bewohner seiner guten Stadt mit seiner Erscheinung beglücken."

Von der Allee her kam in diesem Augenblick eine Dame in elegantester Carnevalstoilette über die Straße. Sie war von schönem Wuchs und unter ihrem weitbauschigen Rock kamen ein paar niedliche Füße zum Vorschein, welche in Schuhen von blauem Sammet, mit zollhohen rothen Absätzen stacken. Indem sie an den beiden Männern vorüberkam, erwiderte sie Schubarts tiefen Bückling mit einer Art majestätischer Herablassung. Sie hatte die Halbmaske abgenommen und enthüllte Züge, welche von Augen voll südlichen Feuers belebt waren, allein im Uebrigen trotz meisterhaft angewandter Schminkkunst doch ziemlich verlebt und veraltet aussahen. Dießseits der Straße blieb sie stehen und schaute, wie alle Welt, erwartend gegen das Schloß hinab.

Von dorther kam die herzogliche Equipage die Straße herauf. Vorreiter in gelb und schwarzer Liverei sprengten vor dem von acht Schimmeln gezoge-

nen Wagen her. Leibjäger in grünen goldbesetzten Röcken ritten rechts und links am Schlag, ein halb Dutzend Leibhusaren in prächtigen, mit kostbarem Pelzwerk verbrämten rothen Wämsern escortirte den Wagen, in welchem Herzog Karl mit dem Oberst von Montolieu, einem seiner Adjutanten, saß. Man sah dem Fürsten, welcher in der Mitte der vierziger Jahre stand, seine wildverlebte Jugend nicht an. Eine außerordentlich robuste Gesundheit hatte ihm über die Folgen eines Wandels hinweggeholfen, welcher einen Andern geistig und körperlich hätte ruiniren müssen.

Karl war noch immer ein schöner Mann. Sein blaues Auge leuchtete von Geist, und wie er so dasaß im offenen Wagen, mit seinem goldbordirten dreieckigen Hütchen, seiner mit Bouclen versehenen, gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschrothen Rock, seiner gelben Pattenweste und hohen Stiefeln, hatte seine Erscheinung etwas Imposantes, obwohl dieser Aufzug unserem veränderten Geschmack barock genug vorkommen mag.

Er hatte eines jener so wirkungsreichen Mittel, womit Fürsten die Menschen zu bezaubern vermögen, all sein Lebenlang vollkommen in seiner Gewalt: ein äußerst leutseliges Gebahren gegen die Menge. Auch heute machte er von diesem Mittel reichlichsten

Gebrauch, indem er die devoten Reverenzen, welche ihm rechts und links dargebracht wurden, mit freundlichem Lächeln erwiederte. Nur einmal fuhr eine Wolke über sein Gesicht, als ihn beim Vorüberfahren die Dame, deren wir erwähnten, in sehr graziöser und unterwürfiger, aber dabei auffallender Weise mit dem Fächer grüßte. Karl wandte sich ab, ohne diesen Gruß einer Erwiederung zu würdigen, und der Wagen rollte dahin.

Nun rings ein Gemurmel und Geflüster, wie man es eben nur von Residenzbewohnern bei solchen Gelegenheiten hören kann: —

„Wie gut Se. Durchlaucht aussehen!“ — „Wo fährt er hin? Nach der Solitude oder bloß nach dem Salon?“ — „Will er die Gräfin von Hohenheim besuchen?“ — „Er ist halt doch ein charmanter Herr und einen zweiten Karl gibt's in der Welt nicht!“

Die Dame jedoch schien den Herrn nicht sehr „charmant“ zu finden. Sie murmelte Etwas zwischen den Zähnen, was auf ein Haar einem mit echtem italischen Accent gesprochenen Maledetto! glich, kehrte sich um und verschwand mit eiligeren Schritten, als ihrer vornehmen Tournüre eigentlich zukamen, in einer Seitenstraße.

Schubart sah ihr mit schallendem Gelächter nach.

Herr Bechtold blickte ihn verwundert an und fragte:

„Was war denn das?"

„Ein Wechsel, ausgestellt auf die Erinnerung an vergangene Schäferstunden, aber nicht acceptirt!" erwiederte der Poet, noch immer lachend.

„Ich verstehe Sie nicht ganz. Wer ist die Madame?"

„Die Madame? Ja, das war vor Zeiten ihr offizieller Titel und es hatte derselbe eine ganz andere Geltung, als der Titel „Ihre herzogliche Durchlaucht," welchen die bayreuther Prinzessin Elisabetha Friederike Sophie, die Gemahlin unseres Durchlauchtigsten, führt. Die Madame, welche Sie dem Herzog so ungeschickt sich ins Gedächtniß zurückrufen sahen, ist keine geringere Person als Augusta Gardella, Tochter eines venetianischen Gondoliers oder Lastträgers, vormals Tänzerin an der herzoglichen Oper, dann in ihren schönen Tagen Favoritsultanin unseres allergnädigsten — Sultans. Schon seit lange ist sie aber eine gefallene Größe. Haben Sie nicht bemerkt, daß die alte Närrin noch immer blaue Schuhe trägt?"

„Blaue Schuhe?"

„Nun ja. Haben Sie denn nie gehört, daß in Karls pomposesten Tagen seine offiziellen Odalisken das vielbeneidete Vorrecht hatten, blaue Schuhe zu tragen? Es waren freilich meist italienische und französische Füße, welche in solchen Schuhen stacken, aber ich könnte Ihnen doch mehr als eine würtembergische Mutter von vielen Ahnen namhaft machen, welche viel darum gegeben hätte, die Füße ihrer Tochter mit blauem Sammt oder Atlas bekleidet zu sehen. Die privilegirten Schuhe der Gardella sind jedoch so unreparirbar ausgetreten, daß sie dieselben auf den nächsten besten Komposthaufen werfen sollte, Sic transit gloria mundi sandaliorumque ..... Was meinen Sie?"

„Ich meine, den Leuten in Amerika würde so ein Schuh-Vorrecht noch unleidlicher vorkommen als die Privilegien der englischen Krone. Das ist ja eine beispiellos freche Verhöhnung von Sitte und Anstand."

„Beruhigen Sie Sich, mein Werthester. Wir sind jetzt darüber hinweg, über die blauen Schuhe nämlich. Seit die tugendsame Donna Schmergelina die Stelle einer Coeurkönigin eingenommen, ist es mit der excentrischen Galanterie so ziemlich vorüber, vielleicht für immer."

„Donna Schmergelina? Es gibt dermalen wunderliche Namen in Alt-Würtemberg."

„O, mein Lieber, was diesen Namen angeht, so ist er so zu sagen eine Erfindung Ihres gehorsamen Dieners. Aber Sie wissen doch, wen ich damit meine?"

„Nein."

„Nun, wen anders als die Franzel, vulgo Franziska Reichsgräfin von Hohenheim, denn dazu hat sie das Gold ihres Liebhabers und die Gefälligkeit des kaiserlichen Hofes gemacht. Es ist ihr nicht an der Wiege gesungen worden. Ich kenne ihre Familienverhältnisse wohl, denn sie ist unweit von meiner Vaterstadt Aalen zu Hause und ist die Tochter des Herrn von Bernardin, eines armen Schluckers von Edelmann, dem ein kleiner Theil des Gutes Adelmannsfelden gehörte. Sie ist aber schon als junges Mädchen sehr gescheidt gewesen und so gelang es ihr, obgleich sie nie, selbst in ihrer ersten Blüthe nicht, eine blendende Schönheit war, einen reichen Gemahl zu erobern, den bayreuthischen Kammerherrn von Leutrum, welcher freilich ein Ungeheuer von Häßlichkeit war, ein Kameel im figürlichen Sinn nicht nur, sondern auch im wörtlichen, denn er war mit einem ansehnlichen Höcker ausgestattet. Karl

lernte die Frau von Leutrum auf einem Ausflug nach Pforzheim kennen, wo sich der Adel der Umgegend zur Begrüßung des Herzogs versammelt hatte. Die Baroneß that's ihm auf der Stelle an. Er fing Feuer, wie vielleicht noch nie, und das will viel sagen. Da hat er denn auch sogleich seine Maßregeln getroffen. Er ernannte den Leutrum zu seinem Reisemarschall, was dem Baron die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszueilen, während seine Gemahlin ihren Platz in Karls Kutsche fand, welche bei der Ankunft in Ludwigsburg nicht vor dem Schloß, sondern vor dem Lustschlößchen La Favorite drunten im Parke hielt. Während sich der Herzog dort mit der Baroneß verständigte, blähte sich der Herr Reisemarschall im Gefühl seiner neuen Würde in den Gemächern des Schlosses, natürlich zum großen Ergötzen der Hofleute, deren Flüstern und Lächeln er sich Anfangs nicht zu deuten wußte. Da indessen seine Anwesenheit unbequem zu werden anfing, erhielt ein munterer Kammerherr den Auftrag, dem Herrn Reisemarschall die erstaunliche Neuigkeit zu erzählen, es sei in Ludwigsburg ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, dem auf der Herreise plötzlich Hörner gewachsen. Da endlich merkte der Arme, welche Stunde die Glocke geschlagen, und

fand für gut, sofort auf seine Güter zu verschwinden. Seine Frau Gemahlin jedoch hielt es nicht für angemessen, dieses Beispiel nachzuahmen. Die Weiber haben, wie Sie wissen, ihre eigenen Launen und es gefiel der Baroneß in unserer Residenz und deren Umgebungen so gut, daß sie beschloß, ihren bleibenden Aufenthalt bei uns zu nehmen."

Herr Bechtold, dessen Geschmack weder die erzählte Geschichte noch der frivole Ton zusagte, in welchem sie vorgetragen wurde, schwieg nachdenklich. Schubart fuhr fort:

„Der Herzog hatte es bei der Entführung der Baroneß ohne Zweifel nur auf eine der zahllosen Liebesepisoden seines Herrscherlebens abgesehen. Aber da hatte er die Rechnung ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht. Donna Schmergelina verstand es, den losen Vogel festzuhalten. Sie wußte die Empfindsame und Tugendhafte zu spielen und das hatte und hat noch jetzt für den Herzog den Reiz der Neuheit. Es verleidete ihm die frechen welschen Courtisanen. Franziska ist jetzt Reichsgräfin und Hofleute, welche mit den Wetterzeichen bei Hofe genau vertraut sind, behaupten, Karl würde seine Geliebte in aller Form heiraten, wenn ihm nur die

Herzogin den Gefallen thun wollte, das irdische Jammerthal mit den himmlischen Freuden zu vertauschen."

„Alle diese Verhältnisse," sagte Herr Bechtold, „wollen sich schlechterdings nicht in die Anschauungen einfügen, welche ich seit dreißig Jahren geschöpft. Indessen hörte ich nicht nur in Würtemberg, sondern auch anderwärts in Deutschland, daß die Beziehungen des Herzogs zu der Gräfin von Hohenheim einen günstigen Einfluß auf den Fürsten geübt hätten. Selbst ein so strengdenkender Mann, wie mein Freund, der Hauptmann Schiller, äußerte sich in dieser Weise."

„Der Hauptmann Schiller," warf Schubart ein, „ist der Diener des Herzogs und ganz und gar von dessen Gnade abhängig."

„Aber auch die Frau Hauptmännin, doch gewiß eine durch und durch ehrbare Frau, war des Lobes der Gräfin voll. Diese sei, wie sie mir sagte, voll edelster Herzensgüte und voll seltener Anmuth im Benehmen gegen Hoch und Niedrig."

„Das Letztere, ja, das muß man ihr lassen. Gewiß, zu benehmen weiß sie sich, die Donna Schmergelina."

„Sie scheinen ihr nicht hold zu sein, lieber Freund. Und doch sei sie, wie ich hörte, auch durch ihre ungewöhnliche Bildung vor vielen Frauen ausgezeichnet."

„Bah, bah! Lauter Schein und Scheinheiligkeit, hinter welcher sich die ungemessenste Herrschsucht versteckt. Wer nicht devotest nach ihrer Pfeife tanzt, dem weiß sie's einzuträuken."

„Aber es soll doch Thatsache sein, daß der Herzog seit seiner Verbindung mit dieser Frau die Uebung seiner Pflichten gegen das Land ernster sich angelegen sein lasse, daß er das Gute fördere, für die Hebung der Landwirthschaft und des Unterrichts sorge und überdieß die rasende Verschwendung seiner früheren Jahre bedeutend ermäßigt habe."

„Sultanslaunen, werthester Herr und Gönner, Sultanslaunen, weiter Nichts. Ei, ja freilich, er hat eingesehen, daß die Schafe keine Wolle mehr geben würden, wenn man nicht einigermaßen für ihre Bedürfnisse Sorge trüge. Ist diese Einsicht etwa ein Verdienst? Und was die Ermäßigung der verschwenderischen Hofwirthschaft angeht, — na, Sie werden, mein' ich, seit Ihrem Hiersein nicht sehr viel Sparsamkeit wahrgenommen haben."

„Allerdings nicht, und da ich sagen darf, daß ich von Geldsachen Etwas verstehe, so muß ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, wie das würtemberger Land im Stand war und ist, die ungeheuren Summen aufzubringen, welche ein so glänzender Hof-

halt nothwendig verschlingen mußte und noch verschlingen muß."

„O, Herr Bechtold, das würtemberger Land ist unerschöpflich und schier nicht zum Umbringen. Der Herzog kennt die Hilfsquellen desselben perfect. Sehen Sie, da drüben an der Straßenecke stand bis vor wenigen Jahren die Bude, in welcher der infame Wittleder, einer der Schätzeheber des Herzogs, alle Aemter und Stellen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, öffentlich versteigerte. Damit ist's jetzt vorbei, weil zuletzt Niemand mehr sein gutes Geld in die Bude tragen wollte, da die armen Tröpfe, welche es gethan, gar zu schmählich angeschmiert waren. Nein damit ist Nichts mehr zu machen. Allein unser Allergnädigster hat noch andere Prägestöcke, — ich meine nicht die in der Münze zu Stuttgart. Ist mir recht, so kann ich Ihnen noch heute einen der absonderlichsten zeigen. Freilich, das Bild hinkt oder entspricht vielmehr der Sache ganz und gar nicht. Es wäre thunlicher, den Herzog als eine neue Art von Viehzüchter darzustellen. Sie müssen nämlich wissen, daß häufig Mynheers aus Holland zu uns heraufkommen, um Vieh einzukaufen. Allmählig hat nun ihr Geschmack am schwäbischen Fleisch eine höchst ab-

norme Richtung genommen, indem er vom thierischen auf das menschliche überging."

„Sie sind ein Mann von Humor, lieber Schubart."

„Sie meinen, ich scherze, Werthester? Aber dießmal täuschen Sie Sich ganz und gar. Nein, nein! Und wenn auch uns miserabeln Deutschen Nichts mehr geblieben sein sollte, als der bittere Sarkasmus und das verzweiflungsvolle Lachen, eher doch möge meine Zunge verdorren, als daß ich soweit käme, über diese bodenlose Schmach zu scherzen und zu lachen."

Bechtold sah verwundert auf.

Der da neben ihm herging, war nicht mehr der leichtfertige Poet und Musicus, sondern der zürnende Patriot.

Schubart hatte sich hochaufgerichtet und seine Augen sprühten Feuer unter den finster zusammengezogenen Brauen hervor.

„Sie sind bewegt, werther Freund," sagte Herr Bechtold theilnehmend.

„Wer auch sollte darob unbewegt bleiben können?" entgegnete Schubart und setzte, nach seiner wetterwendischen Art rasch wieder in einen leichteren Ton fallend, hinzu: „Ich wette, auch Ihre Contenance, Ihre alt- oder neuenglische Contenance hält nicht Stand gegenüber der Carnevalsszene, welche

ich Ihnen heute noch zeigen zu können hoffe oder vielmehr fürchte . . . . . Doch sehen Sie, da kommt gerade der Bub' Ihres Freundes daher, der junge Schiller."

Viertes Capitel.

Die beiden Männer waren während ihres Gespräches fast an's Ende der Straße gelangt und im Begriff, rechtshin in eine ins Innere der Stadt führende einzubiegen, als ihnen von dorther zwei Knaben entgegenkamen, mit ihren Schulbüchern unter dem Arm. Sie waren von gleichem Alter, etwa dreizehnjährig, aber von sehr ungleichem Aussehen. Der eine war ziemlich klein für die angegebene Altersstufe, untersetzt, braun von Gesichtsfarbe und dunkel von Haaren, im Ganzen ein hübsches Bürschchen, was von dem andern keineswegs gesagt werden konnte. Dieser war nämlich hochaufgeschossen und seine ungewöhnlich langen Beine standen zu dem kurzen Oberkörper in einem sehr mißlichen Verhältniß. Sein langes, schmales, blasses Gesicht war mit Sommersprossen dicht besäet, die Ränder seiner blaugrauen Augen waren entzündet und unter seiner Mütze hervor stachen Büschel hochrothen Haares. Seinen

Bücherpack nachlässig im linken Arm haltend und mit der Rechten lebhaft gestikulirend, redete er eifrig auf seinen Kameraden hinein, und was er sagte, mußte belustigend sein, denn der Kamerad lachte im Gehen hellauf.

„Sehen Sie, Herr Bechtold," sagte Schubart, „der Rothkopf dort ist der junge Schiller; der andere, sein Leibkamerad, ebenfalls ein Offizierssohn, heißt Hoven. . . . He da, Ihr beiden Fritzen!" fuhr er zu den Knaben gewandt fort; „kommt mal her!"

Die Angerufenen kamen über die Straße herüber. Sie kannten den Magister und Stadtorganisten sehr gut, denn dieser war einer der öffentlichen Charaktere der Residenz und überdieß ein guter Bekannter ihrer Familien. Sie grüßten höflich, aber es schien ihnen etwas ganz besonders Lustiges im Kopfe zu stecken, denn sie konnten das Kichern kaum verhalten.

„Was habt Ihr denn, Ihr Teufelsjungen?" fragte sie Schubart. „Habt Ihr dem grimmigen Präzeptor einen Possen gespielt oder hat Euch der Spezial Zilling ein Donnerwetter vergeorgelt, daß die Milch in den Töpfen gerann?"

Die Knaben blinzelten den fremden Herrn Bechtold forschend an, brachen dann aber gänzlich in ein lautes Lachen aus.

Der rothhaarige Fritz stieß den schwarzhaarigen mit dem Ellenbogen an und flüsterte:

„Sag' Du 's, Fritz!"

„Nein, Fritz, sag' Du 's!" erwiederte der Schwarze dem Rothen.

Dann lachten wieder Beide.

„Nun, Ihr Schlingel," polterte Schubart, „wollt Ihr mich zum Narren haben? Was verursacht Euch denn ein so herzinnigliches Gaudium? heraus damit!"

Fritz Schiller blinzelte heftig mit den Augen, wie es seine Gewohnheit war, und sagte dann, sich zu möglichstem Ernst zwingend:

„Ei, Herr Schubart, Sie sind ja auch ein Gelehrter und haben Theologiam studirt. Bitte sagen Sie uns: ist es wahr, hat die lutherische Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne?"

„Ja, hat sie wirklich Zähne von Elfenbein?" fragte nun auch Fritz Hoven.

„Was, zum Teufel, soll das heißen, Ihr Racker?" gab Schubart zurück.

„Ja, sehen Sie, Herr Schubart," sagte der rothe Fritz mit Gravität und Pathos, „es ist ein verwickelter Casus."

„Ja wohl," schaltete der schwarze Fritz ein.

„Die Sache ist noch verwickelter und schwieriger als die Conjugation der Verba auf Mi.“

Und jetzt, da die Redseligkeit der Knaben einmal im Gange und sie schlau genug waren, zu wissen, daß ihr Histörchen dem Poeten baß gefallen würde, wetteiferten sie im Vortrag desselben.

„Sehen Sie, Herr Schubart, da hat uns Se. Ehrwürden der Herr Spezial Zilling heut' in der Religionsstunde das Hohelied Salomonis erklärt —“

„Und ausgelegt und exegetisch tractiret, wie er sagte.“

„Und da haben wir gelesen, daß die Braut Salomonis Zähne von Elfenbein hatte —“

„Und einen Hals wie der Thurm auf Libanon, so gen Damaskus schaut —“

„Und da hat uns Se. Ehrwürden erklärt, das Alles sei parabolisch zu verstehen —“

„Und Salomonis Braut das sei die lutherische Kirche —“

„Und da that einer von uns Se. Ehrwürden fragen, ob denn die Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne habe —“

„Und da ging dann ein erschreckliches Donnerwetter los.“

Schubart lachte unbändig.

„O, das ist groß!“ sagte er. „Ich hätte mögen das Gesicht des Kerls sehen . . . . will sagen Sr. Ehrwürden. Gewiß hat er vor Wuth gefaucht wie ein rabbiater Relling . . . . Aber wer von Euch beiden Fritzen hat denn die Frage von wegen der elfenbeinernen Zähne gethan? Er soll einen Dreibätzner von mir haben; ja bei Bacchus und Venus den soll er haben.“

Ein Dreibätzner war eine große Versuchung, der um so unbedenklicher nachgegeben werden konnte, als Allem nach einer der beiden Fritzen in der That die Frage gestellt hatte, welche den leichtblütigen Poeten und Musicus so sehr ergötzte. Dennoch wollten die Knaben mit der Antwort nicht herausrücken. Der schwarze Fritz begann zwar: „Da, mein Kamerad . . . .“ aber er stockte sogleich wieder und blickte wie sein Kamerad verlegen zu Boden. Das kam daher, daß der strenge Blick des fremden Herrn sie einschüchterte. Bechtolds durchaus solider Sinnesweise schien die Art, wie Schubart mit den Knaben verhandelte, durchaus unpassend, und als der Musicus seine Börse zog — ach, sie enthielt kaum viel mehr als ein paar Dreibätzner — und seine Lockung wiederholte, mischte er sich ein, indem er zu dem jungen Schiller sagte:

„Lieber Fritz, was würden Dein braver Vater und Deine fromme Mutter sagen, wenn sie hörten, daß Du über Sachen der Religion und über Deinen Religionslehrer auf öffentlicher Straße in der Manier, wie Du thatest, Dich auslässest? Ich bin ein Bekannter Deines Herrn Vaters, habe ihn gestern auf der Solitude besucht und soll Dich von ihm und der Frau Mutter grüßen und Dir sagen, daß sie heute Nachmittag in die Stadt kommen werden.“

Der Knabe war über und über roth geworden, nicht so fast im Gefühl eines begangenen Fehlers, wie es schien, als vielmehr im Bewußtsein, daß der Fremde eine unrichtige Meinung von ihm hege. Seine Schüchternheit, die sich auch in der merkwürdig unbehilflichen Körperhaltung ausdrückte, verwehrte ihm jedoch, eine Rechtfertigung zu versuchen, und er sagte endlich nur in abgebrochenen Worten:

„Ich bitte Sie, sagen Sie meiner Mutter nichts davon, Herr. Nicht um meiner willen, nein gewiß nicht, sondern um ihrer willen . . . . . Es würde ihr wehthun . . .“

„Wohl, um dieses Wortes willen soll Deine Unbesonnenheit verschwiegen bleiben und ich hoffe, Du habest Verstand genug, keine ähnliche mehr zu begehen.“

Er gab dem Knaben die Hand und zwar keine leere, denn als Fritz die seine zurückzog, fand er darin einen Maria-Theresia-Thaler.

Schubart hatte zu der Zurechtweisung, welche Herr Bechtold dem knabenhaften Uebermuth angedeihen ließ, eine Miene gemacht, als wollte er sagen: „Was für ein verdenkerter Pedant ist das!" Jetzt bemerkte er in seiner sorglosen Weise:

„Nu, nu, werther Freund und Gönner, man muß das Ding eben von der humoristischen Seite nehmen. Ich danke Gott, daß er so gnädig war, unter andern hübschen Sachen, über welche ich mich jetzt nicht specialiter verbreiten will, auch den Humor zu schaffen. Der Mensch ist im Allgemeinen eine so prosaische, ernsthafte Bestie, daß er unausstehlich würde, wenn nicht auch den Ernsthaftesten zuweilen der neckisch gaukelnde Götterknabe Humorus einen Nackenschlag versetzte. Wie Vieles macht er wieder gut, was die ernsthafte Dummheit der Menschen bös gemacht hat! Sehen Sie, da wird mit dreizehnjährigen Jungen . . . ."

Herr Bechtold gab dem Poeten einen Wink mit den Augen, auf die Anwesenheit der beiden Knaben Rücksicht zu nehmen, allein Schubart war nun einmal

im Zug, und wenn er das war, pflegte er die Rücksichten mit souverainer Verachtung zu behandeln.

„Ja," fuhr er fort, „da wird nun mit dreizehnjährigen Jungen in dummbester oder bestdummster Absicht der Schir Haschirim Salomonis gelesen, an und für sich schon eine pädagogische Monstrosität, kaum geringer, als wollte man den Jungen des Ovidius Buch von der Liebeskunst zum Exponiren geben. Da man nun aber einmal eine Dummheit gemacht, macht man gerade noch eine zweite, damit die erste nicht allein stehe. Was Wunders, wenn da zuweilen der Humor plötzlich seinen allerhöchsten Spaß treibt? Und wenn er es thut, warum soll man nicht darüber lachen dürfen? Es ist ein köstlich und gesundes Ding um das Lachen, wie schon Doctor Luther eindringlich gesagt hat. Nur ein Mensch, welcher die Gottesgabe, die in dem Reiz der Lachmuskeln liegt, entweder gar nicht besitzt oder wenigstens nicht zu schätzen weiß, kann heute noch mit hölzerner Ernsthaftigkeit in das glühende Hohelied der Hebräer eine abgeschmackte Allegorie hineindeuten. Müssen sich da nicht mit Nothwendigkeit die allerlächerlichsten Consequenzen ergeben? Die Sulamith des hebräischen Dichters soll die lutherische Kirche sein? Ei, in diesem Falle ist

Sr. Ehrwürden der Herr Spezial ein integrirender Theil der Sulamith. Nun aber denke man sich den Mann! Zwar, was seine Nase angeht, so dürfte dieselbe mit dem Thurm auf Libanon, so gen Damaskus schaut, etwelche Aehnlichkeit haben. Was jedoch seine Zähne betrifft, o großer Gott, seine Zähne." ..

„Wehe dem, der da wandelt im Rath der Gottlosen und tritt auf den Weg der Sünder und sitzet auf dem Stuhl der Spötter!" ließ sich plötzlich im Rücken des Poeten eine widerwärtig angespannte, fette Stimme vernehmen.

Fünftes Capitel.

Schubart fuhr erschrocken herum und er hatte guten Grund, zu erschrecken.

Der Mann, welcher vor ihm stand und vorhin das strafende Bibelwort gesprochen, war sein Vorgesetzter, der Spezial Zilling, von welchem seine Existenz zunächst abhing. Dieser Mann, der ihm, wie er wohl wußte, ohnehin durchaus nicht freundlich gesinnt war, hatte seine Rede mitangehört. Ein fataler, ein sehr fataler Zufall.

Allerdings konnte eine Vergleichung der salomo-

nischen Sulamith mit Sr. Ehrwürden für den Spezial-Superintendenten von Ludwigsburg nicht sehr schmeichelhaft ausfallen. Weder der große dreieckige Hut, den er auf der dickgekleisterten Frisur sitzen hatte, noch das schwarze Mäntelchen, noch die großen weißen Bäffchen, noch das lange Rohr mit goldenem Knopf, welches er in der Hand trug, vermochten seiner Erscheinung etwas Würdiges zu verleihen. Die Natur hatte ihn gar zu stiefmütterlich bedacht. Eine schmale, gedrückte Stirne, kleine rothumränderte Kakerlakaugen, eine lange, aber platte Nase, in Form einer gequetschten Feige, in eine Spitze oder vielmehr Knolle auslaufend, deren Röthe, wie die bösen Zungen der Residenz behaupteten, keineswegs ein Widerschein innerer Andachtsglut war, eine schmutzig gelbe Gesichtsfarbe, endlich ein über alle Maaßen großer Mund, aus welchem ein paar große gelbe Zähne einsiedlerisch hervorstanden, — das Alles formirte eine Physiognomie voll geistloser Häßlichkeit, welche durch einen starken Zug von Hochmuth zwischen den kaum sichtbaren Brauen durchaus nicht liebenswürdiger gemacht wurde.

Der Herr Spezial schleuderte dem Poeten einen Blick zu, welcher sagen zu wollen schien: „Hab' ich Dich einmal?“ Dann stieß er sein Rohr auf das

Pflaster und ließ den beiden Knaben, die nicht wenig betreten ihre Mützen zogen, einen Seitenblick zu Theil werden, dessen Bedeutung leicht zu verstehen war. Sie schlichen still davon und waren wahrscheinlich froh, als sie um die nächste Ecke waren.

Schubart, höchst verlegen, fühlte den Druck des peinlichen Moments in seiner ganzen Schwere. Vielleicht hätte er sich sogleich vor dem gefürchteten geistlichen Würdenträger gedemüthigt, wenn ihn nicht die Anwesenheit Bechtolds verhindert hätte, seine Männlichkeit gar zu sehr bloßzustellen. Er wünschte lebhaft eine Intervention von Seiten seines Begleiters, da aber dieser in der Verwirrung des Augenblicks nicht dazu geneigt schien, mußte er schon selbst den Versuch machen, sich aus der Klemme zu ziehen, so gut es eben gehen wollte.

„Herr Spezial,“ begann er unterwürfig.

Allein Zilling unterbrach ihn sofort, indem er mit Härte sagte:

„Wenn Er mit mir reden will, so vergeß' Er vor allen Dingen nicht, den gehörigen Respect zu beobachten und mir den gebührenden Titulum zu geben.“

„Ihr Ehrwürden . . . “

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt! . . . In

Ausführung eines allerdurchlauchtigsten, von Seiten Serenissimi mir ertheilten mandati komme ich meines Weges daher, herzoglicher Geschäfte halber Nichts denkend, und siehe da, was geschieht? Ja, was geschieht? Wie ein salva venia Lotterbube steht der Mußje an der Straßenecke und stiftet zwei boßhaftige Schlingel von . . . von . . . nun, ist schon recht, optime, werden ihr wohlzugemessenes Deputat kriegen, die beiden Fürwitze . . . ja, item, mein Mußje Stadtorganist, statt gebührenden Respectes gegen eine hohe Obrigkeit und allzu nachsichtige Vorgesetzte eingedenk zu sein, quid facit? Stiftet knütze*) Buben contra sanctam religionem fidemque auf und läßt seine spottgeile Lotterzunge im Eselstrab über besagte allzunachsichtige Vorgesetzte hergehen. Wie will Er sich dessentwegen verexcusieren?"

„Herr Spezial" . . .

„Ihr Ehrwürden! Ihr Ehrwürden! Selbiger Titul gebührt mir!"

„Also, Ihr Ehrwürden" . . .

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt, sag' ich Ihm."

„Aber Sie haben mich ja gefragt" . . .

„Was, was? Meint Er, Er könne mich mit

*) Knütz, zusammengezogen aus keinnütz, keinen Nutzen bringend, Provinzialismus für nichtsnutzig.

seinem gottlosen Lästermaul niedermaulen? Macht Er sich das Phantasma vor, Er könne mit dem Spezial Zilling das Michele spielen? Ich werd' Ihn bespielen, daß er's gern besser hätt'. Hab' Ihm schon lange auf den Dienst gewartet."

„Das weiß ich wohl."

„So, das weiß Er?"

„Ja, und weil" . . .

„Favete linguis, zu deutsch, halt Er sein Maul, wenn Seine von Gott und Serenissimo Ihm gesetzte Obrigkeit vor Ihm steht, um Ihm einen wohlverdienten Riffel zu applizieren. Er meint wohl, man kenne seine Tück' nicht? Aber man kennt sie und der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Gott verzeihe mir die schwere Sünde, daß ich so einen Sünder, wie Er ist, so lange in einem officio geduldet habe, welchem nur ein gottseliger Mann vorstehen kann und soll . . . Meint Er, ich habe keine Ohren?"

In Schubarts beweglichem Gemüth begann der Schrecken und die Zerknirschung, in welche die Ueberrumpelung durch den gefürchteten geistlichen Würdenträger ihn versetzt hatte, einem anderen Gefühle Platz zu machen. Der Schalk in ihm fing sich zu regen an.

„Ihr Ehrwürden," sagte er, „ich habe nie ge-

meint, daß Sie keine Ohren hätten. Im Gegentheil, ich bemerkte viel und oft, daß Ihre Ohren" . . . .

Der Spezial schnitt jedoch den Witz ab, welcher dem Poeten auf der Zunge schwebte. Mit seinem Rohr aufstampfend sagte Zilling:

„Er hat wohl gemeint, meine Ohren hätten Seine lästerlichen Dudeleien, womit er die Orgel so oft entweihet, mit demselbigen sündhaften Wohlgefallen angehört, wie die eitlen Weltkinder thaten, denen Er zur Schande Seines kirchlichen Amtes in aller Thorheit nacheifert? Aber da hat er Seinen calcul falsch gemacht, sag' ich Ihm. Es ist Alles gehörig notiret und soll gehörigen Ortes vermeldet werden. Man wird schon mit Ihm fertig werden, Mußje, merk' Er sich das! Man wird abrechnen mit Ihm. Man wird Ihn zur Verantwortung ziehen von wegen einer gewissen blasphemischen scarteque, die Er neulich hat ausgehen lassen. Man wird Ihm zeigen, was es mit Seiner Versündigung in puncto adulterii auf sich und was Sein ärgerlicher Handel mit der Barbara Streicherin zu bedeuten hat. Sein Maaß ist gerüttelt voll, sag' ich Ihm, und man wird Ihm das consilium abeundi geben oder ich will nicht Zilling heißen."

Die Miene des Spezials, womit er diese Worte

begleitete, war so, daß Schubart leicht bemerken konnte, es handle sich hier um Ernsteres als um eine jener Abkanzelungen, wie er sie in seinem amtlichen Verkehr mit Zilling schon mehrfach befahren. Hätte er nicht glauben müssen, es sei hier auf mehr als auf eine Demüthigung abgesehen, so würde er sich den Schimpf wohl haben gefallen lassen. So aber, bemerkend, daß der Spezial die Sache weiter und zum Aeußersten treiben würde, gewann er in dem Maaße, in welchem die brutale Heftigkeit seines Gegners zunahm, seine natürliche Ueberlegenheit über denselben wieder. Bechtold, welcher dem ganzen Auftritt mit äußerstem Befremden anwohnte, sah, weil ihn der rücksichtslose Zelotismus Zillings empörte, mit Befriedigung, wie sich die Gestalt Schubarts aus ihrer, wie man in Schwaben sagt, „verbatterten" Haltung aufrichtete und wie ein Lächeln sorglosen Humors um den Mund des Poeten zu spielen begann.

Es ist aber bekannt, daß ein Eiferer, wenn er einmal ins Predigen hineingerathen, nicht sobald davon abläßt. Der Herr Spezial fuhr daher fort, die Blase seiner Galle also zu entleeren: —

„Was hat Er auf das Alles zu antworten, Er leichtsinniger Patron, Er? Glaubt Er, es lasse sich

jedwedes scandalum mit Gedudel und Geversel vertuschen? Da wird Er sich verrechnen, sag' ich Ihm. Und das unehrliche Komödiantenpack und die koketten Klavierschülerinnen und die musikalischen Quänkeleien und die gottlosen Poetenbücher, in denen er sich das Hirn verbrannt hat, statt in der Biblia sacra zu studiren" . . . .

„Bitt' um Entschuldigung, Ihr Ehrwürden. Ich kenne meine Bibel so gut, wie Einer. Namentlich hab' ich das Hobelied Salomonis immer mit großem Vergnügen gelesen."

„Mit großem Vergnügen, so? da höre Einer den Lästerer! Mit Andacht, nicht mit Vergnügen, soll man das heilige Buch lesen."

„Aber ich sehe nicht ein, warum mir ein Liebesgedicht gerade viel Andacht erregen soll."

„Ein Liebesgedicht? Was versteht er davon, Er miserabler Tastengreifer! Also Poëmata und derlei Flausen sucht er in der heiligen Schrift?"

„Was ich auch immer darin suche, Ehrwürdigster, das habe ich nie darin gefunden, daß die lutherische Kirche elfenbeinerne Zähne habe."

„Was, was? Ich glaube gar, Mußje, Er erfrecht sich, Seinen gottlosen Spott mit mir treiben

zu wollen. Was steht er da und glotzt mir so frech ins Gesicht? Ich will Ihm zeigen, wer ich bin."

„Ist nicht nöthig, gar nicht nöthig. Ich habe bereits die Ehre, vollständig zu wissen, wer Sie sind."

„Schön, schön. Das schlägt dem Faß vollends den Boden aus. . . Was, was? Statt seine vitia und crimina demüthig zu bekennen und Reu' und Leid zu machen und um Pardon zu bitten, will Er den Großhans spielen und mir den Widerpart halten? Das soll Ihm theuer zu stehen kommen!"

„Die Schrift sagt: Segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen und verfolgen."

„Er kann ja Sein Sprüchlein prächtig aufsagen, aber man weiß, was Gottes Wort in Seinem Lästermaul bedeutet. . . . Schämt Er sich nicht in Seine Seele hinein," fuhr der Erboste fort, mit nicht sehr glücklicher Taktik den Krieg auf ein anderes Feld hinüberspielend — „schämt Er sich nicht, Er, ein Diener der Kirche gleichsam, wenn auch ein unwürdiger, so, wie Er thut, Sein Jagen nach den Eitelkeiten der Welt großprahlerisch zur Schau zu stellen? Was, was? Schon sein An- und Aufzug stinkt nach Thorheit und Lüderlichkeit, pflichtvergessener Familienvater Er! Hat Er gar keine Scheu vor Gott und Seiner rechtmäßigen Obrigkeit, daß Er

es wagt, mir so unter die Augen zu treten, sündhaften Maskentrödel auf Seinem vom Schlemmen aufgetriebenen Leibe?"

In Schubart war jetzt der humoristische Uebermuth völlig zum Durchbruch gekommen. Er sah in dem Spezial nicht mehr den gefürchteten Vorgesetzten, sondern nur noch die Zielscheibe seiner Laune, und antwortete daher frischweg:

„Se. Durchlaucht unser Herzog und Herr hätte den Carneval nicht angeordnet, wenn er nicht wollte, daß die Leute sich dabei amüsiren sollten. Außerdem sagt die Schrift: Seid fröhlich mit den Fröhlichen!"

„Halt' Er Sein ungewaschenes Maul, sag' ich. Er ist gar nicht würdig, ein sanctum verbum in den Mund zu nehmen. Meint Er, man wisse nicht, wie er in den Weinstuben das Wort Gottes zu parodiren sich erfrecht? Ich sag' Ihm, Er steckt voll knützer Poeterei und Ketzereien und Aufklärung und derlei gottlosen Faxen bis an den Hals herauf, Er Spötter und Saufaus!"

„Ei, Ihr Ehrwürden, der Wein ist doch wohl da, um getrunken zu werden. Sagt doch der Psalmist: der Wein erfreut des Menschen Herz und macht sein Angesicht glänzend wie von Oel."

„Was, was? Derohalben liest also der saubere

Mußje die Schrift, damit Er gotteslästerliche Verexcusierungen für Seine notorische Trunkenbolderei vorbringen könne?"

„Hm, Ihr Ehrwürden, ich meine, daß auch Andere den Spruch des Psalmisten gelegentlich stark sich zu Gemüthe führen; denn, sehen Sie, was das Trinken betrifft, so könnte sich, dächte ich, Jeder an der eignen Nase nehmen."

Ein sehr expressiver Blick commentirte diese Worte, wenn sie überhaupt eines Commentars bedurften, und die Wirkung war höchst possierlich. Denn der Spezial fuhr unwillkürlich mit der Hand nach seiner Nase, und als er den Mißgriff gewahrte, war es schon zu spät.

Bechtold blickte zur Seite, weil er das Lachen nur mit Mühe verhalten konnte, Schubart aber wußte sich die Miene zu geben, als wüßte er gar nicht, was für einen tödtlichen Pfeil er abgedrückt. Uebrigens verrieth ihm der Wuthblick, welchen ihm Zilling zuwarf, daß der Pfeil haftete. Der Spezial nahm sich gewaltsam zusammen.

„Wer einen rußigen Kessel anrührt," sagte er, „der beschmutzt sich. Es war thöricht von mir, mich auf offener Gasse mit Ihm in einen Streit einzulassen, Mußje. Das Uebrige wird nachfolgen, verlaß'

Er sich darauf. Seine Windbeutelei und all' Sein sündhaftes Treiben wird ein Ende mit Schrecken nehmen. Wehe dem, der da sitzet, wo die Spötter sitzen! Ja und Amen."

Sprach's, drückte den Dreimaster fest auf den Kopf, stampfte mit dem Rohr noch einmal bedeutsam auf den Boden und schritt mit aller Gravität, die er aufzubieten hatte, über die Straße dahin.

Schubart brummte ihm noch einen Fluch nach, dann sagte er mit der Selbstgefälligkeit, in welcher er sich nicht selten gefiel:

„Hab' ich diesen Bruder Grobian nicht abgeführt und abgeschmiert, wie er es verdiente? War es nicht ein guter Einfall, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen? Und haben Sie, werther Freund und Gönner, nicht bemerkt, wie der dumme Mensch mit der Hand nach seiner Nase fuhr, auf welcher sich die Weinsteinquintessenz von einigen hundert Eimern Zehentwein abgelagert hat? Ich werde ein Gedicht darauf machen, ja das werd' ich!"

Und im Vorgefühl der Befriedigung, die Leute auf Kosten seines zelotischen Feindes lachen zu machen, lachte der Poet jetzt selber laut auf.

Aber die Seele dieses Mannes war wie Kork, tanzend auf den Wogen der wechselnden Eindrücke.

Die nachdenkliche Miene Bechtolds, welcher schweigend neben ihm herschritt, während sie eine gegen die Stadtkirche zu hinaufführende Straße durchmaßen, machte ihn selber nachdenklich. Die Begegnung mit Zilling mußte schlimme Folgen für ihn haben, das konnte einem Zweifel nicht unterliegen. Das Wort consilium abeundi oder Laufpaß, welches der Herr Spezial so nachdrücklich gebraucht, stieg wie eine drohende Wolke vor Schubart auf. Er wußte, daß Zilling, welcher nach Art der meisten lutherischen Kirchenlichter von damals die brutalste Orthodoxie nach unten mit der kriechendsten Servilität nach oben vereinigte, beim Herzog viel gelte und daß es daher dem beleidigten Würdenträger nicht schwer werden würde, eine Absetzung und Verweisung seines Verhöhners zuwegezubringen. Die Vorstellung einer Verweisung war aber besonders schrecklich für ihn, gerade jetzt, wo er sich in dem mit den lockendsten Blumen überdeckten Sumpf des ludwigsburger Residenzlebens so wohlig umherbewegte. In das vorahnende Bedauern über die Einbuße so vieler Genüsse, in die er sich mit dem ganzen Feuer seines sinnlichen Naturells gestürzt, mischten sich jedoch auch edlere Gefühle. Das Bewußtsein, daß Zilling mit seinen Vorwürfen, wenn auch nicht in der Form, so

doch in der Sache so ziemlich auf berechtigtem Boden stand, drückte einen scharfen Stachel in sein Herz. Er dachte an sein gutes und treues Weib, welches durch den leichtfertigen Wandel des Gatten von seiner Seite getrieben worden und die Kinder, welche Schubart so innig liebte, mit in das väterliche Haus nach Geißlingen genommen hatte. Er blickte im Geist nach dem idyllischen Bergstädtchen, wo er, wenn auch in beschränkten Verhältnissen, vordem das reine Glück seiner jungen Ehe genossen hatte. Für einige Augenblicke erfüllte ihn der Schmerz bitterster Reue so ganz, daß seine Lippen vor innerer Bewegung zitterten. Er zerknitterte mit der Hand die vor seiner Brust hängende Maske, riß sie los und schleuderte sie weit weg, als wollte er damit ein Stück Vergangenheit von sich werfen. Zugleich schoß ihm der Gedanke durch die Seele, auf der Stelle den Spezial aufzusuchen, um, vor dem harten Manne reuevoll sich demüthigend, das Bedrohliche abzuwenden.

Ein neuer Eindruck verwischte diese Stimmung so rasch und noch rascher, als sie gekommen war.

Von rechts herüber klangen rauschende Töne kriegerischer Musik.

Schubart horchte, während sein Begleiter, noch

immer mit dem vorhin stattgehabten Auftritt beschäftigt, zu ihm sagte:

„Die seltsame Szene mit Ihrem Vorgesetzten scheint Sie angegriffen zu haben, Herr Magister, und ich finde das sehr begreiflich."

„Bah," entgegnete Schubart leichthin, einem Gefühl falscher Scham nachgebend. „Es beißt nicht jeder Hund, welcher heftig knurrt und bellt."

„Hm, das dürfte in diesem Falle doch nicht so ganz zutreffen."

„Meinen Sie? — Aber hören Sie die Musik? Sie kommt von dem Platz vor der Orangerie. Sie fragten mich vorhin, wie doch unser Herzog die Gelder zu seinem Prachtleben aufzubringen vermöge, und ich versprach, Ihnen vielleicht noch heute einen seiner Prägestöcke zu zeigen. Das will ich jetzt. Sie werden sich wundern. Es ist ein rares Stück und ich habe ein besonderes Interesse, es mitanzusehen, denn Sie müssen wissen, daß ich das poetische und musikalische Beiwerk dazu geliefert . . . Kommen Sie!"

Sechstes Capitel.

Die herzogliche Orangerie zu Ludwigsburg galt, jetzt verschwunden, zur Zeit des Glanzes dieser Stadt für eines der schönsten oder gar für das schönste Werk dieser Art in Europa. Herzog Karl hatte einen lebhaften Sinn für reizende Gartenanlagen, und soweit der französische Geschmack, welcher den des Fürsten vollständig bestimmte und beherrschte, es zuließ, wurde bei Anlegung der Gärten, womit er seine Schlösser umgab, Alles gethan, um die Reize der Natur ins rechte Licht zu stellen. Das dürfte der passende Ausdruck sein, denn der Triumph der Hortikultur der Rococozeit bestand bekanntlich darin, daß sie bei „Verschönerung“ der Natur dieselbe zu einer mit hoher Frisur, mit Schönpflästerchen, Pochen und Reifrock ausstaffirten Ballschönen machte, oder, mit anderen Worten, der französischen Regelrichtigkeit chinesisch barockes Schnörkelwesen zugesellte. Eine freiere und naturgemäßere Auffassung der Gartenkunst hatte zwar zu jener Zeit in England Platz gegriffen und war zugleich mit dem durch die Bodmer-Klopstock'sche Dichterschule propagirten Geschmack an englischer Literatur auch nach Deutschland herübergekommen, aber Herzog Karl wäre wahrlich der Letzte

gewesen, welcher sich's einfallen lassen, die französischen Begriffe von Naturschönheit mit englischen zu vertauschen. Er war, wie ein standhafter Verehrer von Boileau so ein nicht weniger standhafter von Le Notre.

In der ludwigsburger Orangerie konnte man sich plötzlich nach Italien versetzt glauben. Wenigstens hatte man da Allem aufgeboten, um eine solche Täuschung hervorzubringen. Die ganze Anlage war das, was man heutzutage einen Wintergarten nennt, aber sie war ein Wintergarten im größten Styl. Der Besucher schritt durch Alleen von Orangenbäumen und wandelte zwischen Hecken von Myrthen und Jasmin. In weiten Bassins entfalteten exotische Wasserpflanzen ihre Blüthenkelche, in riesigen Volièren flatterten und kletterten farbenglühende Vögel der Tropenzone und in bizarr phantastischen Grotten spielten allerhand neckische Wasserkünste. Die thorhohen bis zur Erde herabreichenden Fenster sahen auf einen freien Platz von bedeutender Ausdehnung und dieser, nicht das Innere der Orangerie, nimmt jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als Schubart und sein Begleiter auf dem Platz ankamen, fanden sie denselben sehr belebt. Die eleganten Besucher der venetianischen Messe hatten sich

ebenfalls hieher begeben und unter den Fenstern der Orangerie gesammelt. Eines derselben war geöffnet und man erblickte in der weiten Oeffnung den Herzog, umgeben von einer Gruppe von Hofherren, die mit abgezogenen Hüten im Halbkreis hinter dem Gebieter standen. Gerade der Orangerie gegenüber war ein Regiment Infanterie aufgestellt, mit ängstlicher Genauigkeit nach dem preußischen Reglement uniformirt: in knappanschließenden Röcken mit zurückgehackten breiten Schößen, Sturmhauben von Blech, Halskrausen und Manschetten, langen weißgepuderten Zöpfen und schwarzgefärbten Schnurbärten, mit Sack und Pack, wie zu augenblicklichem Ausmarsch bereit. Der Commandant, Oberst von Hügel, hielt mit seinem Stab zu Pferde vor der Fronte. Der Raum zwischen dem Regiment und der Orangerie war von Zuschauern gesäubert, um den Blick des Fürsten auf seine Soldaten nicht zu hindern, dagegen drängte sich eine neugierige Menge an beiden Seiten des Platzes.

Etwas abseits, an der Ecke der Straße, aus welcher die beiden Männer kamen, trafen sie den jungen Schiller wieder, welcher mit der ganzen Schaulust seines Alters auf die Szene blickte und

die bedrohliche Begegnung mit dem Herrn Spezial wahrscheinlich einstweilen vergessen hatte.

„So bist Du auch da?“ redete ihn Schubart an. „Hat Dich die Angst vor dem Spezial nicht nach Hause gejagt?“

Der Knabe versuchte zu lächeln, aber man konnte ihm wohl ansehen, daß der Titel Zillings gewisse mißliche Ideenverbindungen in ihm anregte.

„Was gibt's denn da, Fritz?“ fragte ihn Herr Bechtold.

„Das Kapregiment marschirt aus, Herr.“

„Das Kapregiment? Was ist denn das für ein sonderbarer Name?“

„O, gar nicht so sonderbar, werther Freund und Gönner,“ bemerkte Schubart. „Das Regiment, ein Tausend tüchtige Bursche, geht nach Holland und von da nach dem Kap der guten Hoffnung, um dort gegen Hottentotten und Buschmänner und Kaffern zu fechten. Der Herzog, unser gnädigster Herr, hat es an die Holländer verkauft um gute vollwichtige holländische Dukaten.“

„Wie?“

„Ich sagte Ihnen ja, der Herzog sei ein merkwürdiger Münzkünstler. Er liefert tausend Stück Unterthanen in die holländische Münze und erhält

dafür ganze Säcke voll Dukaten zurück, ein zugleich sehr einfaches und sehr einträgliches Geschäft."

„Und lassen sich diese Leute freiwillig also verschachern?"

„Die Minderzahl vielleicht, die Mehrzahl gewiß nicht; aber man hat hier zu Lande allerlei Mittelchen bei der Hand, auch der starrsten Widerwilligkeit den Anstrich von Freiwilligkeit zu geben .... Aber bemerken Sie, wie sinnreich man die Waare gestempelt hat? Die Soldaten tragen zwar das würtembergische Wappen auf den Schilden ihrer Kaskets, über demselben jedoch das holländische, wie es auch unter solchen Umständen nur recht und billig ist.... Na, Fritz," fuhr der Poet zu dem Knaben gewendet fort, „hast Du in Deinem Plutarch auch schon so Etwas gefunden?"

„Nein," entgegnete der Gefragte. „Griechen und Römer würden sich auch nicht haben verschachern lassen."

„Hast Recht, Junge, aber sag's nicht laut! Wahrheit ist ein guter Hund, aber man schlägt ihn auf den Kopf, wenn er zu laut hinter dem Irrthum und dem Unrecht herbellt."

Der junge Schiller war vielleicht erst durch die Aeußerungen Schubarts und die Erinnerung an seinen geliebten Plutarch auf die eigentliche Bedeutung

der Szene, die sich vor seinen Augen abspielte, aufmerksam gemacht worden.... Tausend Menschen in die Fremde verhandelt wie eine Heerde Schafe . . . Die Empörung, welche diese Vorstellung in seinem Inneren wachrief, warf einen finsteren Schatten auf die blassen kühngeschnittenen Züge des Knaben.

Es wurde „Gewehr bei Fuß!“ commandirt und „Ruht!“, worauf die steifgezirkelte Haltung des Regiments einer lässigeren wich. Die Offiziere traten zusammen, die Musikbande begann zu spielen und der Herzog ließ den Soldaten den Abschiedstrunk reichen. Lakaien und flinke Schenkmädchen glitten mit mächtigen Weinkrügen und vollen Gläsern durch die Glieder. Es gab da nicht wenige Soldaten, welche mit dem ganzen Leichtsinn ihres Wesens das Glas an den Mund setzten, den Kredenzerinnen einen derben Scherz zurufend; es gab aber auch andere, welche finster vor sich niederblickten und den Trunk verschmähten.

Schubart und Bechtold traten näher hinzu und der junge Schiller folgte ihnen.

Die Musik hatte eine lustige Tanzweise gespielt. Jetzt stimmte sie eine ernstere Melodie an.

„Aha,“ sagte Schubart selbstgefällig, „nun kommt m e i n Antheil an der Szene.“

Und als ihn Herr Bechtold fragend ansah, setzte er achselzuckend hinzu:

„Herzog Karl liebt es, den Dingen einen künstlerischen Anstrich zu geben. . . . Ich habe zum Abzug des Kapregiments Verse und Musik geliefert — auf Bestellung. Da sehen Sie, werther Freund und Gönner, zu was allem ein deutscher Poet und Musiker sich brauchen lassen muß.“

Die Musik präludirte kräftig, auf ein Commandowort des Obersts fiel ein starker Chor von Männerstimmen ein und über den Platz hin scholl das schöne ‚Kaplied‘: —

„Auf, auf! Ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika“. . . .

Die haltungslose Sanguinität Schubarts gab sich dabei in auffallendster Weise an den Tag. Für einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke, daß es eine bittere Schmach, sein Talent zur Verherrlichung einer solchen Sache hergegeben zu haben; jedoch im nächsten Augenblick schon überwog die Freude des Künstlers an seinem Werk jedes Bedenken und er sang sein berühmtes Lied herzhaft mit.

Dieses war bis zu der Strophe gediehen:

„An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand
Und küssen sie, — das sei der Dank
Für Deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!" . . .

als eine furchtbare Unterbrechung stattfand.

Plötzlich krachte in einem der hinteren Glieder des Regiments ein Schuß. Ein wildes, wirres Aufschreien — ein Auseinanderstäuben der Linie —allgemeine Verwirrung. Die Offiziere eilten herbei, die Musik schnappte mit einem grellen Mißton ab. Dann löste sich der Knäuel von Soldaten und Zuschauern, welcher sich an der Stelle, wo der Schuß gefallen, augenblicklich gebildet hatte, und man sah einen der Kapkrieger mit gräßlich zerschmettertem Haupt, todt auf dem Pflaster liegen, ganz nahe bei dem Ort, wo unsere drei Bekannten standen.

Der Unglückliche mußte sich die Mündung seiner Muskete in den Mund gesteckt und Mittel gefunden haben, das selbstmörderische Gewehr in dieser Stellung zu entladen. Ein Opfer, vielleicht der Verführung, vielleicht der Gewalt, hatte er diese Stunde gewählt, um mit Wegwerfung seines Lebens gegen jenen Menschenschacher zu protestiren, der, wie Jedermann

weiß, einer der größten Schandflecken der Geschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert war, wenn nicht der größte überhaupt.

„Strick ist entzwei und Du bist frei!“ sagte Schubart tief ergriffen und mit dem vollen Ausdruck seines leidenschaftlichen Gemüthes. . . . „Der Sklave hat seine Fesseln für immer gesprengt, aber Wehe über die, welche ihn dazu getrieben.“

Sein Blick schweifte zu dem Fenster der Orangerie hinüber, wo der Herzog stand. Man sah den Fürsten lebhaft mit den Herren seines Gefolges verhandeln, als ob er Erkundigungen einzöge, Befehle ertheilte.

Bechtold seinerseits betrachtete mit Erstaunen den jungen Sohn seines Jugendfreundes.

Der Knabe stand da, wie vom Donner gerührt. Todblassen Antlitzes und mit weitgeöffneten Augen starrte er dem Leichnam des Soldaten nach, welcher jetzt von einigen seiner Kameraden rasch weggeschafft wurde. Eine furchtbare Bewegung hatte sich offenbar seiner bemächtigt und machte seine Stirne von großen Schweißtropfen perlen.

War über diese junge Seele einer jener feierlichen Momente gekommen, die, voll bittersten Schmerzes und höchster Weihe zugleich, ein Menschengeschick

bestimmen? War in des Knaben Herz einer jener Blitze gefahren, die wie Offenbarungen Gottes zuweilen auf Jeden niederzucken, aber nur in auserwählten Seelen eine unauslöschliche Flamme entzünden, eine unzerstörbare Begeisterung entfachen? Hatte zu dieser Stunde vor seinem inneren Auge zum ersten Mal die ungeheuere Kluft sich geöffnet, welche zwischen Freiheit und Sklaverei, Ideal und Wirklichkeit klafft? Oder durchbebte ihn gar eine dunkle Ahnung von jener befreienden Mission, zu deren Träger das Schicksal ihn auserkoren?

Die Stellung und Geberde des Knaben erregte jetzt auch Schubarts Aufmerksamkeit.

„Was hast Du, Junge?“ fragte er. „Was ist Dir? Was sinnest Du?“

Der junge Schiller blickte auf und verstört um sich. Der Paroxismus war aber noch nicht vorüber. Der Sturm, welcher in seiner Seele wühlte, machte seine Lippen beben, seine Hände ballten sich krampfhaft und mit dem Blitz, welcher seinen Augen entfunkelte, brach zugleich aus seinem Munde der Aufschrei: —

„In tyrannos!“

Dann wie erschreckt durch die Kühnheit seines Wortes und durch das verwunderte Aufschauen der

Leute, schlug er, außer sich, die Hände über den Kopf und stürzte hinweg.

Schubart blickte ihm voll reger Theilnahme nach. Dann sagte er sinnend:

„Haben Sie das Gebahren des Jungen bemerkt, werther Freund?“

„Freilich, der Schrecken über das Gräßliche muß ihn furchtbar erschüttert haben. Er sah d'rein wie ein Wahnsinniger.“

„Ha, ich meine, ich habe in seinem Auge etwas Anderes leuchten sehen als Wahnsinn, Etwas wie der göttliche Funke, welcher in der Seele von Sehern und Propheten glüht...In tyrannos! Armer Junge, Du hast da ein Wort gesprochen, welches Dich sehr groß, aber auch sehr unglücklich machen kann . . . . Sonderbar, daß mir gerade jetzt einfallen muß, wo gelesen zu haben, das Blut der Opfer der Tyrannei treibe Riesen aus der Erde“. . . .

Commandoworte tönten über den Platz. Das Regiment ordnete sich, die Musik begann wieder zu spielen, als wäre Nichts geschehen. Die Truppen sollten vor dem Herzog defiliren und setzten sich sofort in Marsch. Glied für Glied, Compagnie für Compagnie schritt über die kleine Blutlache weg, welche der Selbstmörder auf dem Pflaster zurückgelassen.

Dann schwenkte sich das Regiment, um unter den Fenstern der Orangerie vorüberzumarschiren. Der Commandant salutirte im Vorüberziehen mit Degenschwenken den Fürsten und rief: „Hoch Se. Durchlaucht!“ und „Hoch Se. Durchlaucht!“ riefen ihm die Offiziere und „Hoch Se. Durchlaucht!“ schrieen ihnen die Soldaten nach. Die Musik blies einen schallenden Tusch, dann fiel sie in eine muntere Marschweise und die Ziehenden stimmten Schubarts Lied ‚Für den Trup‘ an: —

„Hell auf, Kameraden! der kriegrische Ton
Der Trommeln und Pfeifen ermuntert uns schon.
Frisch, schnallt den Tornister den Rücken herum
Und schickt Euch zum Marsche, nur seht Euch nicht um.

Denn Abschied von Freunden und Mädchen fällt schwer
Und weinen ziemt braven Soldaten nicht sehr;
Sie folgen gehorsam des Führers Gebot
Und rüsten sich freudig zum Abschied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab?
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Gibt's dorten nicht Wildpret, nicht Fische, nicht Wein?

Auch sagt man, es gebe von rosiger Laun'
Dort Mädels hübsch schwarzlich, hübsch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürsten nicht glücklicher sein . . . . .“

Siebentes Capitel.

„Fritz, lieber Fritz, was ist Dir? Wo willst Du hin?"

So rief in besorgtem, fast erschrecktem Ton eine einfach gekleidete Frau, welche nahe bei der Stadt auf der schnurgeraden Straße, die von der Residenz nach der Solitude hinaufführt, daherkam, dem jungen Schiller zu, welcher ihr vor dem Thore begegnete.

Mit auf den Boden geheftetem Blick war der Knabe nahe an sie herangestürmt, ohne ihrer gewahr zu werden. Die peinlichen Eindrücke des heute Erlebten hatten ihn aus der Stadt getrieben und vielleicht mehr instinctiv als mit Bewußtsein hatte er die Straße nach der Solitude eingeschlagen. Dort lebte ihm ja eine Mutter und eine Schwester, vor denen er sein Herz der Pein, welche es drückte, entlasten konnte.

Die Stimme der Rufenden machte ihn rasch aufblicken. Er sprang mit einem Satz über den Weg, warf sich mit dem Ruf: „O Mutter, liebe Mutter!" der Frau in die Arme und brach in lautes Weinen aus.

Die Frau Hauptmännin, Elisabeth Dorothea

Schiller, wie sie ihren Sohn so in den Armen hielt, ragte kaum um einen Zoll über den hochaufgeschossenen Knaben hinweg. Sie war also nicht groß, aber eine gewisse jungfräuliche Schlankheit und ein feines Ebenmaaß der Glieder zeichnete die Matrone vortheilhaft aus. Sie hatte röthlich blondes Haar und eine Menge von Sommersprossen bedeckte ihr Gesicht, aber trotzdem machte dieses durch seine außerordentliche Milde einen sehr wohlthuenden Eindruck, welcher durch den seelenvollen Ausdruck der blauen Augen noch erhöht wurde.

Die Heftigkeit, womit der Sohn sie begrüßte, und sein Weinen würden die gute Frau noch mehr erschreckt haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß die ungemeine Erregbarkeit der Nerven ihres Kindes oft solche Ausbrüche veranlaßte, ohne daß denselben gerade ein Unglück zu Grunde zu liegen brauchte.

„Wer hat Dir denn was gethan, Fritz?" fragte die Mutter liebevoll, indem sie mit ihrem Tuch die Thränen des Knaben trocknete.

„Mir? Niemand," entgegnete Fritz, so schnell sich fassend, als läge in der Mutterhand, welche seine Wangen streichelte, eine beruhigende magnetische Kraft. „Aber," fuhr er fort, „ich habe etwas Schreckliches mitangesehen . . . . Einer der Kapsoldaten hat sich

so eben, beim Ausmarschiren des Regiments, auf dem Orangerieplatz vor den Augen des Herzogs erschossen."

„Um Gotteswillen! was sagst Du?"

„Was ich gerade vorhin gesehen .... O Mutter, ist das recht, kann das recht sein, daß ein Fürst die Leute verhandelt wie das unvernünftige Vieh und sie so zur Verzweiflung treibt?"

Man konnte es der Miene der Mutter leicht ansehen, daß sie die Entrüstung des Sohnes theilte. Aber sie bezwang sich und sagte:

„Fritz, der Herzog ist der Gesalbte des Herrn."

„Aber Gott ist allgütig. Wie kann er Solches geschehen lassen?"

„Mein Kind, die Wege Gottes sind unerforschlich .... Und höre, Fritz, wahre Deine Zunge! Dein Vater ißt das Brod des Herzogs. Vergiß das nie!"

„O Mutter, das ist bitter! Heute fühle ich das zum ersten Mal ... Es ist schrecklich, von der Gnade eines Tyrannen abhängig zu sein."

„Bst, bst! Lieber Fritz, laß mich oder Andere nie mehr so ein Wort hören. Der Herzog ist der Herr; er kann thun, was ihm gefällt .... Seid unterthan der Obrigkeit! sagt der Apostel."

„Ja, so sagt der Spezial auch, aber im Alterthum, als die großen Männer Griechenlands und Roms lebten . . . ."

„Auch damals, lieber Fritz, ist viel Gräßliches und Grausames geschehen, wie Du mir ja aus Deinen Geschichtenbüchern oft vorgelesen hast."

„Aber es wurde gerächt, Mutter, mannhaft und blutig gerächt!"

„Die Rache ist mein, spricht der Herr. Es kommt ein Tag, mein Kind, wo für Jegliches Rechenschaft gegeben werden muß . . . . Doch komm' jetzt. Ich habe Erlaubniß vom Vater . . ."

„Kommt er denn nicht in die Stadt?"

„Nein, er mußte in herzoglichen Geschäften nach Hohenheim hinüber. Aber er hat an seinen Fritz gedacht, und weil Dein letztes Schulzeugniß so gut ausgefallen, hat er mir erlaubt, Dir heute eine Freude zu machen, wie Du Dir schon lange gewünscht."

„O, ich weiß, Mutter. Ich darf mit Dir ins Theater, gelt?" rief der Knabe aus, mit einem jener plötzlichen Uebergänge vom Schmerz zur Fröhlichkeit, welche dem kindlichen Alter so gut stehen.

Die Mutter nickte lächelnd.

„Und es soll den Vater auch gar Nichts kosten," fuhr der Knabe lebhaft fort, während er an der

Hand der Mutter dem Stadtthor zuging. „Denke Dir nur, ein fremder Herr, welcher mit dem Herrn Schubart ging und mir einen Gruß von Dir ausrichtete, hat mir einen großmächtigen Maria-Theresia-Thaler geschenkt, einen ganzen! Da hast Du ihn... So reich bin ich noch nie gewesen, und da dacht' ich mir, daß ich nun auch mal dem Phinele *) eine rechte Freude machen könnt'. Es hat sich schon lange einen neuen Menteur **) gewünscht, weißt Du? Für so einen Thaler kann man gewiß den allerschönsten kaufen und bleibt noch genug übrig fürs Theater. Denk' Dir, sie spielen heut' die Dido von Jomelli. Das soll wunderschön sein, sagt der Fritz Hoven, der neulich das Stück hat sehen dürfen. Und was mich noch mehr freut, Mutter, . . . Du kannst dann, wenn Du heimkommst, den Leuten auf der Solitude sagen: Mein Fritz hat mich in die Oper geführt."

Die Mutter lächelte wieder, dießmal hochbeglückt. Wenn, wie gerade heute, der Feuergeist des Sohnes

---

*) Zärtliche Abkürzung für Christophine, wie Schillers ältere, zwei Jahre vor ihm geborene Schwester hieß.

**) Das bauschige Halstuch, welches, neben dem Stelzschuh, dem Steifrock und der gepuderten Chignon-Frisur, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein charakteristisches Merkmal des Damenanzugs blieb.

ihr zuweilen Besorgniß erregte, so wurde seine reine Herzensgüte stets wieder eine Quelle der Beruhigung für sie . . . . . .

So saß sie denn, als ihre Geschäfte in der Stadt abgethan waren und der Abend gekommen, auf einer Bank des Opernhauses und freute sich des glänzenden Schauspiels vor ihren Augen. Frau Schiller war in hohem Grade mit Phantasie und einem natürlichen Verständniß des Schönen ausgestattet. Sie hat zwar niemals Verse gemacht, wie das ein Biograph ihres großen Sohnes dem andern gläubig nachgeschrieben; aber von jedem Hauch von Poesie fühlte sich ihre offene, lautere und fromme Seele warm angeweht. Sie verstand und theilte die Sympathie ihres geliebten Fritz, wenn ihr dieser in den Schulvacanzen die Lebensbeschreibungen der Helden Plutarchs vorlas, sie fühlte sich erhoben, wie er, von den glutvollen Ausströmungen der Psalmisten, welche der Knabe, gewohnt, sich als künftiger Prediger zu betrachten, zum Text seiner feurigen Predigten zu nehmen liebte, gehalten von einem Stuhl herab, welchen ihm Schwester Christophine zur Kanzel zurichtete, nachdem sie ihrem Bruder ihre schwarze Schürze als einen Talar umgebunden. Und gar in den letzten Herbstferien, was hatte da für eine

erhöhte, für eine poetische Stimmung in der kleinen Dienstwohnung der Schiller'schen Familie auf der Solitude geherrscht! Da hatte der Fritz Klopstocks Messias, ein Geschenk der Mutter seines Busenfreundes Hoven, aus der Residenz mitgebracht und den Seinen vorgelesen. Man muß sich in das Gefühl dankbarer Entzückung, womit diese Familie das epochemachende Werk des Messiassängers genoß, hineinversetzen, wenn man der Liebe gerecht werden will, womit alle Empfänglichen des vorigen Jahrhunderts die Schöpfungen unserer großen Dichter aufnahmen. Da war kein Deuteln und Mäckeln, da war die ganze Fülle und Naivetät staunender Bewunderung und schwärmerischer Rührung. Da glaubte man noch an das Ideal und ließ sich von den Offenbarern desselben leicht und gern emporheben über den gemeinen Dunstkreis des Lebens. Selbst Vater Schiller, sonst so streng, aller Schwärmerei abhold und weltliche Poesie sehr gering achtend, war dem Reiz der tiefen Herzensstimmung des großen Gedichts erlegen, das heutzutage nur noch eine literarhistorische Rarität ist. Nicht nur der biblische Gegenstand zog den frommen Mann an, der Seelenschwung des Dichters riß ihn fort und so erfuhr auch er die gewaltige Wirkung des Werkes. Und erst seine Frau und

seine Kinder! Sie empfanden und wußten Nichts von den Mängeln des Gedichts, sie fühlten nur, daß hier ein erhabener Geist von Erhabenem sang, daß hier ein großes Herz seine Begeisterung, seine Liebe und Milde in die Verse gehaucht. Sie lebten die Seelenkämpfe der edlen Portia mit, sie beteten mit den Engelchören, sie zitterten vor der kolossalen Ruchlosigkeit Satans und weinten mit dem gefallenen, aber bereuenden Seraph Abbadonna . . . .

Heute bot der Frau Hauptmännin die Kunst Bilder aus einer ganz anderen Sphäre, aber wenn auch ihr schlichter Sinn in diesem Gewirre von blendenden Eindrücken sich nicht zurechtfinden konnte, so befähigte sie doch ihre Unbefangenheit hinlänglich, an den süßen Melodien sich zu ergötzen, und wurde ihre Freude verdoppelt und verzehnfacht durch das Entzücken, womit ihr Sohn an den Zaubereien der Bühne hing, die er heute zum ersten Mal erblickte.

Das ludwigsburger Opernhaus, damals das größte in Deutschland, war von Herzog Karl mit unsäglichen Kosten und beispielloser Eile für seine Festzüge und großen Opern erbaut worden. Es stand in den sogenannten Anlagen hinter dem Schlosse. Nicht nur die für den Hof und seine Gäste bestimmten Logen, sondern das ganze Innere des Hauses

war nach damaligem Geschmack mit Spiegelgläsern bekleidet, so daß die reiche Beleuchtung einen wahrhaft märchenhaft phantastischen Effect hervorbrachte. Licht und Glanz und Blendung, wohin man blickte. Der Herzog war anwesend, mit ihm sein Hof und die vornehmen Gäste, welche Ludwigsburg zur Zeit des Carnevals beherbergte. Die Logen funkelten von den Ordenssternen der Cavaliere und den Diamanten der Damen.

Man gab die von Metastasio gedichtete und von Jomelli componirte Oper Dido. Der berühmte Maestro selbst saß vor dem Dirigentenpult, denn die herzogliche Oper war nicht nur in Beziehung auf das Haus, sondern auch auf das Kunstpersonal aufs Luxuriöseste ausgestattet. Italien und Frankreich, Spanien sogar, hatten um schweres Geld ihr künstlerisches Contingent gestellt. Der Kastrat Aprile und die Sängerin Masi hatten die ersten Rollen inne. Das Orchester war aus lauter zum Theil weit berühmten Virtuosen zusammengesetzt. Da waren die Geiger Nardini, Lolli und Teller, der Hornist Rodolphi, die Oboisten Plas, ein Brüderpaar von jenseits der Pyrenäen. Und dann noch ein Ballet, welches Noverre leitete und in welchem Tänzer wie Lepi, Baletti und der große Vestris selbst auftraten, jener

Vestris, welcher sein „Haus“ mit dem „Haus Bourbon“ auf gleiche Linie stellte und durch Summen, welche uns heute kaum glaublich vorkommen, vermocht wurde, seine kostbare Zeit zwischen Paris und Ludwigsburg zu theilen. Hiezu denke man sich die Wunder, welche die besten Decorationsmaler und geschicktesten Maschinisten ersinnen und ins Werk setzen konnten, und die Pracht von szenischen Gruppirungen, zu welchen bis zu hundert Figuranten zumal verwendet wurden. Um Alles mit einmal zu sagen, die heutige Vorstellung war eine jener Festopern des Carnevals, von denen jede den Herzog von Würtemberg hunderttausend Gulden kostete.

Die glänzende Versammlung, die Pracht des Hauses, der Pomp der Szenerie, die Vereinigung von Poesie, Musik und Tanz in diesem musikalischen Drama übten auf Schillers junge Seele einen unbeschreiblichen Eindruck. Er verstand die italischen Recitative und Arien Metastasio's nicht, aber er kannte den Gegenstand der Handlung aus seinem Virgil. Eine neue, unbekannte, entzückende Welt that sich vor ihm auf. Die Flügel seiner Phantasie lüftreten sich, um ihn hineinzutragen in diese Zaubergegenden. Mit ihrer ganzen Frische und Kraft nahmen seine Sinne diese wunderbaren Eindrücke auf. Er hätte

bald laut weinen, bald laut aufjauchzen mögen. Wenn er sich im Verlaufe des Stückes bemühte, Alles, was er sah und hörte, sich klar zu machen, bemächtigte sich seiner eine gemischte Empfindung. Dieser Knabe, bestimmt, das germanische Abstractionsvermögen in höchster Potenz zu künstlerischer Anschauung zu bringen, begann zu dieser Stunde dunkel seinen Beruf zu ahnen. Der Dichter, der Künstler, der Gesetzgeber der Kunst regte sich in ihm, nicht im Entferntesten bewußt, aber doch instinctiv. Er wußte Nichts von den Gesetzen der Poesie und des Dramas, aber doch durchdrang ihn eine chaotische Empfindung, daß hier die höchsten Gesetze der Kunst nicht erfüllt würden. Und Eins wurde ihm klar, die göttliche Macht des Genius, und wieder ein Anderes: die hohe Mission des dramatischen Dichters. O, so von der Bühne herab zum Volke zu sprechen, mahnend, warnend, strafend, zündend! Jedesmal, wenn der Vorhang wieder emporging, war ihm, als hebe sich zugleich der Vorhang vor seiner eigenen Seele und er erblickte dahinter etwas Unbekanntes, Geheimnißvolles, Unnennbares, was ihn zugleich mit Staunen, mit Schrecken und mit Entzücken erfüllte. Es war die Erschütterung einer jungen Künstlerseele,

die zum ersten Mal unter dem Anhauch einer Kunstoffenbarung erbebt.

Aber eben weil die Seele des Knaben eine Künstlerseele war, flogen Licht und Schatten, Lust und Weh in raschestem Wechsel über sie hin. Dieses edle Herz hat selbstsüchtigen Genuß nie gekannt. Alle die humanen Anschauungen und weltweiten Impulse, welche zur Höhezeit unserer Classik in die herrliche Formel gefaßt wurden:

Wer die Sache der Menschheit als seine eigene betrachtet,
Hat an der Götter Geschäft, hat am Verhängnisse Theil...

lagen als Keime in der Brust des jungen Schillers und harrten nur der Entwicklung. Jedes Besondere ward ihm ein Allgemeines, und je mehr sein Geist nach der Harmonie des Ideals dürstete, um so schmerzlicher fielen ihm die Dissonanzen der Wirklichkeit. Ach, er war schon nicht mehr jung genug, um mit souverainer Unbefangenheit dem Moment sich hinzugeben. Schon war die Fähigkeit des Sonderns, des Abwägens, des Vergleichens in ihm erwacht. Die sittliche Kraft, welche der Herzschlag seiner großen Zukunft werden sollte, bethätigte sich schon frühzeitig in ihm und zeigte ihm die Dinge auch von der Kehrseite. Mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung sah er den Maestro Jomelli seinen Tak-

tirstock regieren, den Zauberstab, welcher diese Wunderwelt beherrschte. Aber dann fielen ihm auch die unheimlichen Sagen ein, die über den genialen Italiener umliefen, und wie derselbe zu Rom seinen Nebenbuhler, den Portugiesen Terradella, meuchlerisch erstochen habe. Er wußte noch Nichts von der Macht der Leidenschaften und so konnte er sich einen wahren Künstler nur vorstellen, rein wie die Saraphim Klopstocks, getragen von den erhabensten Gefühlen. Und wenn er die Blicke auf die Prachtloge des Herzogs richtete, da verband sich mit der Vorstellung von diesem Erdengott immer und immer wieder die Erinnerung an das, was er heute auf dem Orangerieplatz erlebt. Er sah die verkauften Kapsoldaten, hörte den selbstmörderischen Schuß fallen, sah den Unglücklichen blutend auf dem Pflaster liegen. Dann meinte er, ein ungeheurer Trauerflor rolle über die Bühne herab und lege sich bleischwer über das ganze von Lichtern funkelnde Haus. Er hörte die erstickten Klagen der Mütter, die verzweifelnden Flüche der Väter, denen man mit List oder Gewalt die Söhne entrissen, um sie in einer Wildniß jenseits des Meeres elend umkommen zu lassen. Dieser Glanz, dieser Prunk und Pomp, mit wie viel Jammer, mit wie viel Thränen und Verwünschungen war das

Alles erkauft! Was für ein tausendstimmiges Echo des Elends antwortete von draußen diesen schmelzenden Melodien, welche die Seele in wollüstigen Schlummer zu wiegen trachteten .... Der arme Knabe wurde traurig im tiefsten Herzen. Seine Mutter bemerkte mit Befremden, daß seine Augen nicht mehr vor Freude strahlten, sondern daß seine Brauen finster zusammengezogen waren; aber sie ahnte nicht, sie konnte nicht ahnen, welchen gewaltigen Einfluß die Erlebnisse dieses Tages, dieses Abends auf die künftige Laufbahn ihres geliebten Kindes haben würden.

Achtes Capitel.

Die theatralischen Vorstellungen pflegten damals bedeutend früher zu beginnen als heutzutage und so blieb nach Beendigung derselben noch Zeit genug zu geselligen Zusammenkünften. Das Haus des Generals von Wimpfen versammelte zu jener Zeit an Gesellschaftsabenden Alles, was in Ludwigsburg auf guten Ton Anspruch machen konnte, namentlich auch Künstler und Gelehrte, denn die Frau vom Hause und mehr noch ihre Schwägerin, Frau von Königs-

eck, gefielen sich sehr im Umgang mit Männern, die der Kunst und Wissenschaft ergeben waren. Die mächtige geistige Strömung des Jahrhunderts hatte manche soziale Schranke niedergerissen oder wenigstens überflutet, und da in jenen Tagen die höheren Stände sich es zur Ehre schätzten, zu den Aufgeklärten und Vorschreitenden zu gehören, so stand die Aristokratie der Geburt und des Besitzes, soweit sie überhaupt der Bildung der Zeit theilhaft, der Aristokratie des Geistes noch nicht mit Mißtrauen und Haß gegenüber. Damals, wo alle Kreise der Gesellschaft von dem Sturm und Drang, welcher in die Zeit gefahren, mehr oder weniger erfaßt waren, hätte man die Conservirung mittelalterlicher Vorurtheile sehr lächerlich gefunden. Wir sagen damit nicht, daß in gewissen Schichten diese Vorurtheile damals gar nicht vorhanden waren, sondern nur, daß man sich wohl hütete, in die Hegung derselben ein Verdienst zu setzen. Vorwärts! war die allgemeine Losung jener Zeit, und wem sie nicht Sache des Herzens war, dem war sie wenigstens Sache des guten Geschmacks. In Wahrheit, selbst solche, welche den Ideen der Aufklärung und Humanität nur als einer Mode des Tages huldigten, würden sich nicht erkühnt haben, zu glauben, daß nach hundert Jahren

in der vornehmen Welt die „Umkehr“ Mode werden könnte . . . .

Da heute kein großer Empfangsabend war und der General bei Hofe soupirte, hatten sich nur die vertrauteren Hausfreunde im Wimpfen'schen Salon eingefunden und unterhielten sich, in Erwartung der Generalin und ihrer Schwägerin, mit Recapitulation der Scherze und beziehungsweise der Skandale, welche der heurige Carneval gebracht. Schubart, ein hier sehr oft und sehr gern gesehener Gast, und die schöne Baroneß von Türkheim, eine seiner vornehmen Klavierschülerinnen, waren unerschöpflich im Vorbringen von allerlei Schnurren, über welche der dicke Bibliothekar Uriot, welcher die Feste Herzog Karls im breitspurigsten Kanzleistyl beschrieben hat, sich vor Lachen ausschütten wollte. Die Krone dieser Geschichten war die eines Abenteurers, welcher wenige Tage zuvor mit dem Vorgeben, er würde ein Kanonenconzert geben, das heißt, durch Losschießen kleiner Kanonen von verschiedenem Kaliber Melodien hervorbringen, den guten Bewohnern der Residenz eine hübsche Summe Geldes aus den Taschen gelockt hatte und dann damit verschwunden war, ohne die Ohren der Betrogenen mit seiner ungeheuerlichen Musik zu erfreuen. Derartige freche Geniestreiche

gehörten, wie Jedermann weiß, keineswegs zu den Seltenheiten in jenen Tagen, wo die Gesellschaft nicht nur von Aufklärern, sondern auch von Wundermännern wimmelte und die Industrieritterschaft eine Bravour entwickelte, die kaum glaublich wäre, wenn wir in unserer eigenen Zeit nicht vielfach eine ähnliche gesehen.

Ein Diener öffnete die Flügelthüren des Salons und die Versammelten stellten sich in zierliche Parade, um die Damen vom Hause zu begrüßen. Das war ein leises Knarren der Schuhe mit hohen Absätzen auf dem blanken Parkett, ein Rauschen der Seidenkleider und Sammetröcke, ein Nicken und Neigen der bizarr geformten Damencoiffüren, ein spaßhaftes Schwänzeln der Herrenzöpfe, abgemessene, menuettartige Bewegungen, devotes Chapeauschwenken, anmuthiges Fächerspiel. So eine Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts war von der tristen Uniformität unsrer jetzigen Versammlungen weit entfernt. Der farbenhelle Luxus des Männercostüms und der bei aller Barockheit dennoch graziöse Frauenputz boten, verbunden mit dem reichvergoldeten Schnörkelwerk des Mobiliars, einen Anblick dar, dessen Glanz und Reichthum durch die verschwenderisch in die Wände

eingelassenen großen Spiegel bei heller Beleuchtung märchenhaft vervielfacht wurde.

In den beiden Damen, welche die Begrüßungen ihrer Freunde und Freundinnen erwiderten, konnte man ohne Gesuchtheit die Manieren, Ideen und Strebungen von damals verkörpert finden. Die Generalin, eine noch frische, lebhafte Brünette, repräsentirte in ihrer ganzen Erscheinung den französischen Conversationsstyl, die nach pariser Mustern geformte Eleganz der exclusiven Societät, mit Beimischung jedoch einer guten Dosis liebenswürdiger Bonhommie. Ihre Schwägerin dagegen, Frau von Königseck, in ihrem Aeußeren eine schöne Blondine mit schmachtenden Veilchenaugen, war in ihrem Innern lauter Güte, Idealität und Empfindsamkeit, ein vollkommener weiblicher Typus der Werther- und Siegwartsperiode, wo „Ossian den Homer verdrängte“ und mit Freundschaftsschwärmerei ein so überschwänglicher Luxus getrieben wurde.

„Ah, das ist also der vom Himmel gefallene Engel?“ rief die Baroneß Türkheim aus und bemächtigte sich eines etwa sieben- oder achtjährigen Mädchens, welches an der Hand der Frau von Königseck in den Salon gekommen war.

Während die Baroneß das Kind mit stürmi-

schen Liebkosungen überschüttete und die Generalin für den alten General Bouwingshausen, einen hartnäckigen, wenn auch mehr als halbtauben Lebemann, für den dicken Bibliothekar und zwei Damen von etwas zweideutigem Alter, deren Gesichter einen großen Aufwand von Schminke und Schönpflästerchen zeigten, den Whisttisch ordnete, sah Schubart fragend auf das Kind und dann auf die Frau von Königseck.

„Nicht wahr, es ist wirklich ein Engel?" sagte die blonde Schöne mit jenem flötenden Lispeln, welches damals eine unerläßliche Eigenschaft einer sentimentalen Dame war, bei dem weichen Alt der Fragerin jedoch ganz allerliebst klang.

„In der That, Gnädigste," versetzte der Poet, „man könnte wähnen, das Kind sei wirklich vom Himmel gefallen. Es ist ja ein wahres Wunder von Schönheit und dabei hat es so etwas Seltsames, Fremdartiges, ich möchte sagen Abenteuerliches." . .

„Warum nicht gar etwas Zigeunerhaftes?" bemerkte die hinzugetretene Generalin lachend. „Aber das muß ich sagen," fuhr sie fort, mit Schubart und ihrer Schwägerin in eine Fensternische tretend, „unser Herr Poet hat eine feine Nase. Er wittert sogleich

Ungewöhnliches. Rathen Sie einmal, woher der schöne Fremdling komme."

„Das zu errathen vermag ich nicht. Aber," setzte er hinzu, einen zugleich ehrfurchtsvollen und feurigen Blick auf Frau von Königseck heftend, — „ich begreife, daß er kam. Wo schon Engel wohnen, kehren gern andere ein."

„Schmeichler Sie! Sehen Sie doch, wie meine Schwägerin erröthet. Aber das muß ich sagen, die deutschen Poeten scheinen den französischen allmählig einige galante Complimente abzulernen, wenn auch sonst nicht viel Anderes. Indessen kann ich nicht umhin, Ihre poetische Schwärmerei mit etwelcher Prosa zu versetzen, wenigstens in Beziehung auf das Kind, welchem unsere gute Türkheim dort mit ihrer Zärtlichkeit so beschwerlich fällt. Lauretta" . . .

„Lauretta?"

„Nun ja, so heißt sie. Lauretta ist keineswegs vom Himmel gefallen, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes hinter einer Hecke aufgelesen worden, und zwar in ziemlich unsauberer Gesellschaft. Haben Sie denn nicht von der Strolchenbande gehört, deren Nest man neulich im Schurwald droben ausgenommen?"

„Doch, meine Gnädige; aber wie" . . . .

„Fragen Sie nicht zuviel; ich dürfte Ihnen nicht antworten. Es ist," fuhr sie mit schelmischem Lächeln fort, — „so zu sagen ein Staatsgeheimniß."

„Ein Staatsgeheimniß?"

„Ja, wenn Sie wollen. Sie wissen doch, Ludwig der Vierzehnte pflegte zu sagen: L'état c'est moi."

„Aha, gnädige Frau, jetzt bin ich auf der Spur."

„Meinen Sie? Aber haben Sie die Augen des Kindes bemerkt?"

„Freilich. Wie ist mir denn? Es fiel mir sogleich eine frappante Aehnlichkeit mit . . . mit . . ."

„Wir wollen bei den Augen des Kindes stehen bleiben. Es sind" . . .

„Durchlauchtige Augen, meine Gnädigste."

„Schlaukopf Sie! . . . Aber haben Sie nie von der schönen Sängerin und Tänzerin Pastori aus Palermo gehört?"

„Doch, sie beherrschte vor Jahren die herzogliche Oper und das Ballet und" . . . .

„Und?"

„Und trug auch für eine Weile blaue Schuhe."

„Boshafter Mensch, was Sie nicht Alles wissen! . . . . Nun, die Pastori hieß Laura, man nannte sie aber gewöhnlich Bella und mit vollem

Recht. Es war ein schönes, aber wildes Geschöpf. Jetzt ist sie todt und elend genug war ihr Tod."

„Und dieses Kind?"

„Fragen Sie Nichts mehr! Alles, was ich weiß, ist, daß eine Person, deren Wünschen die Frau des Generals Wimpfen nachzukommen hat, mir dieses Kind anvertraut hat, bis die Einrichtungen zur Eröffnung der Ecole des Demoiselles im alten Schloß in Stuttgart vollendet sind. Dorthin soll dann Lauretta."

„Wie, in die weibliche Abtheilung der Sklavenplantage?"

„Pfui, wer darf so von einem Institut sprechen, welchem die würdige Majorin von Seeger vorstehen wird."

„Allen Respect vor dem Herrn von Seeger auf der Solitude und auch vor seiner Frau Gemahlin. Aber dieses pädagogische Experimentiren ist mir nun einmal in der Seele zuwider. Der gute Rousseau! Es sind jetzt zehn Jahre her, seit sein Emil erschien. Wenn er die pädagogische Seuche geahnt hätte, welche dieses Buch grassiren machte und macht, er würde das Manuscript sicherlich ins Feuer geworfen haben."

„Aber lieber Freund," sagte Frau von Königs-

eck sanft, „der Segen, welchen die neuen Erziehungs-grundsätze verbreiteten, ist doch zu groß und schön, als daß Sie Ihre Augen im Ernst davor verschließen wollten.“

Schubart wollte antworten, allein seine und der Damen Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick durch das fremde Kind abgezogen.

Es war begreiflich, daß die lebhafte und zärtliche Frau von Türkheim an Lauretta großen Gefallen fand. Das Kind war wirklich wunderbar schön. Seine elfenhaft zarte und feine Gestalt lief in einen Kopf von edelster Form aus. Außerordentlich reiches und feines Haar, schwarz und von einem bläulichen Schimmer überhaucht wie die Fittige des Raben, fiel ihm auf die Schultern nieder und rahmte ein Gesichtchen ein voll Kraft zugleich und Anmuth. Die Wölbung der Stirne, der Schnitt von Mund, Nase und Kinn, der Schwung der dunkeln Brauen, — Alles war vollendet und aus dem Marmorweiß dieses Gesichts strahlten große blaue Augen . . .

Wie Alpenblumen leuchten aus dem Schnee.

In Wahrheit, diese Augen konnten mit nichts passender verglichen werden als mit dem dunkeln und intensiven Blau der Genziane, welche in den Hochalpen hart neben dem Gletschereis blüht. Oder auch

glichen sie, die Farbe abgerechnet, den Augen von einem gefangenen Reh. Gerade so scheu und wild-melancholisch wie diese blickten sie.

Das Kind ließ sich die Liebkosungen der schönen Baroneß gefallen, ohne sie zu erwidern. Ja, die Generalin hatte sogar richtig gesehen, wenn sie bemerkte, daß diese Zärtlichkeiten dem Gegenstand, an welchen sie verschwendet wurden, lästig seien. Lauretta entzog sich zu verschiedenen Malen widerwillig den Armen der zärtlichen Dame und wollte dieselbe durchaus nicht küssen. Es war überhaupt etwas Störriges in dem Kind. Man merkte, daß es ihm höchst unbehaglich sei. Erst als die Baroneß Lauretta an den wiener Flügel zog, welcher im Salon stand, und mit geübter Hand eine muntere Melodie anschlug, wurde das Kind zahmer und ließ seine spröde Zurückhaltung allmählig fahren. Man sah, wie es die Töne mit Entzücken einsog.

„Kannst Du singen, Schätzchen?“ fragte die Baroneß.

Lauretta nickte.

„Ach, so sing' mir doch mal Eins! Willst Du?“

Die Kleine ließ sich nicht lange bitten. Mit einer Stimme, frisch, voll und klar wie Lerchenschlag, sang sie:

„Bei der Windmühl'
Geht der Weg 'naus,
Nacher Mannheim —
In das Zuchthaus . . . ."

Ein schallendes Gelächter vom Spieltisch her unterbrach die Fortsetzung dieses damals sehr bekannten Gaunerliedchens. Auch die Baroneß, die Generalin und Schubart lachten. Frau von Königseck jedoch lächelte bloß flüchtig und schlug dann die Augen schwärmerisch zur Decke auf, als betete sie zu Gott um Rettung dieser jungen Seele.

Lauretta aber wurde durch diese unerwartete Wirkung ihrer Kunstleistung wieder vollständig verschüchtert oder vielmehr völlig störrig gemacht. Sie zog die Brauen zusammen, warf den kleinen Mund trotzig auf, ergriff Frau von Königseck, zu welcher sie das meiste Vertrauen zu haben schien, bei der Hand und sagte kurz und trocken:

„'s ist Leili*), ich will johschen**) geben."

„Fi donc, Lauretta," versetzte die Generalin. „sprichst Du schon wieder Dein affreuses Jenisch?

*) Nacht.
**) Schlafen.

Sprich doch lieber italienisch; Du kannst es ja, wenn Du willst."

Das Kind schaute die Sprecherin zornig an mit seinen wildschönen Augen.

„Dormire! Dormire!“ rief es dann, mit seinen Füßchen aufstampfend.

Neuntes Capitel.

Die Damen setzten sich, nachdem eine Dienerin das Kind weggebracht hatte, um einen Tisch, auf welchem eine kleine Collation aufgestellt war, und baten Schubart, ihnen Gesellschaft zu leisten, da auf die Spieler am entgegengesetzten Ende des Zimmers nicht zu rechnen war. Der Thee übte über die Abendgesellschaften von damals, wenigstens in Süddeutschland, noch lange nicht seine spätere souveraine Herrschaft, und wenn auch der Theekessel auf dem Tische summte, so war es doch etwas Selbstverständliches, daß die Generalin ihrem poetischen Hausfreund sofort ein Glas Rheinwein einschenkte, von einer Sorte, welche er, wie sie wußte, mit besonderem Behagen trank. Dabei sagte sie:

„Eigentlich sollte ich Sie zur Strafe des Ihnen

verhaßten Theetrinkens verurtheilen, lieber Freund, weil Sie mir mit Ihrem Klopstock einen so argen Possen gespielt haben."

„Einen Possen, gnädige Frau?"

„Nun ja, als Sie mir neulich die Leistungen der deutschen Poeten so überzeugend anpriesen und mir in hellster Begeisterung den Messias zum Lesen empfahlen, da meinte ich, es müsse doch Etwas dahinter sein, denn Sie gelten ja hier in Sachen des Geschmacks für ein Orakel. Wenigstens," setzte sie schalkhaft hinzu, „meine Schwägerin Königseck nimmt Ihre Aussprüche so gläubig hin, als kämen sie direct von dem Dreifuß zu Delphi."

Schubart warf einen feurigen Blick auf die schmachtende Blondine, welche über und über erröthete und in einer Weise die Augen niederschlug, die dem leidenschaftlichen Mann unbeschreiblich wohlthat.

„Aber, meine Liebe," sagte Frau von Königseck, ihre Verlegenheit bemeisternd, „Du hast doch die ersten Gesänge des Messias mit Interesse gelesen."

„Sage mit Ungeduld," entgegnete die Generalin. „Ich meinte, es müsse doch endlich zu einer Verwicklung, zu einer Passion, kurz zu etwas Rechtem und Klappendem kommen, aber da fand ich mich schön angeführt! Mir verging der Athem in dieser

dünnen Luft einer Erhabenheit, welche im überirdischen Blau umhernebelt, und ich wurde ganz dumm von dem ewigen Singsang der Engel und Heiligen. Das sind fürchterlich langweilige Geschöpfe."

„Will ich aufrichtig sein," bemerkte die Baroneß Türkheim, „so muß ich sagen, daß mir es mit der Lectüre des berühmten Gedichts nicht besser ergangen. Ich gestehe sogar, daß die einzige Figur darin, welche mir ein lebhafteres Interesse abgewann, der — Gott steh' mir bei! — nun ja, der Satan war."

„Lästerung!" lispelte die Königseck.

„Da lobe ich mir doch die Franzosen," sagte die Generalin. „Bei Ihnen steht man stets auf festem Boden und kann die brillanten Feuerwerke ihres Esprit mitansehen, ohne fürchten zu müssen, plötzlich in der leeren Luft zu schweben."

„Das, meine Gnädigste," warf Schubart ein, „riskirt man bei den französischen Poeten allerdings nicht, dagegen kann man bei denselben gelegentlich recht tief in die Gosse fallen. . . . Uebrigens haben wir einen deutschen Dichter, der an Esprit, Witz und Grazie kecklich mit den Franzosen wetteifern kann; aber freilich, er ist nur ein Schwabe und der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande."

„Sie meinen wahrscheinlich Wieland. Mein Mann

liebt ihn sehr, ich jedoch kenne seine Sachen nicht und habe die Gräfin von Hohenheim sagen hören, er sei abscheulich indezent."

„So," entgegnete der Poet gereizt, „die Donna Schmerg .... bitt' gehorsamst um Entschuldigung — die Gräfin von Hohenheim findet Wieland indezent? O gewiß, ihr steht es an, sich über seine Indezenz aufzuhalten .... Du lieber Gott, wie doch unsere Vornehmen sind! Was ein Gresset, ein Grecourt, ein Voltaire ausgehen läßt, und wäre es auch eine „Pucelle", das Alles findet man löblich über alle Maaßen; sagt aber ein Deutscher dasselbe, nur harmloser, besser und vielleicht auch graziöser, so schreit man über Indezenz."

„Ei, wer schreit denn?" sagte die muntere Baroneß. „Nur die Duckmäuser. Ich verhehle es gar nicht, daß ich mich an Wielands komischen Erzählungen höchlich und herzlich ergötzt habe."

„Es lebe Ihre Aufrichtigkeit!" versetzte Schubart. „Indessen bin ich ein zu warmer Klopstokkianer ...."

„O Klopstock!" flüsterte Frau von Königseck mit zartem Enthusiasmus und warf dem Poeten einen dankbaren Blick zu.

„Ja, ich bin ein zu warmer Klopstockianer,"

fuhr Schubart fort, sich geschmeichelt verbeugend, „um nicht der Meinung zu sein, daß der hochbegabte Wieland einen falschen Weg eingeschlagen. Zwar das ist sein Verdienst, sein großes Verdienst, daß er uns Deutschen bewies, man könne in deutscher Sprache die Franzosen in ihrer eigenen Manier übertreffen. Allein diese Manier ist an und für sich eine falsche. Wir müssen aus der Convenienz und aus dem Regelzwang zurück zur Freiheit, zur Natur, zur Ursprünglichkeit. Die Engländer, ein Milton, ein Thomson, haben uns die richtigen Wege gezeigt und nicht vergebens. Die schweizerischen Kritiker, ein Bodmer, ein Breitinger, haben den großen Pedanten und Mistifar in Leipzig, den Gottsched, diesen Schildhalter der Gallomanie, aufs Haupt geschlagen. Der Sänger des Messias ließ uns darauf in erhabenen und herzergreifenden Tönen vernehmen, wie die deutsche Dichterharfe klingt, wenn der Sturm wahrer Begeisterung sie durchfährt. Unser Lessing seinerseits zeigte mit seiner tiefeinschneidenden Kritik, wo es unserer Literatur noch fehlt und wie ihr zu helfen ist, und der fordernden Theorie die erfüllende Praxis gesellend gab er uns das erste vollendet schöne deutsche Drama, die Minna von Barnhelm. Nun regt es sich strebend und schaffend an allen Ecken und

Enden Deutschlands. Der feurige Herder tritt in die Fußtapfen Lessings; in Göttingen hat sich ein Kreis von begeisterten Jünglingen zusammengethan, die sich an ihrem hochverehrten Meister Klopstock zum edlen Dichterberuf heraufbilden; in den Rhein- und Maingegenden ist eine andere Genossenschaft von jungen Poeten thätig und ich habe mir sagen lassen, daß besonders von Einem dieses Kreises, einem gewissen Göthe aus Frankfurt, Großes zu erwarten sei. Käme nur allen diesen Strebungen überall die rechte Empfänglichkeit entgegen! Aber daran fehlt es leider nur zu sehr."

Frau von Königseck hörte dem eifrigen Sprecher mit großem Wohlgefallen zu, die Generalin unterdrückte ein leises Gähnen, die Baroneß bemerkte:

„Sie sprechen vortrefflich, mein theurer Lehrer und Freund. Aber Sie wissen, ich habe die traurige Eigenschaft, ernste Gespräche in die Länge nicht ertragen zu können. Bitte, machen Sie uns ein Bißchen Musik. Ich weiß, Sie haben mehrere neue Lieder gedichtet und componirt . . . Bitte, lassen Sie uns eins derselben hören."

Die lebhafte Schöne zog den nur leicht Widerstrebenden schmeichelnd zum Flügel. Die Generalin und ihre Schwägerin folgten.

Schon das erste Anschlagen der Tasten verrieth den Meister. Er spielte einige Stücke mit herzgewinnendem Ausdruck, ging dann in eine gefühlvolle Melodie über und begleitete damit den Vortrag des zartesten seiner Lieder: —

„Wenn aus Deinen sanften Blicken
Wonne für mein Herze fließt
Und Dein holder Mund Entzücken
In mein Innerstes ergießt:
O, so tadle nicht die Triebe,
Die Dein Reiz in mir erregt,
Du verachtest sonst die Liebe,
Die sich schwer zu rächen pflegt.

Lange streitet in der Stille
Die Vernunft und Leidenschaft —
Seh' ich Dich, so wird mein Wille
Und mein Vorsatz hingerafft.
O, dieß Zweifeln, dieß Bemühen
Raubt mir alle meine Ruh'.
Soll ich hoffen, soll ich fliehen?
Wenn ich liebe, lieb' auch Du!"

Das Auge des kühnen Mannes haftete, als er so sang, brennend auf dem Antlitz der Frau von Königseck.

Die Generalin, während ein Lächeln des Spottes flüchtig ihre Lippen kräuselte, stieß die Baroneß mit dem Ellenbogen an und blickte auf ihre Schwägerin, welche sich hastig und erröthend abwandte.

Dieses Abwenden der geliebten Frau, dieses Lächeln der Generalin schnürte Schubarts Herz zusammen. Er wurde blaß, brach sein Lied ab, raste wild in die Claviatur, sprang dann plötzlich auf, daß die Saiten in einem gellenden Mißton auszitterten, und stürmte ohne Wort und Gruß wie ein Wahnsinniger aus dem Zimmer.

Zehntes Capitel.

Der leidenschaftlich bewegte Dichter durchrannte mehrere Straßen, unbekümmert, wohin seine Füße ihn trügen. Er befand sich in einem Zustand qualvoller Erregung und da suchte und fand er in heftiger körperlicher Bewegung einige Linderung. So war er auf die von der großen Allee eingefaßte Straße gekommen, als er plötzlich auf den würdigen Herrn Bechtold stieß, welcher bei einem Bekannten zu Nacht gespeist hatte und jetzt nach seinem Quartier im Gasthaus zum Waldhorn hinunter wollte. Schubart schloß sich dem Deutsch-Amerikaner nach flüchtiger Begrüßung an und die Beiden gingen schweigend mitsammen den stillen, mondhellen Weg hin.

Bechtold merkte zwar bald und unschwer, daß

sein Begleiter die Beute einer außerordentlichen Bewegung sei. Schon der hastige, unstäte Gang des Poeten und sein wildes Hin- und Herwerfen der Arme verrieth das. Aber Bechtold hatte von den Yankees, wenn auch sonst vielleicht manches, jedenfalls nicht ihre zudringliche Neugierde gelernt. Und im Uebrigen hatte er auch gar nicht nöthig, Fragen zu thun. Der Tumult in Schubarts Innerem mußte sich einen Ausweg brechen.

„Herr und Freund," hob der Dichter an, wild, fast schreiend, — „ich sage Ihnen, es ist mehr als Fleisch und Blut erträgt, ich kann es nicht mehr aushalten! Mein Kopf schwindelt, mein Herz zittert und unter mir brennt der Boden. Ich bin ein Taugenichts, ein Narr, ein schlechter Kerl, ja, ein ganz schlechter Kerl! . . . . O, mein armes gutes Weib! Meine armen Kinder! . . . Alle Kraft dahin, aller Wille verbraucht! . . . O ewiger Gott, erbarme Dich meiner! . . . . Ja, ich sagte es: der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich muß fort von hier, weit fort . . . muß mich der berauschenden und verzehrenden Atmosphäre dieser Zauberin entreißen, deren Blick mein Herz zu Asche glüht, vielleicht ohne daß sie es weiß, ohne daß sie es ahnt. . . . O, die Weiber, die Weiber! Fluch über sie und dreimal Fluch! . . .

Bin ich nicht der elendeste der Sterblichen? Sagt, Herr, bin ich es nicht? . . . Ich habe unsägliche Thorheiten begangen, bin in beständigem Rausch durch das Labyrinth der Sünde geirrt. Und nun zeigt mir der Engel der Reue mit seinem flammenden Schwert ein Paradies, welches ich nie betreten soll. O, bitter, bitter! . . . Aber meine hiesige Stellung ist unhaltbar geworden, ich muß weit weg, fort, fort! Wohin soll ich meine Schritte lenken, um in Elend zu sterben? Wo wird der ewige Richter meinen Ruf erhören: Ihr Berge, fallet über mich, und ihr Hügel decket mich zu!"

Der unglückliche Mann hatte diese Klage und Selbstanklage unbeschreiblich rasch und heftig hervorgesprudelt. Jetzt lehnte er sich erschöpft an einen Baum und schluchzte wie ein Kind.

Herr Bechtold hatte während seiner kurzen Bekanntschaft mit Schubart schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Zeuge leidenschaftlicher Ausbrüche desselben zu sein. Allerdings so ganz aus Rand und Band, wie heute, hatte er ihn noch nicht gesehen; allein er hielt es auch jetzt für das Räthlichste, den Anfall einigermaßen vertoben zu lassen, bevor er sich einmischte. So blieb er denn eine Weile schweigend neben dem Dichter stehen. Dann

nahm er ihn theilnehmend bei der Hand und führte ihn weiter, indem er sagte:

„Beruhigen Sie Sich, lieber Schubart. Ihre lebhafte Phantasie malt Ihnen die Dinge zu grell. Freilich kann und will ich Ihnen nicht verschweigen, daß auch ich glaube, Ihre Situation am hiesigen Orte sei eine bedenkliche und unhaltbare; aber ich meine, gerade dieser Umstand müsse eine heilsame Wendung Ihres Geschickes herbeiführen."

Schubart legte seinen Arm in den des Freundes und gewann im Weitergehen allmählig seine Fassung wieder. Die ruhige, aber herzliche Theilnahme, welche aus den Worten des würdigen Mannes sprach, that ihm wohl.

Bechtold fuhr fort:

„Wenn ich offen sein soll, so muß ich sagen: ich beklage nicht so fast d'e Unhaltbarkeit Ihrer äußerlichen Stellung als vielmehr Ihre innerliche Zerfahrenheit. Ich beklage diese um Ihrer selbst und um unseres Landes willen, welchem Ihre reiche Begabung zu gute kommen sollte. Sie verzetteln Ihre schönen Talente hier unter den Hofleuten, Künstlern und Komödianten, ohne am Ende höhere Anforderungen zu befriedigen. Mir scheint, Sie haben Ihre wahre Bestimmung noch gar nicht begriffen und erfaßt, und

wenn Sie es gestatten, möchte ich Ihnen einen hierauf bezüglichen Vorschlag machen."

„Heraus damit! Ich fühle, daß Sie eine wahrhaft freundschaftliche Gesinnung für mich hegen."

„Gewiß, das thue ich, und so lassen Sie mich denn sagen, daß mir scheint, die ganze Anlage Ihres Wesens und Ihrer Talente bestimme Sie zum Publizisten. Blicken Sie nur nach England und hinüber nach Amerika und Sie werden erkennen, welche große und wohlthätige Macht die publizistische Presse üben kann und wirklich übt. Reißen Sie Sich aus Ihren verwilderten hiesigen Verhältnissen heraus und unternehmen Sie es, unseren Landsleuten, welche besonders in politischer Beziehung noch geradezu auf der Bildungsstufe der Kindheit stehen, eine Zeitschrift zu geben, welche dieselben einmal die Stimme der Wahrheit und Vernunft vernehmen läßt."

„Ein Publizist, ein Zeitungsschreiber soll ich werden? Kein Gewerbe kann gefährlicher sein zu dieser Zeit, wo ein feuriger Kopf, wie der meinige, am wenigsten geduldet wird. Vor Mächtigen, auch wenn sie Bösewichter sind, den Fuchsschwanz streichen, jedes gnädige Kopfnicken und etwaige matte Zeichen des Menschengefühls mit einer Doppelzunge austrompeten, jedem Geldsack einen Bückling machen, den

Parteigeist desjenigen Ortes, wo man schreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäusern was zu lachen und dem Pöbel was zu raisonniren geben; auf der andern Seite die Parteien des Parnassus genau kennen und da entweder im trägen Gleichgewichte bleiben oder muthig mitkämpfen: — das sind Gesetze, die für mich zu hoch und rund und für die ich weder Geduld noch Klugheit genug besitze."

„Sachte, sachte, lieber Freund. Das Amt eines Publizisten ist kein Rosenbett, es ist von Anfechtungen aller Art umlagert, darüber bin ich mit Ihnen einverstanden. Aber meine Ansicht von der Pflicht eines Publizisten ist eine etwas andere als die von Ihnen vorgebrachte, und welche bedeutende Wirksamkeit aus der tüchtigen Erfüllung dieser Pflicht hervorgehe, habe ich anderwärts zu sehen sattsame Gelegenheit gehabt. Deutschland und unser Süddeutschland insbesondere hat eine zugleich unumwundene und populäre Kritik der politischen, literarischen und religiösen Zustände dringend nöthig und Sie sind ganz der Mann dazu, diese Kritik publizistisch zu üben."

„Deutschland? Was sollte Sie dieses Land noch kümmern?"

„Welche Frage! Der müßte doch ein herzloser

Tropf sein, ein ganz roher und schlechter Mensch, der je aufhören könnte, das Land zu lieben, wo seine Vorfahren gelebt und in dessen Sprache er zuerst seine Empfindungen ausdrücken lernte. Freilich finde ich, daß die Vaterlandsliebe in Deutschland dermalen, wo sie sich äußert, wunderliche Formen anwendet. Der Klopstock'sche Teutonismus, wie ich ihn im deutschen Norden grassiren fand, kann meinem Urtheil nicht zusagen; er ist mir viel zu inhaltslos und unreell und kommt mir sogar geradezu läppisch vor. Unsere Zeit verlangt andere Kost als Tazitus'sche Eichelmast und hirnloses Bardengebrüll, wie es dermalen da und dort angeschlagen wird. Das Reinmenschliche, das Humane, wofür mir unser Volk vorzugsweise begabt zu sein scheint, ringt nach Licht und Berechtigung auf allen Gebieten. Wohlan, wirken Sie nach Ihren Kräften dazu mit, ihm jenes und diese zu verschaffen."

„Ihre Aufforderung ist fürwahr eine große Lockung . . . Aber, entschuldigen Sie, Sie scheinen mir gegen unseren herrlichen Klopstock ungerecht zu sein. Der Mann hat doch einen gewaltigen Anstoß gegeben; er hat ja die Literatur, welche tief in Gemeinheit versunken war, wieder zu ihrer Würde

erhoben, er hat zuerst wieder aus deutscher Brust vom deutschen Vaterland gesungen und gesagt."

„Fern sei es von mir, die Verdienste des gewiß groß und patriotisch denkenden Mannes antasten zu wollen. Wollte ich auch, so könnte ich nicht, weil ich mir gar nicht die Befähigung zutrauen darf, über spezifisch literärische Fragen abzuurtheilen. Wenn ich sagte, der Klopstock'sche Teutonismus gefalle mir nicht, so wollte ich damit nur andeuten, daß meines Erachtens die Vaterlandsfreunde, statt nach den altdeutschen Wäldern zurückzusehen, mit klarem Auge in die Gegenwart blicken sollten . . . Sofern nicht alle Symptome trügen, schickt die Zeit dermalen sich an, wieder einmal einen tüchtigen Schritt vorwärts zu thun. Muß es für einen Mann von Ihren mannigfaltigen Gaben nicht eine Lockung, ja eine Nothwendigkeit sein, an der allwärts sich kundgebenden Bewegung theilzunehmen, mit an ihre Spitze zu treten, sie zu fördern nach allen Seiten hin? Ist es nicht ein schönerer Beruf, gleichsam ein Lehrer und Anwalt eines ganzen Volkes zu sein, als einer versumpften Gemeinde Psalmen oder auch Opernarien vorzuorgeln und den Gelegenheitsdichter für Hofleute zu machen, die Sie im Grunde doch nur als einen zeitvertreibenden Lückenbüßer in der

Langeweile ihrer nichtigen Existenz ansehen? Noch einmal, Schubart, sag' ich: Lassen Sie den ludwigsburger Quark und schreiben Sie ein Journal, das unseren Landsleuten ein Licht aufsteckt."

„Beim Himmel, Freund, Ihr Vorschlag muthet mich außerordentlich an!" rief der Poet aus, dessen bewegliches und entzündliches Naturell an der Idee des Deutsch-Amerikaners Feuer faßte.

„Nun wohl, so halten Sie diesen günstigen Eindruck fest, mein Freund, und gehen wir sogleich daran, den Vorsatz zur That zu gestalten. Was meinen Sie, was für einen Titel wollen Sie Ihrer Zeitschrift geben?"

„Warten Sie, warten Sie! . . . Ha, ich hab's! Deutsche Chronik soll sie heißen, zum Zeichen, daß ein deutscher Patriot sie schreibt, dessen Blick und Gefühl über alle die armseligen Grenzpfähle, womit sie unser theures Vaterland verschändet haben, hinausreicht und die ganze große Heimath deutscher Nation umfaßt. Ja, und gegen die Tyrannen groß und klein, gegen die ledernen Philister und Kothseelen, gegen die verrätherische Rotte der Dunkelmänner, gegen welche schon der Ulrich von Hutten vor Zeiten so mannhaft gefochten hat, soll die deutsche Chronik angehen, daß es eine Art hat."

„Gut, so gefallen Sie mir. Aber vergessen Sie nur nicht, der Begeisterung die Ausdauer, dem Eifer die Besonnenheit zu gesellen. Thun Sie das, so prophezeihe ich Ihrem Unternehmen eine Wirkung, welche Ihnen den Dank der Zeitgenossen und die Achtung der Nachwelt sichert."

„Bester Freund, wie haben Sie mich getröstet und aufgerichtet! Ach, ich war heute Abend der Verzweiflung nahe . . . Und nun thun Sie mir, ich bitte, noch den Gefallen, auf das Gelingen des Vorsatzes, für dessen Anregung ich Ihnen ewig dankbar bin, ein Glas mit mir zu leeren. Es ist noch gar nicht spät und gleich da drüben steht das Wirthshaus zur Kaune, wo man einen Extra-Guten schenkt."

Als Bechtold zögerte, dieser echt schubartisch leichtsinnigen Laune nachzugeben, setzte der Poet hinzu:

„Ich kann wahrhaftig nach einem an Erlebnissen und Gemüthserschütterungen so reichen Tage nicht zu Bette gehen, ohne mir vorher das Herz mit Wein zu kühlen. Und wissen Sie, wir wollen es machen wie unsere Altvorderen, welche nichts Wichtiges unternahmen, ohne einen guten Trunk vorausgehen zu lassen, gleichsam als Vorweihe."

„Wohl!" versetzte Herr Bechtold nachgebend, „Sie sollen für heute Ihren Willen haben. Indessen

muß ich Ihnen doch bemerken, daß ich glaube, unsere Altvorderen würden für sich selbst und ihre Nachkommen besser gesorgt haben, wenn sie weniger getrunken und mehr gehandelt hätten."

Eilftes Capitel.

In der Baumschule der herzoglichen Gärten bei der Solitude war eines Tages zur schönen Pfingstzeit ein Mann emsig damit beschäftigt, an einer Anzahl von jungen Stämmen, die seiner früher an ihnen geübten Oculirkunst nicht ganz nach Wunsch entsprochen hatten, mit kundiger Hand Nachpropfungen vorzunehmen. Er ging dabei mit jener eigenthümlichen Sorgfalt zu Werke, welche innerstes Behagen an der Arbeit verräth. Zuweilen richtete er sich von derselben auf und warf prüfende Blicke nach den verschiedenen Richtungen der wohlgepflegten, äußerst sauber und zierlich gehaltenen Pflanzung. Dann spiegelte sich in seinem freien und furchtlosen Auge die Befriedigung eines Mannes, der sein Werk gedeihen sieht.

Der Mann, welcher kaum mehr weit vom fünfzigsten Jahr abstand, war von kleiner Statur, aber

wohlgebildet. Seine Züge hatten einen ernsten, oft sinnenden Ausdruck; es war darin eine starke Anlage zu selbstständigem Denken ausgeprägt. Sein kräftiger und beweglicher Gliederbau zeugte von militärischer Tournüre, womit auch sein Anzug stimmte. Ein Mann methodischer Ordnung und Sauberkeit in Allem und Jedem, hatte er, seinen Offiziersrock zu schonen, eine grüne Gärtnerschürze umgebunden. Seinen Hut mit silberner Borte und der würtembergischen Kokarde hatte er auf einen nahen Stützpfahl gestülpt und so konnte man bemerken, daß sein Haar nach allen Regeln der militärischen Etikette frisirt, gepudert und gezopft war.

Es war lieblich und still in der Baumschule. Die jungen Stämmchen grünten lustig, ihre veredelten Zweige hatten prächtig getrieben. Auf den schon größeren Zöglingen der Anstalt, die im Hintergrunde in langen Reihen standen, wiegten sich einzelne Blüthendolden im leisen Maienwind. Durch die Bläue droben schwangen sich piepsende Goldammern, Buchfinken und Dompfaffen dem Waldesschatten des Parkes zu, wo eben Amseln und Drosseln die letzten Noten ihres Morgenconzertes anschlugen, bevor sie sich vor der höher steigenden Sonne zur Ruhe in das Dickicht zurückzogen. Das war so ein goldener,

duftender, tönender Frühlingsvormittag, welcher die Herzen der Jugend in sonnige Träume wiegt.

Auch der Knabe, welchen wir als Fritz Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt haben und welcher dem emsigen Manne bei seiner Arbeit mit allerlei Hilfeleistung zur Hand ging, — schien diesen Frühlingszauber zu fühlen. Er hielt das Körbchen mit pomologischen Instrumenten, welche der Oculirer abwechselnd daraus hervorlangte, lässig in der Hand und sah den leichten Wolken nach, als hätte er mit ihnen ziehen mögen. Vielleicht auch beneidete er die vorüberschwirrenden Vögel, daß sie so ganz sorg- und müheles die Maienluft gleichsam aus erster Hand empfangen und genießen konnten. Gewiß ist, seine Gedanken schweiften mit Wolken und Vögeln träumerisch in die Weite.

Inzwischen hatte der geschäftige Mann seine Arbeit vollendet, nachdem ihm gerade der letzte seiner Pfleglinge, dem er seine Aufmerksamkeit zugewendet, viel zu schaffen gegeben. Es war ein hochaufgeschossener junger Stamm mit mancherlei Knorren und Auswüchsen und es erforderte nicht nur Kunst, sondern auch Kraft, seiner Verwilderung Meister zu werden. Endlich hatte der Baumkünstler den letzten Bastverband angelegt und den letzten Oculireinschnitt

sorgsam mit Baumwachs verklebt. Jetzt sah er auf und sagte:

„Sieht Er, Fritz, so muß man die jungen Bäume behandeln, wenn was aus ihnen werden soll. Das schießt wild auf, regellos und unvernünftig. Da kommt man aber mit Hand und Handwerkszeug und zwingt den widerspänstigen Schößling in Gesetz und Regel, damit er wachse und gedeihe den Menschen zu Nutzen und Freude.“

„Aber, Vater,“ entgegnete der Knabe, „vielleicht macht das dem Baum selbst gar keine Freude.“

„Was? Möchte er Holzäpfel oder Holzbirnen essen?“

„Nein, aber ich meine, es müsse den armen jungen Bäumen da erschrecklich zu Muthe sein, daß sie so steif wie die Soldaten des Herzogs in Reihe und Glied stehen müssen, während drüben im Wald Alles frei und bunt durch einander aufwächst, abhängig nur von der Natur. Und die armen jungen Bäume da, wenn sie hinlänglich dressirt sind, werden auch wer weiß wohin verkauft, gerade wie die Soldaten des Herzogs.“

„Was raisonnirt Er da wieder ins Blaue hinein?“ erwiderte der Hauptmann Schiller seinem Sohn mit Strenge. „Die Obstbäume sind da, um

gute Früchte zu tragen, nicht um zu verwildern. Daher müssen sie veredelt werden. Und gerade wie mit den jungen Bäumen muß man auch mit den jungen Menschen thun. Das gäbe eine schöne Wirthschaft ab, so man Bäume und Menschen wild aufschießen ließe. Rede Er ein andermal nicht so gedankenlos, Fritz! Die Natur weiß wohl, was sie thut, wenn sie sich das Regiment des Menschen gefallen läßt. Sie hat's nöthig ... Ordnung und Diszziplin und Subordination muß sein immer und überall. Das ist die göttliche Satzung, merk' er sich das! Und laß' Er mich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, niemals wieder so ein auflüpfisches Wort gegen Seine von Gott gesetzte Obrigkeit hören. . . . . Er ist jetzt confirmirt und somit eingeführt in die Reihe der vernünftigen Christen. Er hat die Kinderschuhe vertreten, und was er hinfüro redet, das muß Er verantworten können. . . . Er hat so eine Phantasterei an sich, die mir nicht gefällt, und einen Fürwitz in Sachen, die Er noch nicht versteht. Er muß sich bei Zeiten fügen lernen, denn Er gehört nicht zu den Wenigen, die zu befehlen, sondern zu den Vielen, die zu gehorchen haben . . . Und hör' Er, Fritz, ich mag's wohl leiden, so Er in freien Stunden sich mit Versemachen abgibt. Das gehört mit

zur Bildung und ist nichts Unrechtes. Aber es soll Ihm beileibe nicht die Hauptsache sein. Er will ein Diener des Wortes Gottes werden, und darum lerne Er bei Zeiten sein Leben ernsthaft und tüchtig und fromm führen. Das Landexamen steht Ihm bevor; Er weiß, daß davon Seine Aufnahme in die Klosterschule abhängt. Darum thu' Er Sein Bestes, mit Ehren zu bestehen. Prediger sein, ist ein schöner, aber schwerer Beruf und Er weiß, daß es die liebste Hoffnung Seiner Mutter ist, Ihn dermaleinst auf der Kanzel zu sehen. Und wenn Ihn Grillen und Phantastereien ankommen, so beherzige Er, was ich Ihm schon so oft von dem großen Fritz erzählt habe. Gegen den war so zu sagen die ganze Welt in Waffen, aber er hat sie glorreich besiegt. Und warum? Weil er standhaft auf Ordnung und Disziplin hielt in Allem und Jedem und nicht rechts und links sah auf seinem Wege, sondern nur geradeaus. So schafft man Tüchtiges und kann jeder Mensch in seiner Art ein großer Fritz sein, will sagen ein Mensch, der seinen ihm von Gott angewiesenen Platz mit Ehren ausfüllt. Das merk' Er sich, lieber Fritz! — Aber," unterbrach der Hauptmann hier seine väterliche Ermahnung, „was will denn die Mutter so eilig?"

In der That trat die Frau Hauptmännin mit

von eiligem Gehen geröthetem Gesicht in die Umhegung der Baumschule und rief, den Gang heraufkommend, ihrem Manne die geflügelten Worte zu:

„Se. Durchlaucht will Dich sprechen, lieber Johannes. Der gnädige Herr sprach an unserer Wohnung vor, und als ich ihm sagte, Du wärest nach der Baumschule gegangen, verbot er mir, Dich rufen zu lassen. Er folgt mir mit der Gräfin Franziska auf dem Fuße.“

Wir haben es schon früher angedeutet: die wildeste Zeit Karls war vorbei. Er übte jetzt, unter dem Einfluß der Gräfin Franziska von Hohenheim, den patriarchalischen und erleuchteten Despotismus im Ganzen so, daß der Accent auf jenen Beiwörtern lag. Daher verkehrte er auch bei Gelegenheit mit seinen Unterthanen in ganz familiärer Weise, wie ihm denn die populären Formen nie gemangelt und oft sehr bedeutenden Vorschub geleistet hatten.

Der Hauptmann that bedächtig seine Gärtnerschürze ab, rollte sie zusammen und legte sie bei Seite. Dann nahm er seinen Hut zur Hand und richtete sich kerzengrade auf. In dieser militärischen Haltung empfing er den Fürsten, welcher bald darauf die Baumschule betrat, sein geliebtes „Franzele“ am Arm.

Die Gräfin von Hohenheim, damals fünfundzwanzig Jahre alt, war mit einfacher Eleganz gekleidet und eine durchaus wohlthuende Erscheinung. Der Ausdruck ihrer keineswegs ausgezeichnet schönen Züge war, wie gewöhnlich, ein sanfter und verständiger. Aber dieses Gesicht, wie die ganze harmonisch gegliederte und gerundete Gestalt, umfloß ein gewinnender Zauber der Anmuth und die liebenswürdigste, weil natürlichste Grazie kennzeichnete ihre Haltung und Geberden. Daß bei näherem Betrachten auch ein leiser Schatten von Schwermuth auf ihrer Stirne sichtbar wurde, kann nicht befremden bei einer Frau, welche noch 1786, als Karl sie bereits zu seiner gesetzlichen Gemahlin erhoben, an Niemeyer schrieb: „Das Gefühl der Schuld will mich nie verlassen; für meinen Schmerz gibt es keinen ausreichenden Trost, keine völlige Beruhigung . . . .“

Franziska erwiderte die ehrfurchtsvolle Begrüßung der Schiller'schen Familie, welche der Herzog mit gnädigem Kopfnicken hinnahm, freundlich und herzlich.

Karl sah sich zuvörderst eine Weile mit Kennerblicken in der Baumschule um. Dann bemerkte er:

„Hauptmann Schiller, ich sag', Er hält meine Gärten da oben gut in Ordnung. Er versteht seine Sache und Er ist mir ein lieber Diener. Das wollt'

ich Ihm sagen und noch etwas Anderes . . . . Ist das da Sein Sohn Fritz?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Gut. Der Bursch ist zwar eben kein Ausbund von Schönheit, das muß ich sagen; aber er sieht auch nicht aus wie ein Tölpel und Tolpatsch . . . . Hab' mich bei dem Professor Jahn und dem Präzeptor Winter nach dem Bursch erkundigt, weil es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, mich der Söhne meiner Offiziere anzunehmen, und meinten die Beiden, es lasse sich was Rechtes aus ihm machen. Da hab' ich mich denn resolvirt, was aus ihm zu machen."

„Die Gnade Eurer Durchlaucht . . . ."

„Schon gut, schon gut. Sieht Er, Schiller, auf der Solitude gedeiht Alles, nicht nur Seine Baumschule sondern auch meine militärische Pflanzschule."

Das Wort traf die Hauptmännin wie ein Donnerschlag. Sie wußte jetzt, was der Herzog wollte, und ihr Herz wollte brechen. Sie sah voraus, daß hier ein gewaltsamer Eingriff in ihre und ihres Kindes liebste Wünsche stattfinden sollte. Theologen wurden ja in der Pflanzschule Karls auf der Solitude nicht gebildet.

Karl fuhr fort:

„Tüchtige Juristen und Aerzte fehlen dem würtemberger Land. Dem soll meine Pflanzschule abhelfen. Daher, weiß Er was, Schiller? Ich nehme Seinen Fritz kostenfrei in die Anstalt auf. Ich sag', er soll da ein tüchtiger Juriste werden."

Der Hauptmann, wenn auch seine Züge sich verdüsterten ob dieser Gnade, verbeugte sich tief, bewältigt vom Zauber der Disziplin. Sein Sohn jedoch fühlte diesen Zauber noch nicht in dessen ganzer Stärke und wollte daher eine Protestation wagen.

„Ihr Durchlaucht," begann er, aber der Herzog, welcher den Widerwillen gegen seine vermeintliche Großmuth auf dem Gesicht des jungen Menschen lesen mochte, unterbrach ihn und sagte scharf:

„Was will Er, Bursch? Wenn Männer reden, sollen Knaben schweigen. Merk' Er sich das!"

Der Hauptmann warf seinem Sohn einen strafenden Blick zu, aber die Mutter verstand den flehenden, womit ihr Kind an sie appellirte. Freilich ihr Respect vor dem Landesherrn war groß, ungemein groß, und den eigenen Herzenswunsch hätte sie demnach diesem Respect wohl schweigend zum Opfer gebracht, aber die Sünde wollte sie doch nicht auf sich laden, widerstandlos ihr Kind einer Bestimmung entreißen zu lassen, der es mit innigster Neigung

zustrebte und in deren Wahl sie die göttliche Stimme zu vernehmen glaubte. So machte sie denn einen Versuch, das Bedrohliche abzuwenden, indem sie sagte:

„Ihr Durchlaucht, halten's zu Gnaden, ... aber mein Fritz hat all' sein Lebtag sich vorgenommen, ein Pfarrer zu werden."

„Ein Pfarrer? Wie kommt er dazu?"

„Er hat eine rechte Anlage zum Geistlichen, das dürfen Sie mir glauben, gnädigster Herr," versetzte die in ihrer Mutterangst beherzte Frau. „Er weiß schon jetzt zu predigen, mein Fritz, daß es eine Art hat .... Und dann, ja, Ihr Durchlaucht, es gehört doch auch dazu, daß man seinen Beruf mit Eifer und Liebe ergreift, und da ist nun einmal Fritzens ganzes Dichten und Trachten gerichtet, geistlich zu werden."

„Ei was," entgegnete Karl. „Der Fritz da ist ja doch ein pures Kind und Kinder haben dumme Einfälle und Launen. Die muß man ihnen austreiben mit Güte und mit Gewalt. Hat Sie denn nicht bedacht, Frau Hauptmännin, daß wir mehr Candidaten der Gottesgelahrheit im Lande haben als salva venia rothe Hunde? Will Sie so einen armen Schlucker aus Ihrem Fritz machen? Denke, das

läßt Sie hübsch bleiben. Die Juristerei die nährt ihren Mann, die bringt zu Ehren und Würden. Ich mein's gut, weiß Sie? und ich sag': der Fritz da soll ein wackerer Juriste werden."

Die Mutter war durch diese in Karls Sinn ganz gütigen Worte noch keineswegs zu seiner Meinung bekehrt. Allein sie wußte nichts mehr zu thun, als die Gräfin bittend anzusehen.

Franziska begriff sehr wohl, daß es sich hier darum handelte, den Lieblingswunsch einer Familie, an welchem diese jahrelang gehangen, vor plötzlicher Vernichtung zu schützen. Aber sie wußte auch, daß es vergeblich sei, den Herzog von Etwas abwendig machen zu wollen, worauf er einmal seinen Kopf gesetzt, vollends gar in Sachen seiner Pflanzschule, für welche talentvolle Zöglinge zu werben, dermalen ein Hauptgeschäft des Fürsten war. Auch in ihn ja war die pädagogische Experimentirsucht der Zeit gefahren und er betrieb die Sache mit dem ganzen Feuer seines Naturells. Trotz Alledem wollte die gute Gräfin eine Intervention versuchen.

„Aber, gnädigster Herr," sagte sie in ihrer ruhigen und anmuthigen Weise, — „wäre da nicht zu bedenken, daß Sie vielleicht der Kirche ihres Landes ein künftiges Licht entziehen, während aus dem

jungen Menschen bei seinem Widerwillen gegen den ihm empfohlenen Beruf nur ein mittelmäßiger Jurist werden könnte."

„Franzele, Franzele!" entgegnete der Herzog, indem er den Finger scherzhaft drohend erhob. Und er sagte es auch in scherzendem Ton, aber für Ohren, welche die Modulationen seiner Stimme genau kannten, klang darin doch Etwas von jenem souverainen Machtbewußtsein durch, welches den Fürsten bei einer andern Gelegenheit hatte sprechen lassen: „Ein Regent ist das wahre Ebenbild Gottes auf Erden; er kann also auch Gutes und Böses nach Gefallen thun."

„Franzele, Franzele!" sagte der Herzog, und während die beiden Frauen dieser Zärtlichkeitsformel wohl abmerkten, daß ihre Einmischung abgewiesen sei, fuhr er, zu dem Hauptmann gewendet, fort: „Sieht Er, Schiller, da haben wir wieder die alte Geschichte. Sowie zwei Frauensleute zusammen kommen, gibt's gleich 'ne Conspiration gegen uns Mannsnamen. Aber ich sag', wir wollen uns wehren, ich und Er, und wollen zeigen, daß wir Herren im Hause sind . . . . Darum also, die Sache ist abgemacht. Am ersten nächsten Monats beginnt in der Pflanzschule ein neuer Cursus im Latein, Griechisch, Geschichte,

Erdbeschreibung und Größenlehre. Den muß der Mußje Fritz vor allen Dingen mitdurchmachen. Es wird ihm schon gefallen in der Anstalt. Da geht's munter zu und die Eleven klein und groß betrachten mich alle als ihren Vater . . . Bring' Er Seinen Sohn binnen heut' und acht Tagen in die Pflanzschule, Schiller. Werde dem Major von Seeger inzwischen die nöthigen Befehle geben . . . Und hör' Er, weil Er meine Gärten und Anlagen da auf der Solitude in so musterhafter Ordnung hält, und weil Alles unter Seiner Hand wohlgedeiht und weil Er sich auch heute wieder als einen dienstwilligen Mann zu erkennen gegeben, will ich alles dessen beim nächsten Avancement in Gnaden eingedenk sein. Er soll sehen, daß sein Herr weiß, was er an Ihm hat. Und für den Fritz da laß Er mich nur sorgen; ich sag' ich will was Rechtes aus ihm machen. Der Bursch soll mir und Ihm und der Pflanzschule dermaleinst zur Ehre gereichen. Und damit Adieu!"

Er tippte an seinen Hut, wandte sich um und führte seine Begleiterin weg, welche im Gehen noch mit einem ermuthigenden Blick auf die Mutter und ihren Knaben zurücksah.

Zwölftes Capitel.

Freilich konnte so ein gnädiger Trostblick unter solchen Umständen keine bedeutende Wirkung thun. Die Mutter fühlte zu bitter, daß ein roher Griff in ihr und ihres Kindes Leben geschehen sei, und es hätte des heftigen Zuckens in Fritzens Gesicht nicht bedurft, um ihr zu zeigen, daß der Knabe vor innerem Groll fast verging. Der Hauptmann seinerseits machte sich noch eine Weile mit seinen Bäumen zu schaffen und man konnte ihm ansehen, daß er sich bemühte, die Sache, wie sie nun einmal war und wie sie seinen Begriffen von Herrscherrechten und Unterthanenpflichten nicht gerade widersprach, bei sich zurechtzulegen.

„Kommt," sagte er dann mit wieder gewonnenem Gleichmuth; „es wird Zeit sein zum Mittagsessen. Die Sonne steht bald in Zenith."

Und als er bemerkte, daß an den Wimpern seiner guten Frau Thränen hingen, fügte er milder hinzu, als sonst seine Art war:

„Man muß sich im Leben in Vieles schicken lernen, Dorle *), weißt Du? Wär's nur an mir

*) Abkürzung für Dorothea.

gelegen, so hätte Dein Wunsch, den Fritz dochmal auf der Kanzel zu sehen, wohl in Erfüllung gehen können, doch der Mensch denkt und Gott lenkt."

„Aber der Herzog ist doch nicht Gott!" fuhr Fritz heraus.

„Will Er Seinen Vater schulmeistern?" entgegnete der Hauptmann unwillig. „Bedenke Er, es ist heute das dritte Mal, daß Ihm Sein Fürwitz verwiesen werden muß. Ich will Ihm aber was sagen: der Herzog ist nicht Gott, aber er ist der Gesalbte Gottes. Und Er, was ist Er? des Herzogs Unterthan, sonst Nichts. Zeige Er sich der Gnade Seines Herrn würdig, der offenbarlich nur Sein Bestes will. Ordnung und Disziplin muß in der Welt sein, sonst wäre Alles nur ein dummes Durcheinander. Und hör' Er, wenn was Rechtes in Ihm ist, so kann er auch als Juriste ein tüchtiger und brauchbarer Mensch werden. Der Mann ziert seinen Stand, nicht der Stand den Mann."

Auf diese bestimmt ausgesprochene Ansicht war, wie Mutter und Sohn wohl wußten, Nichts zu erwidern und so folgten sie schweigend dem Vater durch eine der langen Alleen, welche aus den Gärten nach dem Schloßplatz führten.

In so einer Stimmung verhaltenen Mißmuths

ist es für die Betreffenden eine wahre Erleichterung, wenn irgend eine, nur nicht gerade eine unfreundliche, Störung von außen eintritt. Die wohlthuende Unterbrechung des schwülen Schweigens, womit die Schiller'sche Familie den Weg nach ihrer Wohnung verfolgte, kam von einem Manne, welcher aus einer Seitenallee raschen Schrittes heraustrat und ihnen schon von ferne einen lauten Gruß zurief. Alle Drei erkannten in dem Nahenden sofort den ludwigsburger Stadtorganisten Schubart.

„Guten Morgen oder guten Mittag, liebe Freunde," sagte er in seiner geräuschvollen Weise, sich mit seinem Hut Kühlung zuwehend, deren sein rothes, erhitztes Gesicht sehr zu bedürfen schien. Allem nach war übrigens die Erhitzung des Mannes nicht nur eine äußerliche, sondern auch eine innerliche und hatte er in seiner Aufgeregtheit gar kein Auge für die trübe Stimmung der ihm befreundeten Familie.

Der Hauptmann erwiderte die Begrüßung des Poeten in förmlicher Weise und fügte noch hinzu:

„Wenn Sie mit Hausmannskost vorlieb nehmen wollen, so können Sie Sich gerade mit uns zu Tische setzen, Herr Magister und Stadtorganist."

„Servus, Servus, werther Herr und Gönner,"

entgegnete der Poet. „Aber lassen Sie den Stadtorganisten aus dem Spiele, wenn's Ihnen gefällig ist. Wenn nicht, so setzen Sie wenigstens ein Ex davor, denn die ludwigsburger Orgel muß künftig sehen, wie sie ohne mich fertig wird."

„Wie?"

„Nun ja," erwiderte Schubart mit großartiger, allein merklich erzwungener Gleichgiltigkeit, — „man hat mir den Laufpaß gegeben und ich habe den Staub der sündhaften Residenz von meinen Füßen geschüttelt."

Diese Art und Weise, vom Verlust von Amt und Brod zu sprechen, wollte dem soliden und methodischen Hauptmann nicht zu Sinne.

„Was wollen Sie mit dem schlechten Spaß?" fragte er streng.

„Spaß? Ei, mein Freund, es ist kein schlechter Spaß, sondern schlechter Ernst. Der verdammte ‚lutherische Pfaff,' wissen Sie, der Zilling, hat's doch am Ende dazu gebracht, mich zu sprengen. Gewiß hat er der Donna Schmergelina so lange in den Ohren gelegen, bis die Selbstherrscherin unseres Selbstherrschers, die mir von wegen einer gewissen Schnurre in Knittelversen ohnehin nicht grün war, meine Absetzung befahl . . . 's ist Alles in Ordnung,

in amtlicher nämlich. Wurde heute Morgen vors gemeinschaftliche Oberamt citirt und wurde mir da ein herzoglicher Erlaß communicirt, welcher mich verurtheilte, ohne daß ich mich vertheidigen durfte. Herzoglich würtembergische Justiz! Sehen Sie da den Wisch? Hören Sie nur, 's ist recht erbaulich. Ich will gerädert werden, wenn nicht der Spezial selber das liebenswürdige Actenstück verfaßt hat. 's ist ganz der stilus curiae Zillingensis."

Er hatte ein Blatt Papier aus der Tasche gezogen und begann, die fette, näselnde Stimme des Spezials nachahmend, ohne weiteres laut zu lesen: —

„Herzoglicher Erlaß an das gemeinschaftliche Oberamt Ludwigsburg. Von Gottes Gnaden Karl, Herzog u. s. w. Was gegen den Stadtorganisten Christian Friderich Schubart bei Euch sowohl in puncto eines — (hier räusperte sich der Poet so gewaltig, daß er mehrere Worte verschlucken mußte) — als auch wegen einer zu Anfang dieses Jahres in das Publicum verbreiteten Scarteque vorgekommen, solches haben Wir Uns aus Euren an Unsere Herzogl. Regierung und Ehgericht in causa unterthänigst erstatteten Berichten des Mehreren gehorsamst vortragen lassen. Obwolen nun besagter Schubart, so viel — (wieder ein verschluckendes Räuspern) —

seines Abläugnens ungeachtet, dermaßen gravirt ist, daß derselbe als tantum non convictus mit der helftigen adulterien Strafe zu belegen wäre: So wollen Wir jedoch von deren Einzug bei ihm gnädigst abstrahiren; dagegen aber denselben bey seinen neuerlichen Vergehungen und in Rücksicht seiner von jeher bezeugten schlechten — (abermaliges Räuspern) — seines Organisten-Dienstes nicht allein entsetzt, sondern auch verordnet haben, daß ihm um des in dem Publico in so mancherley. Betracht gestifteten Aergernisses willen das consilium abeundi gegeben werden solle. Und habt Ihr dahero dem Schubart hievon die Eröffnung zu thun, mit dem Bedeuten, sich aus Unseren Herzoglichen Landen hienächstens unfehlbar zu entfernen. An dem beschiehet Unser gnädigster Will und Meynung, und Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis etc. etc."

„Das ist eine ernste Sache, Herr Magister," sagte der Hauptmann, nachdem er seiner Frau mit den Augen einen Wink gegeben, mit dem Knaben vorauszugehen. „Es steht mir nicht zu, Ihnen eine Strafpredigt zu halten, aber sagen muß ich doch, daß es Ihre Freunde nicht an Warnung fehlen ließen, Sie noch bei guter Zeit von Ihren Irrwegen

abzubringen. Hab' ich doch noch bei meiner letzten Anwesenheit in Ludwigsburg Ihnen eindringlich zugesprochen. Aber Sie wollten nicht hören, wollten oben hinaus und Alles mitmachen, machten causum communum mit Lottergesellen und leichtfertigen Weibsbildern, ließen ihre satirische Zunge gegen Gott und die Welt spielen, und statt daß Sie Sich nach der Decke streckten, d. h. nach Ihrem Einkommen, brauchten Sie frisch darauf los in Saus und Braus wie ein großer Herr."

„Ach was," entgegnete Schubart halb lachend, halb ärgerlich, — „ich wirke viel und brauch' viel. Mein Herz ist ein Schwamm; Thau des Himmels verschluck' ich viel, spritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menschen."

„Hm, das klingt recht poetisch," sagte der Hauptmann; „aber es wäre besser um Sie bestellt, wenn Sie statt so eines Schwammes ein männlich festes Herz in der Brust trügen."

Sie waren unterdessen in der Wohnung der Schiller'schen Familie angekommen, wo die sorgliche Christophine, eben zur Jungfrau herangeblüht, den Mittagstisch schon gerüstet hatte. Es wurde ein Couvert für den Gast aufgelegt, welcher sich die einfache Kost wacker schmecken ließ und einer Extra-

flasche, welche der Hausvater aus seinem spärlichen Vorrath herbeigeholt, tüchtig zusprach. Dabei gefiel sich der Poet in einer lärmenden Lustigkeit und fabulirte allerlei Buntes durcheinander. Als aber die Flasche geleert war und er endlich merkte, daß seine Stimmung der seiner Wirthe keineswegs entsprach, rüstete er sich zum Aufbruch und sagte:

„Ich bin eigentlich ohne zu wissen wie, indem ich in allerlei Gedanken meinen Weg so hindufelte, zur Solitude heraufgekommen. Da ich aber einmal da war, hab' ich mir das würtemberger Land nochmals gründlich angesehen. Jetzt will ich um ein Haus weiter und sehen, wo's ein Ländle gibt, in welchem keine Speziale von der Sorte Zilling über Poeten und Musiker das Szepter führen. Will hinab in's Rheinland, zunächst aber nach Heilbronn. Gedenke heute noch Besigheim oder Laufen zu erreichen, wo ich Bekannte habe und freie Zehrung. Möchte aber das schändliche Nest, das Ludwigsburg, nicht wieder berühren. Ist mir dasselbe wie Gift und Opperment zuwider und bitte ich daher, daß mir der Fritz da den Waldweg gen Kornthal hinab weise . . . .“

Eine Viertelstunde später schritt der aus Würtemberg verbannte Dichter neben dem jungen Schiller

durch den Wald, in dessen weiten Gründen die Mittagsstille brütete. Die Beiden gingen schweigend neben einander her, jeder mit nicht sehr angenehmen Gedanken beschäftigt. Der lebhafte Poet jedoch war der seinigen bald müde und begann ein Gespräch mit seinem jungen Führer, indem er sagte:

„He, Fritz, Du kommst mir ja heute ganz duckmäuserisch vor, und, wart' mal, da fällt mir ein, daß ich so Etwas wie verweinte Augen an Deiner vortrefflichen Mutter wahrgenommen habe. Was hat's denn gegeben?"

„Der Herzog," erwiderte der Knabe mit einer Stimme, welcher man den Schmerz und die Entrüstung seines Innern anmerkte, „der Herzog hat dem Vater befohlen, daß ich in die Pflanzschule gebracht werde. Da soll ich ein Jurist werden und ich hätte doch mögen ein Pfarrer werden. Es muß schön sein, eine ganze Gemeinde für das Wahre und Rechte zu begeistern . . ."

„Zu begeistern? O lieber Junge, da hättest Du Dir hundert Lungen auspredigen können, ohne Deinen Zweck zu erreichen. Daß Du übrigens kein Schwarzfärber wirst — diese jenische Bezeichnung ist allerliebst, nicht wahr? — das ist mir ganz recht. 's ist ein eigen Ding um diese lutherische Schwarz-

färberei, lieber Fritz. Man färbt so lange schwarz, bis man zuletzt die Welt nur noch für einen ungeheueren Dintenklex ansieht; und das ist dumm."

„Aber, Herr Schubart, warum soll mich der Herzog zwingen können, Etwas zu werden, was ich nicht werden will?"

„Warum? Weil er der Herzog ist und Du sein Unterthan bist."

„Aber wir sind doch keine Sclaven."

„Hm, lieber Junge, dem Namen nach nicht, aber der Sache nach, beinahe fürcht' ich, obgleich ich für meine Person von Geburt ein freier Reichsstädter bin. Ein freier? Du lieber Gott! Wenn ich von deutscher Freiheit reden höre, fällt mir immer die ergötzliche Geschichte von meinem Vetter Leonhard ein. Wenn der Vetter in meiner Kindheit auf den berühmten Ursulamarkt nach Schwäbisch-Gmünd zog, pflegte er zu mir zu sagen: Christian, ich bring' Dir was Schönes heim, was so Schönes, daß man es gar nicht sieht. Da freute ich mich immer mächtig auf das versprochene Schöne, was ich aber richtig nie zu sehen kriegte .... So, so, Fritz, Du willst also nicht? Seht mal den Bursch! Erinnere Dich doch an Deinen Virgil, allwo geschrieben steht: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. O,

sie haben Mittel vollauf, uns zu zwingen, daß wir wollen wie sie es wünschen."

Der Weg führte in diesem Augenblick über eine Anhöhe, welche vor Kurzem abgeholzt worden war und so einen Anblick über den Forst weg darbot. Der junge Schiller blieb stehen und zeigte mit der Hand in die Ferne, indem er sagte:

„Sie meinen wohl solche Mittel?"

Schubart schaute auf und der deutenden Hand seines Führers nach. Die Mauern und Thürme einer alten Bergveste blickten durch die klare Luft herüber.

„Hohenasperg!" rief der Poet aus. Und von einem plötzlichen dunkeln Angstgefühl ergriffen, trat er einen Schritt zurück und murmelte hastig: „Dii avertite omen!"

Er drängte zum Weitergehen und sprach kein Wort mehr bis sie zu einer Stelle kamen, wo der Fußpfad aus dem Wald heraus und über eine jähe Halde hinab in das Blachfeld führte. Da sah man in eine weite Ebene hinaus, besetzt mit Dörfern, deren Kirchthurmspitzen aus Gruppen blühender Obstbäume hervorguckten, und weithin wogten im lauen Winde die grünen Saaten und die hochgelben Repsfelder.

Hier verabschiedete sich der Poet von seinem jungen Begleiter. Er war sehr ernst geworden.

„Und wann werde ich Sie wiedersehen, Herr Schubart?“ fragte der Knabe. „Wann werden Sie ins alte Schwabenland heimkehren?“

„Das weiß Gott. Vielleicht nie, lieber Junge. Schön ist das alte Schwabenland, das ist wahr, und glaub' mir, ich liebe es heiß. Aber Leute meines Schlages gedeihen hier nicht. . . . Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande, das ist eine alte bittere Wahrheit, und des Poeten Heimath ist die weite Welt.“

„O, es muß schön sein, ein Dichter zu sein!“ sagte der Knabe träumerisch.

Schubart blickte ihm theilnahmsvoll ins Gesicht und legte ihm mit einem der plötzlichen edlen Aufschwünge seines Wesens die Hand aufs Haupt.

„Ja, Friedrich Schiller,“ sagte er gehobenen Tones, — „es ist schön ein Dichter zu sein. Aber die heilige Flamme will mit reinen Händen gewartet sein, wenn sie groß und herrlich himmelan steigen soll . . . . Knabe, mir ist, als sähe ich den göttlichen Funken in Deiner Seele glühen. Wenn er erwacht unter dem Hauche des Lebens, dann warte und mehre ihn, hörst Du? . . . besser und treuer als ich es gethan. Folge mir nicht nach auf der Bahn

der Thorheit, auf welcher ich, ich fürchte es nur allzusehr, mein bestes Herzblut vergeudet, meine beste Kraft verzettelt habe. . . Fühle edel, denke frei und groß, halte fest am Ideal! . . . Der Kranz des Ruhmes ist ein Dornenkranz, aber er ist doch die schönste Krone . . . Und hüte Dich vor den Vornehmen! Sie meinen es nie treu mit Unsereinem. Sie dulden uns nur als ein Spielzeug ihrer flüchtigen Launen, um uns bei der ersten Gelegenheit wegzuwerfen. Ich hab' es erfahren, ich. Sogar sie, das Weib, zu dem ich betete als zu einer Heiligen, sie hatte, als das Unglück hereinbrach, kaum ein trockenes Wort des Mitleids für mich . . . . Stelle Dich auf Dich selbst, Junge, und biete der Welt Trotz! Um groß zu werden, darf man sich nicht mit ihr abfinden, nein, man muß sie bekämpfen, auf Leben und Tod. Laß von ihrer Gemeinheit nie die Schwingen Deines Geistes beschweren und beschmutzen, wenn sie Dich zur Sonne tragen sollen . . . . Und so, mein Knabe, leb' wohl und vergiß' nicht des armen Flüchtlings!"

Er drehte sich um, und sei es, daß er des Eindrucks seiner eigenen Worte wieder ledig sein wollte, sei es, daß ihn einer seiner Anfälle toller Fröhlichkeit überkam, — er warf plötzlich den Hut hoch in

die Luft, fing ihn wieder auf mit dem Ruf: „Juchhei, es lebe die Freiheit! Es lebe die Vagabondenschaft! Es lebe die Kunst!“ und sprang dann rasch die Halde hinab.

Der junge Schiller sah dem seltsamen Manne lange nach, wie er eilig durch das blühende Feld hinschritt, mit den Armen fechtend, als führe er ein lautes Selbstgespräch.

Zögernd und langsam wandte sich der Knabe endlich zur Rückkehr wieder waldeinwärts. Ihm brannten die hohen Worte, welche Schubart zuletzt zu ihm gesprochen, heiß in der Seele. Er dachte darüber nach und achtete nicht der abendlichen Lieder, womit die Waldsänger die grüne Einsamkeit um ihn her belebten. Ihm klang fort und fort, wie eine trübe Warnung und doch zugleich wie süßeste Lockung, das Wort im Ohre: Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande und des Dichters Heimath ist die weite Welt.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Die Wachtparade. — Vom leidenschaftlichen Rieger und vom listigen Montmartin. — Die Zähmerin des fürstlichen Wilden. — Ein Stück Justiz von ehemals. — Der Großschulmeister. — Militärakademie und Ecole des Demoiselles. — Reu' und Leid. — Eine weiße Krähe. — Der Philosoph von Hohenheim.

Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als Karl Herzog von Würtemberg noch von der Illusion befangen war, man könne vermittelst Soldatenspielerei ein großer Fritz werden, hatte das tägliche Aufziehen der Wachtparade dem Fürsten eine eifrigst ergriffene Veranlassung geboten, militärischen Pomp zu entfalten. Selbst die derben Lectionen, welche der große Fritz seinem ehemaligen Zögling im siebenjährigen Krieg ertheilte, hatten Karls Soldatenspielwuth nicht abgekühlt. Noch lange blieb die Wachtparade ein Glanzpunkt des Residenzlebens von Stuttgart und der Ort, wo sie stattfand, der Platz zwischen der Stiftskirche, dem (alten) Schloß und dem Prinzenbau, gab mehr als einmal die Szene her zu einer bedeutsamen würtembergischen Haupt- und Staatsaction. Hier ereilte den berüchtigten Pfarrerssohn

Philipp Friedrich Rieger, einen der Matadore aus Karls wilder Zeit, sein böses Geschick. Vier Jahre hindurch war der leidenschaftlich brausende Mann, vom Hauptmann rasch zum Oberst und geheimen Kriegsrath aufgestiegen, im Bunde mit dem Minister Montmartin ein Hauptwerkzeug grausamer Willkürherrschaft gewesen. Von ihm vornehmlich waren die schnöden Mittel ausgesonnen und ins Werk gesetzt worden, welche zur Herbeischaffung und Ausrüstung des Corps von 12.000 Mann dienten, das der Herzog 1759 an den mit Preußen kriegenden französischen Hof verhandelte. Aber der kalte, listige Montmartin, welcher nach des trefflichen würtembergischen Geschichtschreibers Pahl Ausdruck, „das Böse planmäßig und mit Ueberlegung that," war des leidenschaftlichen Mitgünstlings überdrüssig geworden und wußte ihn beim Herzog als Verräther zu verschwärzen. Am 28. November 1762 erfolgte Riegers Sturz. Als er an diesem Tage, der Wachtparade anzuwohnen, aus dem Kanzleibogen auf den Schloßplatz heraustrat, stürzte der Herzog auf ihn zu und riß dem Ueberraschten mit dem Ruf: „Schändlicher Verräther!" den Orden von der Brust. Ein bereit stehender Wagen brachte den Gefallenen nach dem Asperg und von da nach der Bergveste Hohentwiel,

wo er ohne Urtheil und Recht vier Jahre lang in einem grauenhaften Kerker schmachtete. Da hat er sich bekehrt, d. h. aus einem brutalen Werkzeug der Tyrannei wurde er ein Pedant und Frömmler, der sich nebenbei Etwas damit wußte, ein Schöngeist zu sein. Einige Zeit nach seiner Freigebung, die eben so willkürlich verfügt ward wie seine Einkerkerung, versöhnte sich der Herzog 1775 mit ihm und machte ihn zum Generalmajor und Kommandanten von Hohenasperg.

Montmartin gesellte sich als willfährige Helfershelfer die gewissenlosen Finanzkünstler Wittleder und Gegel, sowie die Juden Seidel und Seligmann. Sein Regiment, einzig und allein darauf gestellt, vermittelst beispielloser Aussaugung des Landes dem Herzog eine bis zum Wahnsinn gehende Verschwendung zu ermöglichen, währte bis 1766. Damals nämlich gab es noch in Deutschland eine Schranke landesherrlicher Tyrannei: die Reichsgewalt. Ohnmächtig nach Außen, war sie, besonders wenn ein von Haß gegen das Unrecht glühender Mann, wie Kaiser Joseph II. war, sie handhabte, nach Innen noch „competent" und kräftig genug, frevelnde Duodezdespoten zur Raison zu bringen. Die würtembergischen Stände brachten ihre Beschwerden vor den Reichshofrath, welcher die Sache sofort an Hand

nahm. Montmartin, einer drohenden Untersuchung schlau zuvorkommend, verlangte und erhielt seinen Abschied, ging aber nicht mit leerer Hand. Denn abgesehen von der reichen Beute, die er mitnahm, mußte das arme Land die Verdienste seines vieljährigen Quälers und Aussaugers mit einem jährlichen Ruhegehalt von 4000 Gulden belohnen. Nachdem jedoch der böse Dämon des Herzogs entfernt war, kam zwischen diesem und seinen Ständen, unter Vermittlung des Reiches, eine Vereinbarung zustande, der sogenannte Erbvergleich, welcher 1770 die Grundsätze feststellte, die den bisherigen Mißbräuchen und Wirrsalen ein Ziel setzen sollten.

Herzog Karl war dazumal in eine Lebensregion gelangt, wo die souveraine Brutalität der Leidenschaften allmälig dem Zügel der Vernunft sich fügen lernt. Das vorhin genannte Jahr war für den heißblütigen Fürsten die Wendung zu einer solchen Zügelung. Der Erbvergleich schuf ihm eine äußerliche Schranke, zu einer innerlichen wurde ihm sein Verhältniß zu der klugen Franziska, die er gerade damals ihrem Gatten entführte. Das war der letzte große Schlag, welchen seine Leidenschaft that. Der Rückschlag blieb nicht aus und es war ein wohlthätiger. Wenn auch an und für sich ein grell unsittli-

ches, wurde das Verhältniß des Fürsten zu der Gräfin von Hohenheim zu einer Quelle des Besseren. Franziska lehrte den unstäten, zwischen Großmannssucht und Ausschweifung hin und her geworfenen Mann den Segen der Häuslichkeit kennen. Sie lenkte seinen Drang, thätig zu sein, zu wirken, zu schaffen, zum Tüchtigen und Ersprießlichen. Mancherlei Fehlgriffe blieben natürlich auch jetzt nicht fern: manches wohlangefangene Werk verkümmerte, weil es nur in der Weise eines fürstlichen Steckenpferdes behandelt wurde, und Grillen und Launen walteten allzu oft da, wo Einsicht, Umsicht und Beharrlichkeit hätten zur Stelle sein sollen. Trotzdem jedoch heißt es nur gerecht sein, zu sagen, daß die Regierung Karls in ihrer zweiten Hälfte zu den besten gehört, welche Würtemberg überhaupt gehabt hat.

An zeitweiligen Rückfällen in die gewaltsame Despotenstimmung fehlte es freilich nicht und war so ein Rückfall, vielleicht der schmählichste von allen, des Herzogs Attentat auf Schubart, welcher nach seiner Verweisung aus Ludwigsburg in den Maingegenden, dann in Augsburg und endlich in Ulm sein geniales Vagabondenleben führte. In der letztgenannten Reichsstadt war er allmählig zu größerer Stättigkeit gelangt. Hier schrieb er seine deutsche

Chronik, allen staatlichen und kirchlichen Dunkelmännern zu Haß und Tort. Das war wohl die Hauptursache seines Unglücks. Schubarts journalistische Thätigkeit war nach vielen Seiten hin unbequem. Auch dem Herzog von Würtemberg, der freilich, da Schubart weder in seinen Diensten stand noch überhaupt sein Unterthan war, gar kein Recht an ihn hatte. Ob die Gräfin von Hohenheim die Abneigung Karls gegen den genialen Mann verstärkte, ist nicht recht klar. Schubart selbst war davon überzeugt und man kann ohne Bedenken zugeben, daß die nicht sehr feinen, wohl aber sehr derben Wirthshausscherze, welche der Poet schon in Ludwigsburg über die „Donna Schmergelina" hatte verlauten und in Ulm in gesteigertem Maaße hatte ausgehen lassen, in den Ohren der Dame — und sie gelangten dahin — nicht sehr angenehm geklungen haben müssen. Indessen hatte sich Schubart nicht irgend eine Verfehlung gegen die Gesetze der Reichsstadt Ulm zu Schulden kommen lassen und so war ihm auf diesem Boden Nichts anzuhaben. Aber seine Feinde wußten sich zu helfen. Der damalige kaiserliche Ministerresident zu Ulm, General von Ried, setzte sich, gegen den unvorsichtigen Publizisten aufgereizt, in Relation mit Herzog Karl und dieser hatte Diener, welche in Voll-

ziehung seiner Befehle vor keiner Schmach zurückschracken. Schubart ward vermittelst einer argen List, die er in seinem Leichtsinn nicht bemerken wollte, auf würtembergisches Gebiet gelockt, nach Blaubeuren, dort gefangen genommen und sofort nach dem Asperg geschleppt. Der Herzog und die Gräfin von Hohenheim kamen nach der Bergveste, ausdrücklich in der Absicht, die Einkerkerung des Unglücklichen in ein finsteres unterirdisches Gelaß mitanzusehen. Nach Jahresfrist erst wurde ihm ein leidlicheres Gefängniß eingeräumt. Zehn Jahre, von 1777—1787, hat er auf dem Asperg gesessen. Ihm zu sagen, warum, hat man nie der Mühe werth gehalten.

Fast könnte man auf den Gedanken kommen, Herzog Karl habe die schnöde, an Schubart verübte Gewaltthat vor sich selbst dadurch zu beschönigen gesucht, daß er sie für ein pädagogisches Experiment ansah. Er wollte diesen ungewöhnlichen Geist nach seiner Schnur ziehen, mochte derselbe nun biegen oder brechen. Jede Selbstständigkeit des Genius wie des Charakters war ihm tödtlich verhaßt. Selbstständig sollte, soweit seine Macht reichte, nur Einer sein, Er, Karl Herzog. Den vollen Glauben an das Dogma seiner Macht und Unfehlbarkeit übertrug er auch auf seine Stellung als Großschulmeister seiner

„militärischen Akademie," welche zur gleichen Zeit, wo die herzogliche Residenz von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart zurückverlegt wurde, von der Solitude in die alte Stadt am Nesenbach herabgezogen ward. Am 18. November 1775 fand der Abzug der Zöglinge mit ihren Lehrern und Vorgesetzten von dem einsamen Waldschloß statt. Die Eleven waren an diesem Tag in großer Uniform, in hellblauen Aermelwesten, weißen Beinkleidern, Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch. An jeder Seite des Kopfes vier Papilloten in zwei Etagen und Puder, darüber ein kleiner dreieckiger Hut, den Rücken hinab ein langer Zopf. So marschirte der Trupp die Hasenbergsteige herab und wurde am Rothenbildthor von dem Herzog empfangen. Er setzte sich zu Pferde an die Spitze des Zuges und führte denselben durch die mit vivatrufenden Menschen angefüllten Straßen hinab zur „herzoglichen Militärakademie," jenem weitläuftigen Bauwerk, welches, hinter dem neuen Schlosse gelegen, heutzutage durch die Neckarstraße in den Umfang der Stadt eingeschlossen wird, damals aber noch außerhalb derselben lag und noch unvollendet war. In diesen Räumen, welche, obgleich ihre Bestimmung eine ganz andere geworden, noch jetzt die „Akademie" heißen, hat Herzog Karl viele Jahre

lang ob Hunderten von Zöglingen sein pädagogisches Szepter geschwungen. Unfern von dieser Anstalt, die, halb Kloster, halb Kaserne, später — 1781 —, als vom Kaiser Joseph zur Universität erhoben, den Namen der „Hohen Karlsschule“ erhielt, unfern davon, jenseits der heutigen „Planie,“ war im alten Schloß die „Ecole des Demoiselles“ untergebracht, eine Art Pendant zu der Akademie, geleitet von der Frau Oberstin von Seeger, der Gattin des Intendanten der Karlsschule.

Der Herzog begnügte sich jedoch nicht damit, seinen Unterthanen und der Welt das Schauspiel eines zum Schulmeister im großen Styl gewordenen Fürsten zu geben. Es war in ihm ein starker Zug vom Alkibiades. Die Leute sollten von ihm sprechen, um jeden Preis. Daher denn auch jene beispiellose Ueberraschung, welche den guten Altwürtembergern am 11. Februar 1778, dem fünfzigsten Geburtstag Karls, zu Theil ward. An diesem Tage wurde von allen Kanzeln des Landes ein herzogliches Rescript verlesen, worin der Fürst förmlich Reu und Leid machte. Er sei, hieß es in diesem merkwürdigen Erlaß unter Anderem, „nur ein Mensch und derohalben von dem Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben. So hätte es denn nicht

anders sein können, als daß theils aus angeborener menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen viele Ereignisse sich ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Er, der Herzog, betrachte den heutigen Tag als die zweite Periode seines Lebens, als ihm von Gott geschenkt zu dem Zwecke, als wahrer Landesvater für seine getreuen Unterthanen zu sorgen, auf daß es Würtemberg wohl gehe."

Man würde fehlgreifen, wollte man diese von der Kanzel verkündigte Zerknirrschung Karls für eine pure Komödie ansehen. In diesem Manne mischte sich Großes und Kleines, Hohes und Läppisches gar seltsam. Er beabsichtigte mit dem erwähnten Rescript Gutes, keine Frage; aber daß ihn dabei die Vorstellung einer theatralischen Wirkung, eines Operneffects gekitzelt habe, ist ebenfalls unzweifelhaft. Im Uebrigen stand er jetzt unter dem dauernden und heilsamen Einfluß der Gräfin von Hohenheim. Er erhob nach dem Tode seiner Gemahlin, der bayreuther Prinzessin, das geliebte „Franzele" förmlich zu seiner Frau. Franziska's Gebahren bei der Katastrophe Schubarts war unstreitig das tadelnswertheste Rachsucht. Wie hätte sie sonst der Einkerkerung

des Unglücklichen beiwohnen mögen? Aber man darf auch nicht vergessen, daß der cynische Spötter ihr weibliches Gefühl tief verletzt hatte. Alles in Allem hat die Gräfin von Hohenheim sicher viel Gutes gestiftet und noch mehr Böses verhindert. Sie wird wohl so ziemlich die einzige fürstliche Maitresse sein, an deren Andenken kein Fluch, wohl aber Segen haftet, — eine weiße Krähe also, wofern diese Vergleichung eine nicht zu ungalante ist.

Franziska unterstützte die erwachende Neigung des Herzogs zu ländlicher Stille und Zurückgezogenheit. Karl hätte dieser zwar auf seiner Solitude froh werden können, allein seine Baulust war noch lange nicht gesättigt. Er wollte sich auf dem Garbenhof, einer unweit von Stuttgart auf der Höhe der Filder gelegenen umfangreichen Domäne, welche im Mittelalter dem Geschlecht der Bombaste von Hohenheim gehört hatte, ein Landhaus bauen. Aber wie gewöhnlich ging auch hier seine Anfangs bescheidene Absicht bald ins Weite und Große. Aus dem Landhaus wurde ein prächtiger Palast, dessen Fenster eine herrliche Aussicht auf den Bergzug der schwäbischen Alp gewähren. Nebengebäude erhoben sich rings und das Ganze schloß ein umfangreicher Park ein voll der kunstreichsten Anlagen und Wasserwerke.

Diese Stätte, heute eine landwirthschaftliche Anstalt von europäischem Ruf beherbergend, ward der Lieblingsaufenthalt des Fürsten und blieb es bis zu seinem Tode. Von hier aus regierte er, hier pflanzte er, der würtembergischen Landwirthschaft manche vortreffliche Anregung gebend, und hier vergnügte er sich daneben mit seinem Franzele an ländlichen Festen. Kam er nach Stuttgart, so verbrachte er seine meiste Zeit in den Räumen der Akademie. Droben in Hohenheim wurde es allmählig still und immer stiller um den alternden Fürsten her, der zumeist nicht in den prachtvollen Gemächern des Schlosses, sondern in den gedrückten Zimmern des Wirthschaftsgebäudes zu wohnen liebte. Für gewöhnlich war Prunk und Glanz ganz verbannt; nur ein kleiner Kreis von Erwählten hatte Zutritt. Es war da mehr die Haushaltung eines reichen Gutsbesitzers als der Hofhalt eines souverainen Fürsten. Der Philosoph von Sanssouci mochte ihm vorschweben, wenn er sich für den Philosophen von Hohenheim angesehen wissen wollte. Aber verglich man sein jetziges Walten mit seinem früheren Schalten, so konnte man den Anspruch auf Philosophenthum einigermaßen begründet finden.

Zweites Capitel.

Der Leser macht die Bekanntschaft eines Herkules, eines Dalmaten und eines Virginiers. — Eine väterliche Schrulle. — La Turbinella. — Komische Epiphanie eines angehenden Tragikers. — Die Räuber. — Ein flatterndes Gürtelband. —

An einem linden Märztag des Jahres 1782 war in Stuttgart die Wachtparade zur gewohnten Stunde aufgezogen, hatte aber verhältnißmäßig nur wenige Zuschauer angezogen, denn sie bot lange nicht mehr den prächtigen Anblick von damals, wo der Herzog selbst nie verfehlt hatte, mit einer glänzenden militärischen Suite bei dem Schauspiel zu erscheinen. Die aufgezogene Mannschaft, ein paar Compagnien vom Grenadierbataillon Augé mit ihren Trommlern und Pfeifern, kennzeichnete sich schon durch die Dürftigkeit ihrer Uniformirung als ein bei Seite gestelltes Spielzeug der fürstlichen Laune. Der Schloßplatz, früher zu dieser Stunde vom buntesten Gewühl erfüllt, sah jetzt ziemlich leer und öde aus. Von höheren Militärchargen war nur erschienen, wer gerade mußte, und dem General Augé, welcher vor der Fronte die Rapporte der ab- und zugehenden Offiziere entgegennahm, konnte man deutlich ansehen, daß er mit seinen Gedanken mehr bei dem gutbesetzten Mit-

tagstisch verweilte, welcher ihn zu Hause erwartete, als bei den langweilig stereotypen Meldungen, die ihm gemacht wurden.

Die Aermlichkeit der Szene schien einen Fremden von mittleren Jahren, welcher mit zwei jüngeren Begleitern am Ausgang des Kanzleibogens stand, nicht wenig zu frappiren. Seine dunkeln Augen voll Geist und voll Rastlosigkeit schweiften über die steifen Linien der Soldaten hinweg nach den Fenstern des alten Schlosses, als erwartete er von dorther irgend eine Unterbrechung des monotonen Schauspiels. Er war ein Mann von hoher Statur, gebaut wie ein Herkules. Zu der Kühnheit seiner Züge, welche ein paar Pockennarben keineswegs entstellten, stimmte sein südlicher, fast afrikanischer Teint ganz gut. Er trug das reiche Costüm eines Weltmanns von damals mit einer gewissen vornehmen Nachlässigkeit, die aber einem schärferen Beobachter leicht als nicht ganz ungekünstelt hätte erscheinen können. Seine Bewegungen waren rasch und zeugten davon, daß in diesem gewaltigen Körper heftige Leidenschaften hausten.

Der eine seiner Begleiter war ein blutjunger Lieutenant, in der Uniform des herzoglichen Jägercorps. Der scharfe Schnitt seines Gesichts und die

gelbliche Farbe desselben deuteten ebenfalls auf einen südlichen Ursprung. Dagegen war die dritte Person dieser Zuschauergruppe ein Germane jeder Zoll, eine schlanke, ebenmäßig gebaute Gestalt in der ersten Blüthe des Mannesalters. Lichtblaue Haare kräuselten sich über der gediegen geformten Stirne des jungen Mannes, unter welcher blaue Augen mit dem Ausdruck ruhigen Muthes hervorblickten. Damit harmonirte sein gebräuntes Gesicht, dessen linke Wange die vernarbte Spur einer nicht unbedeutenden Säbelwunde zeigte. Auch abgesehen davon, hätte man sagen mögen, der junge Mann müsse schon in Gefechten gestanden haben: so ungezwungen sicher, frei und frank war seine Haltung. Sein friedlicher Anzug schien dieser Annahme freilich zu widersprechen. Es war ein ganz einfacher, civiler, und doch ungewöhnlicher. Er bestand weder aus den bunten Stoffen der eleganten Männertoilette, noch ähnelte er der Genietracht jener Tage, wie sie Göthe's Werther in Aufnahme gebracht. Der junge Mann war von der Werthermode der hellblauen Fracköcke, Westen und Beinkleider von weißem Cannevas mit Stulpstiefeln offenbar gar nicht berührt. Seine Tracht verrieth in Einfachheit der Farben und des Schnittes jene puritanische Bürgerlichkeit, womit der große Franklin,

als er an den französischen Hof gekommen, um für die junge Republik jenseits des Ozeans den Beistand Frankreichs zu erwirken, auf den Promenaden von Versailles zuerst Erstaunen und dann nachahmenden Beifall hervorgerufen hatte. Auch die Frisur war von demokratischer Simplizität. Von Puder unberührt, zeigte das Haar des jungen Mannes seine natürliche Farbe und war im Nacken in einen schlichten Zopf gebunden. Den Zopf hatte die Erklärung der Menschenrechte drüben in der neuen Welt noch nicht abgeschnitten. Erst die französische Revolution sollte dieses tatarische Anhängsel beseitigen, zur gleichen Zeit, als das Messer der Guillotine neben den Zöpfen auch Köpfe abschnitt und darunter schönste und beste.

Wie im Anzug, bildete der junge Mann in seiner ganzen Erscheinung einen großen Gegensatz zu dem blatternarbigen, herkulischen Elegant, neben welchem er stand. Wie in diesem etwas ausgeprägt Abenteuerliches, so war in ihm etwas ausgeprägt Tüchtiges, Solides. Seine zurückhaltende, in sich gefaßte Miene verrieth, daß der Ernst des Lebens frühzeitig ihm nahegetreten. Man hätte bei oberflächlichem Betrachten seiner Züge und seines Gebahrens glauben mögen, die schwärmerische Strömung

der Zeit, welche nicht allein die deutsche, sondern die europäische Jugend in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfaßt hatte, sei an diesem jungen Mann wirkungslos vorübergegangen. Und doch war da um seinen Mund ein weicher Zug, welcher einen Physiognomiker wie Lavater hätte zu der Behauptung verführen können, der junge Mann habe einer Zeitstimmung, welche der göthe'sche Roman für alle Zeiten künstlerisch fixirt hat, entweder seinen Tribut schon entrichtet oder aber er werde denselben künftig noch bezahlen.

Die Unterhaltung zwischen den drei Herren wurde in französischer Sprache geführt, welche aber keinem von ihnen so recht rein von der Zunge floß. Der Herkules und der junge Offizier ließen sehr merkbar den italischen, ihr Gefährte ließ nicht weniger deutlich den englischen Accent durchklingen.

„Mein lieber Graf," sagte der Herkules mit dem reichen Behänge seiner zwei Uhren spielend, „da traue noch Einer dem Hörensagen! In Paris und am Rhein hörte ich die merkwürdigsten Geschichten von der Soldatenpracht des Herzogs von Würtemberg und nun habe ich seit meinem Hiersein gerade das Gegentheil davon bemerkt. Kann man etwas Aermlicheres sehen als diese armen Teufel da

in ihren abgeschabten Uniformen, die ihnen überall zu kurz oder zu lang sind? Und dann .... ich bedauere, das vor den Ohren eines herzoglichen Offiziers sagen zu müssen .... scheinen diese Helden jeden Fremden ohne Weiteres für einen Feind anzusehen, dem sie zwar nicht mit dem Bajonnet, wohl aber mit Betteln zu Leibe gehen. Auf diese Art bin ich schon häufig in den Straßen der Stadt angefochten worden .... ich bitte tausendmal um Entschuldigung."

„Bemühen Sie Sich nicht, Herr Chevalier," entgegnete der junge Graf Zuccato, welcher, aus dem venetianischen Dalmatien stammend, vor wenigen Monaten mit dem Patent eines Jägerlieutenants aus der herzoglichen Militärakademie entlassen worden war. „Die Armseligkeit unserer militärischen Zustände ist so offenkundig, daß da kein Vertuschen hilft. Aber was wollen Sie? Sie hätten müssen ein halbes oder lieber noch ein ganzes Dutzend Jahre früher nach Stuttgart kommen, wenn Ihnen daran lag, die militärische Herrlichkeit des Herzogs zu sehen. Jetzt ist es mit dieser Passion vorbei, gründlich vorbei. Serenissimus geruht jetzt, den Pädagogen und Gärtner zu machen, und wir Soldaten haben Ruhe."

„Sie sprechen ziemlich leichthin von Ihrem Sou-

verain und von Ihrem Stand, mein lieber Graf," meinte der Herkules lachend.

„Ich? Bah! . . . Es war der Wille meines Vaters, daß ich auf dieser verhenkerten Militärakademie erzogen werde, wie er sich ausdrückte, und es ist sein Wille, daß ich ein paar Jahre in einer würtembergischen Offiziersuniform herumlaufe . . . Die Herren Väter haben zuweilen wunderliche Schrullen im Kopf, wissen Sie? . . . Ich, als gehorsamer Sohn, füge mich dieser Schrulle. Später soll ich reisen und die Welt sehen. Bis dahin ist es mir ganz recht, daß der Herzog die frühere Liebhaberei aufgegeben hat. Das macht uns den Dienst leicht und verschafft uns Zeit zu amüsanteren Beschäftigungen."

So sprechend reckte sich das schmächtige Kerlchen, rückte sich den Halskragen zurecht, lächelte pfiffig und bemühte sich ungemein, wie ein vollendeter oder wenigstens wie ein angehender Roué auszusehen.

Der Chevalier verbiß ein Lächeln und wandte sich an den einfach gekleideten Gentleman an seiner andern Seite mit den Worten:

„Mein Herr Virginier, empört es Ihre Ernsthaftigkeit nicht, unsern jungen Freund hier so leichtfertig sprechen zu hören?"

„Wie?“ versetzte der Angeredete.

„Ah,“ sagte der Herkules, — „ich sehe, Sie waren beschäftigt, die Scheiben an den Fenstern des Schlosses zu zählen, und haben darob unser Gespräch überhört.“

Dann beugte er sich zu dem Ohr des jungen Amerikaners und flüsterte:

„Ist die Göttin erschienen?“

Der Virginier bemeisterte rasch eine leichte Verwirrung und entgegnete ruhigen Tones:

„Welche Göttin?“

„La Turbinella.“

„Eine wunderliche Vermehrung der Namen des Olymps!“

„Freilich. Aber der Name paßt zu seinem Gegenstand. Das werden Sie zugeben.“

„Ich? Ich kenne die Dame so zu sagen bloß vom Hörensagen.“

„Doch wohl auch von Gesicht, sollt' ich meinen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich bemerkt zu haben meine, daß Sie auf der letzten Redoute von Ihren Augen einen sehr angestrengten Gebrauch machten.“

„Und wenn? Man hat die Augen doch wohl zum Sehen?“

„Gewiß, aber die Zunge hat man, um damit zu reden.“

„Sie meinen . . . .“

„Ich meine, daß mir ein gewisser Herr von Jenseits des Meeres in Bälde eine gewisse Wette zu bezahlen haben werde.“

Der Virginier machte eine kurze heftige Bewegung, man wußte nicht recht des Unglaubens oder der Verachtung.

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein, Herr Chevalier,“ sagte er dann, nicht ohne eine gewisse Schärfe der Betonung.

„Ich verlasse mich auf die Kabbala, mein lieber Herr Raleigh. Mein Orakel betrügt mich selten und Sie sollen sogleich in den Stand gesetzt werden, über die Verläßlichkeit desselben zu urtheilen.“

„Wie so, mein Herr?“

„Es hat mir angekündigt, daß wir unsere Göttin zu Gesichte bekommen sollten, bevor das Ding da, was man eine Wachtparade zu nennen beliebt, zu Ende ginge.“

„Wirklich?“

„Ihr spottender Ton ist übel angebracht, corpo di Bacco! . . . . . Erheben Sie gefälligst die Augen . . . . dorthin, zum letzten Fenster der zweiten

Enfilade des Schlosses, links von dem großen runden Eckthurm."

Ein halbunterdrückter unartikulirter Laut kam von den Lippen des jungen Mannes, welchen der Herkules Herr Raleigh genannt hatte.

An dem bezeichneten Fenster, dessen einer Flügel halb geöffnet war, stand ein junges Mädchen, dessen Schönheit, soweit die Entfernung ein Urtheil gestattete, eine ungewöhnliche sein mußte. Da die Schöne baarhaupt ging, sah man ein üppiges Haar, dessen Rabenschwärze nicht von Puder befleckt war, und ein großes strahlenwerfendes Augenpaar, welches eine Sekunde lang forschend über den Platz streifte. Dann senkte es sich fest auf einen Punkt desselben, welcher aber nicht der war, wo der Chevalier und Raleigh standen.

„Seht mal die Turbinella!" sagte der Graf Zuccato, welcher bei Seite getreten, einen Bekannten zu begrüßen, und jetzt zurückkam . . . . . „Wie schön sie ist! Ich glaube, ich würde mich um einen zärtlichen Blick von ihr noch für ein ganzes Jahr in die verwünschte Akademie einsperren lassen."

Raleigh stand mit untergeschlagenen Armen und bemühte sich, sehr gleichmüthig auszusehen.

Der Herkules verfolgte mit den Augen die Rich-

tung, welche die Blicke der Dame genommen, und seine Brauen zogen sich zuerst finster zusammen. Dann aber glättete sich seine Stirne rasch wieder und er sagte mit Lachen zu seinen Begleitern:

„Sehen Sie doch, meine Herren, das ungeheuerliche Ding, nach welchem La Turbinella ausschaut. Sie scheint an Caricaturen Geschmack zu finden.“

Und er deutete auf die Gruppe von Offizieren, welche um den General Augé versammelt war.

Es gab dort wirklich Etwas, was Heiterkeit erregen konnte, Etwas, was wie eine Caricatur aussah.

Das war ein junger, ungewöhnlich langer Regimentsarzt, welcher in steifster, das heißt unbehilflichster Paradehaltung auf den General zuging oder vielmehr zustapfte, um einen Rapport abzugeben.

Er sah komisch aus, fürwahr, eingepreßt in die Uniform nach altem preußischem Schnitt, die namentlich bei den Herren Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt war. Der lange Hals des jungen Mannes war unbeweglich in eine roßhaarene Cravatte eingezwängt. An jeder Seite des Gesichtes hatte er drei starre vergipste Rollen, welche sogenannte Taubenflügel vorstellten. Sein kleiner Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Nähe ein langer, dicker Zopf gepflanzt war. Sehr merkwürdig

war auch das Fußwerk. Durch die dicke Filzunterlage der weißen Gamaschen waren seine Beine, zwei Cylindern gleich, von einem größeren Durchmesser als die in knappe Hosen gepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, weil er die Kniee nicht recht biegen konnte, wie ein Storch.

„Hilf Himmel," sagte der Chevalier, — „welch ein Adonis!"

„Wen meinen Sie?" fragte der junge Offizier.

„Nun, die Vogelscheuche dort. Ich habe selten etwas so Groteskes gesehen."

„Pardon, mein lieber Landsmann. Ich muß Sie bitten, mit mehr Respect von meinem Freunde, dem Doctor Schiller, zu reden. Allerdings sieht er verteufelt schnurrig aus in seiner dienstlichen Erscheinung, über die unter seinen Freunden schon die tollsten Witze losgelassen wurden. Aber, mein Herr, ich sage Ihnen, er hat unter seiner schauerlichen Frisur mehr, viel mehr Geist als wir Andern alle auf diesem Platze zusammen."

„Der?"

„Allerdings. Haben Sie nicht von der neuen Tragödie gehört, welche dermalen das Publicum aller deutschen Länder in Aufruhr bringt?"

„Nicht daß ich wüßte.“

„Wie, Sie sollten Nichts von den „Räubern“ gehört haben und kamen doch vom Rhein her?“

„Räuber? Räuber? . . . Warten Sie . . . ja . . . ich meine mich zu erinnern, daß ich an den Wirthstafeln in Mainz und Mannheim davon reden hörte.“

„Ja, in Mannheim wurde das gigantische Stück zuerst aufgeführt, am dreizehnten Januar dieses Jahres. Die ganze Akademie wollte hin, denn Sie müssen wissen, daß Schiller die Räuber noch als Zögling dieser Anstalt gedichtet hat und daß in dem Werke mehr als einer seiner Akademiegenossen abconterfeit ist. Aber Keiner von uns erhielt Urlaub und der Dichter selbst mußte heimlich nach Mannheim gehen, um sein Erstlingswerk in Szene gehen zu sehen. Ist das nicht schändlich? Die purste Tyrannei! Aber Schiller erhielt glänzende Satisfaction, denn das Stück machte Furore. Der prächtige Mensch, als er es schrieb, sagte zu uns: „Wir wollen ein Buch machen, das absolut durch den Henker verbrannt werden muß.“ Das zwar ist bislang noch nicht geschehen, kann aber wohl noch kommen, denn unsere alten Perücken und die Schreibersknechte sind wüthend darüber, während alle die andern Leute

darüber entzückt sind. Schade, daß Sie nicht deutsch verstehen: Sie müßten das Stück lesen, denn es ist auch gedruckt. Da ist Alles Glut und Leben und Leidenschaft, Wahrheit, Empörung gegen unser infames, tintenklerendes Säculum, Römermuth, Feuer und Flamme! Der Schiller ist ein Prachtexemplar von Kerl, er ist ein Titan, ganz Titan!"

„Ihre freundschaftliche Begeisterung macht Ihnen Ehre, mein lieber Landsmann. Aber geht sie nicht zu weit? Der Mensch da ein Poet? Sehen Sie, gerade wäre er ums Haar über seine eigenen Elephantenfüße gestolpert."

„Ach was, was thut das? der Schiller ist der beste und genialste und liebenswürdigste Mensch unter der Sonne. Was kann er dafür, daß ihn der Herzog in diese verhenkerte Feldschereruniform gezwungen hat? Wenn Sie übrigens meinem Urtheil über die Räuber nicht trauen, so fragen Sie Herrn Raleigh, welcher der ersten Aufführung des Stückes in Mannheim angewohnt und bei dieser Gelegenheit Schillers Bekanntschaft gemacht hat."

„Ist es so, Herr Raleigh?"

„Ja," erwiderte der Gefragte in seiner ruhigen Weise. „Die Räuber sind, soweit mir ein Urtheil

zusteht, ein wilder Erstling, der an die Erstlinge des großen Shakspeare erinnert" . . . . .

„Shakspeare?" fiel der Chevalier mit mitleidigem Achselzucken ein . . . „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Stunde, wo ich die Ehre hatte, in Ferney den göttlichen Voltaire über diesen britischen Reimer sich lustig machen zu hören. Er nannte denselben einen betrunkenen Wilden."

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn Voltaire dieß that, so bewies er damit, daß er den Shakspeare entweder nicht kannte oder nicht verstand. Ich habe einen in solchen Dingen völlig competenten Mann sagen hören, selbst in dem unbedeutendsten Shakspeare'schen Stück sei immer noch mehr wahre Poesie als in sämmtlichen Trauerspielen Corneille's, Racine's und Voltaire's zusammengenommen."

„Gewiß, so ist es," bekräftigte der junge Jägeroffizier mit dem vorlauten Wesen seines Alters. „Sie müssen wissen, Herr Chevalier, wir Poeten von der Akademie . . . . Verzeihung, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß auch ich mich erkühne, zuweilen einen Streifzug auf den Parnaß zu machen . . . . ja, wir Poeten von der Akademie wir sind sammt und sonders eingefleischte Shakspeareaner. Zu Anfang, als uns der gute Professor Abel mit dem großen Briten

bekannt machte, wollten uns seine Werke nicht recht munden. Das machte, wir verstanden sie nicht. Aber mit dem Verständniß kam auch die Bewunderung.

Einige von uns machten sich auch ans Englische, um den Meister nicht bloß in der Wieland'schen Uebersetzung lesen zu können. Dabei leistete uns der gute George, unseres Freundes Raleigh Bruder, welcher viel zu frühe zum Orcus hinab mußte, der arme Junge! .... seine liebenswürdigen Dienste. Ja, was wollte ich sagen? ... richtig, nur das, daß der Genius Shakspeare's den unseres Schillers geweckt hat, und, bei Falstaffs Bauch! ich meine, der alte William müsse sich in Elysium nicht schlecht darüber freuen, daß ihm endlich ein Nachfolger erstanden."

Ein leichtes Lächeln des Spottes umspielte die Lippen des Chevaliers bei dieser jugendlichen Expectoration. Aber er war zu sehr Weltmann, um sich weiter in einen ernsthaften Streit einzulassen, und begnügte sich, zu sagen:

„Mein lieber Graf, ich fürchte fast, Sie haben so lange in diesem deutschen Nebelland gelebt, daß Sie den Geschmack für die großen Meister unseres sonnigen Heimatlandes verloren. Was sind alle die ungeheuerlichen nordischen Versuche in der Poesie,

verglichen mit den Werken unseres Petrarca, Ariosto, Tasso?"

„Hm," entgegnete der Jüngling eifrig, „nach den langweiligen Düfteleien Petrarca's sehne ich mich keineswegs zurück. Ariosto, ja, auf den bin ich so stolz wie nur irgend ein Italiener. Aber Sie sollten nicht so wegwerfend von der nordischen Poesie sprechen. In Deutschland insbesondere ist ein ganz neuer Geist erwacht. Natur, Freiheit, Krieg der Unvernunft! ist sein Feldgeschrei. Sie sollten die Werke seiner Vorkämpfer kennen lernen, mein Herr. Klopstock, Wieland, Lessing, Bürger, Herder, Klinger, Göthe und unser Schiller" . . . .

„Corpo di Bacco," lachte der Chevalier, „ich habe schon an den Namen genug. Was für barbarische Laute! Wer wird in einem solchen Idiom dichten können? Wie sehr hatte Kaiser Karl der Fünfte recht, als er sagte, die deutsche Sprache sei nur eine Sprache für Pferde."

„Kaiser Karl hatte unrecht," sagte Raleigh mit gemessenem Ernst, „und ich muß Sie bitten, mein Herr, zu beachten, daß ich ein halber Deutscher bin. Die deutsche Sprache ist die meiner Mutter."

„Pardon," erwiderte der Chevalier artig; „wäre mir dieser Umstand bekannt gewesen, so hätte ich es

sicherlich unterlassen, den alten Kaiser Karl zu citiren ... Aber wir sind von unserem Gesprächsgegenstand ganz abgekommen. Wir sprachen von dem Trauerspiel des merkwürdig aussehenden Herrn dort .... wie heißt er doch? Sie haben das Stück gesehen, Herr Raleigh?"

„Ja, und einen höchst bedeutenden Eindruck habe ich davon empfangen."

„Bitte, sagen Sie mir davon etwas mehr. Ich bilde mir zeitweise ein, ebenfalls ein Stück von einem Poeten zu sein und daher interessirt mich alles Derartige."

„Sie werden mich, ohne das Stück selbst zu kennen, kaum verstehen. Man muß die Blitze selber flammen, die Donner selber rollen gehört haben, um die Wirkung eines Gewitters nachempfinden zu können .... Ich hatte auf meiner Reise von Paris hieher in Mannheim einen Rasttag gemacht. Durch die Straßen der freundlichen Stadt schlendernd, sah ich an den Gasseneckeu und Brunnenröhren einen Theaterzettel angeklebt, welcher ankündigte, daß am Abend aufgeführt werden sollten die Räuber, ein Trauerspiel von Schiller. Stück und Verfasser waren mir ganz unbekannt, aber auf meiner Fahrt rheinaufwärts hatte ich da und dort von dem mannhei-

mer Theater als einem vortrefflichen reden gehört. Es stehe, hieß es, unter der ausgezeichneten Leitung des Freiherrn von Dalberg und bedeutende Künstler, ein Iffland, Boek, Beil und Beck, widmen dieser Bühne ihr Talent. Da gerade diese Schauspieler auf dem Theaterzettel als die Inhaber der Hauptrollen bezeichnet waren, beschloß ich das Stück zu sehen. Es war aber nichts Leichtes, einen erträglichen Platz zu bekommen. Die Ankündigung der Aufführung hatte in der ganzen Gegend Sensation gemacht. Aus Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Worms, Mainz und Speyer waren die Leute zu Roß und Wagen herbeigeströmt, um die Dichtung in Szene gehen zu sehen, welche, wie mir ein gefälliger Nachbar mittheilte, im vorigen Sommer zu Stuttgart im Druck erschienen war. Die drei ersten Acte machten keine große Wirkung auf das gedrängt volle Haus. Man mußte sich erst an diese titanhaften Gedanken, diese gigantischen Empfindungen, ausgedrückt in einer Sprache, die wie ein entfesselter Bergstrom einherbrauste, gewöhnen, um diese elektrischen Schläge einer kraftgenialischen, über alle conventionellen Schranken kühn hinwegspringenden Unbändigkeit so recht auf sich wirken zu lassen. Was mich betrifft, so fing ich an zu begreifen, was mit den Ausdrücken Kraftgenie und

Sturm und Drang, welche ich kürzlich am Rhein so oft vernommen, gemeint sei. Das Stück riß in seinem Fortgang die Zuschauermenge mit sich fort, ein tosender Wirbelwind, dem nicht zu widerstehen war. Alles lauschte mit einer athemlosen Spannung, die nur zuweilen von wildem Beifallsruf unterbrochen wurde. Das Stück kam mir vor wie ein Löwe, der mit majestätischem Gebrülle gegen das Gitter seines Käfigs anspringt . . . . Mein Nachbar, in welchem ich nachher den Buchhändler Schwan kennen lernte, machte mich leise auf den Dichter aufmerksam, der unerkannt unter der Menge stand und von dessen Anwesenheit nur Wenige wußten. Ich sah, als der Beifall immer stürmischer, der Eindruck immer gewaltiger wurde, daß ein Blitz stolzer Befriedigung über die mächtige Stirne des jungen Mannes hinfuhr; ich sah ihn tief erschüttert, wie wir Andern alle es waren, in jener furchtbaren Szene, wo Iffland in der Rolle des Franz Moor die Höhe seiner Darstellungskunst erreichte, in jener Szene, wo er seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, um, die Lampe in der Hand, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, am Ende wie zermalmt von der entsetzlichen Vision in sich zusammenzubrechen . . . . Nach beendigter Vorstellung speiste der Dichter mit den

Schauspielern und mehreren Verehrern seiner Muse zusammen. Durch Herrn Schwans Gefälligkeit erhielt ich Zutritt zu der Gesellschaft und hatte die Ehre, die Bekanntschaft des Dichters und seines Freundes Petersen zu machen, welcher ihn nach Mannheim begleitet hatte. Es war ein herrliches Symposion. Folgenden Tages machte ich mit Schiller und Petersen die Reise hieher und seitdem bin ich so glücklich, den Dichter der Räuber meinen Freund nennen zu dürfen. Ihm steht, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, sicherlich eine große Zukunft bevor."

„O ganz gewiß!" rief der junge Offizier mit schöner Theilnahme aus. „Der Schiller ist ein Prachtkerl, der alle die Andern niederdonnern wird .... Aber sagen Sie doch, Herr Raleigh," fügte er weniger geräuschvoll hinzu ... „war es bei jenem Symposion, daß sich Schiller in die Margarethe Schwanin verliebte? Der Petersen hat von so was gemunkelt, will aber nicht mit der Sprache heraus und Schiller selbst spricht gar nicht davon. Uns Akademiker interessirt aber das Ding ungeheuer. Schiller war in die Turbinella verschossen, wie wir Andern alle. O, was haben wir für Oden auf sie gemacht, Schiller freilich die pomposesten. Die Klatschbasen meinten, die Gedichte gingen auf Schillers

Hauswirthin, die Hauptmännin Vischer. Aber das ist dummes Zeug. Die Vischerin ist ein ganz gutes Frauchen, aber wenn sie es auch versteht, den unübertrefflichsten, einen wahrhaft kraftgenialen Punsch und Kardinal zu brauen, so ist sie doch kein Odenstoff .... Also, wie ist 's mit der Schwanin?"

„Da bin ich überfragt. Ich hatte damals in Mannheim nur Augen und Sinn für Schiller selbst und für sein Werk ... Aber sehen Sie, die Parade ist zu Ende und da kommt der Dichter auf uns zu. Fragen Sie ihn selbst."

Der Chevalier hatte des Gespräches der Beiden nicht mehr geachtet, sondern seine Aufmerksamkeit wieder dem Eckfenster am großen runden Thurm des Schlosses zugewendet.

Die Schöne war noch dort, blickte jetzt, wie in Gedanken verloren, in die blaue Luft und ließ die Enden des langen rothen Bandes, womit sie ihr Hauskleid gegürtet hatte, spielend aus dem Fenster flattern.

„Sehen Sie das Band, Herr Raleigh?" fragte der Chevalier flüsternd.

„Ja."

„Was halten Sie davon?

„Nichts."

„Mit Unrecht. Das Flattern dieses Bandes ist ein Zeichen, daß ich unsere Wette zu zwei Dritttheilen gewonnen habe. Binnen heute und drei oder vier Tagen werde ich im Stande sein, Ihnen mehr zu sagen. Um es aber zu können, muß ich jetzt meinen Geschäften nachgehen. Auf Wiedersehen, meine Herren."

Er ging rasch über den Platz und Raleigh wollte es scheinen, der Mann grüße im Gehen mit einem eigenthümlichen Hutschwenken zu dem Schloßfenster empor. Von dort verschwand im nämlichen Augenblick Band und Dame.

Der Regimentsarzt Schiller trat grüßend zu seinen beiden Freunden heran.

Drittes Capitel.

Autor erspart seinen zarten Leserinnen eine unangenehme Ueberraschung. — Die „Höhle" auf dem kleinen Graben. — Ein Dichterportrait. — Der Fourierschütz Kronenbitter. — Die Geschichte von der ausgeronnenen Flasche. — Dichterstolz. — Vorbereitungen zu einem lucullischen Mahl. — Shakspeare und kein Ende. — Vom Kaiser Joseph und vom Wolfgang Göthe.

„So, jetzt wäre der Sklave für den Rest des Tages sein eigener Herr!" sagte der Dichter, wäh-

rend er mit seinem Freunde Raleigh — der junge Zuccato hatte sich entfernt — die Stiftskirche entlang dem Marktplatz zuging.

Und er richtete sich hoch auf und machte große Schritte, als dränge es ihn, möglich schnell aus der Stadtgegend wegzukommen, wo er so oft einen Figuranten bei einem in seinen Augen unnützen Schauspiel abgeben mußte.

Der Deutsch-Amerikaner blickte ihn mit großer Theilnahme an und sagte lächelnd:

„Lieber Schiller, wenn ich Dich so den Kopf aufwerfen und der Muttererde oder vielmehr dem Pflaster dieser Residenz die Fußtritte souverainer Verachtung geben sehe, fällt mir ein, daß eine hiesige Dame dieser Tage zu mir gesagt, der Regimentsmedicus Schiller trete einher, als wäre der Herzog von Würtemberg der geringste seiner Unterthanen."

„Dummes Zeug!" brummte der Dichter und fuhr fort mit langen Beinen vorwärts zu streben.

Sie gingen über den Markt und bei der Brücke über Stuttgarts Hauptstrom, den nicht im besten Geruch stehenden Nesenbach, wollte sich Raleigh verabschieden, um linkshin nach dem damals sehr fashionablen Gasthof zum Bären sich zu wenden, wo

er sein Quartier hatte. Schiller war jedoch anderer Meinung.

„Lieber William,“ sagte er, „ich habe Dir nun schon so oft die Ehre angethan, im Bären Dein Gast zu sein, daß Du mir Revanche schuldig bist. Komm mit in meine Höhle. Mein Stubenbursch Kapff ist auf Wache und wir können also nach Herzenslust plaudern, wozu wenigstens ich sehr aufgelegt bin. Ein sybaritisches Mahl kann ich Dir allerdings nicht versprechen, wohl aber ein spartanisches. Auch muß, vermuth' ich, noch 'ne Bouteille von dem halben Dutzend da sein, welches mir der Hoven vorgestern aus Ludwigsburg schickte.“

Die Einladung wurde ohne Weiteres angenommen und die beiden Freunde gingen, statt die Brücke zu passiren, rechts hinauf nach dem kleinen Graben, welcher heutzutage in die Eberhardsstraße umgewandelt ist. Dort besaß damals der Professor Haug zwei Häuser, in deren einem er die meisten Räume an die Frau Hauptmännin Vischer vermiethet hatte. Diese wiederum hatte die vorräthigen Zimmer an Aftermiether abgegeben und eines derselben hatte der Regimentsmedicus Schiller inne, gemeinschaftlich mit seinem früheren Akademiegenossen und jetzigen Freund Kapff, Lieutenat im Gablenzischen Infanterieregiment.

Nun aber sagt uns der kategorische Imperativ, daß wir verpflichtet seien, unsere zarten Leserinnen vor einer mißlichen Ueberraschung möglichst zu bewahren. Bevor wir sie nämlich in die Dichterklause führen, halten wir ihnen folgende kurze Rede:

Sie, meine Zarten und Zartesten, verbinden mit dem Namen Schiller stets die Vorstellung des Idealischen und zwar mit vollstem Recht. Denn kein Dichter gebietet in dem Grade, wie er, über jenen Zauber, welcher die Seele über das Werkeltägige und Gemeine hoch emporträgt in die Aetherregion der Ideale. Daher kommt es, daß Sie es lieben, Ihren Lieblingsdichter — daß er das den deutschen Frauen noch immer sei, setze ich kühn voraus — in idealischen Umgebungen zu denken. Aber, meine Verehrtesten, im Jahre 1782 war Schiller noch der geniale Unband, welcher so eben das wildflammende Meteor „die Räuber" in die Welt geschleudert hatte. Allerdings brach die ihm angeborene vornehme Natur, jener einzige echte Aristokratismus, der des Geistes, schon jetzt vielfach bei ihm durch, aber daneben war der junge Dichter doch ein armer Teufel von Regimentsfeldscherer, welcher darauf angewiesen war, mit einer monatlichen Gage von achtzehn Gulden sein Auskommen zu bestreiten. Da nun das Ein-

maleins unwiderlegbar darthut, daß mit einer solchen Einnahme sich schlechterdings nicht so en grand train leben ließ, wie in unseren Tagen allenfalls ein literarischer Fabrikant und Spekulant in Paris oder ein versemachender Lord in London thun kann, so werden Sie, meine Zartesten, es vielleicht unterlassen, über die „Höhle“ unseres Dichters die Näschen zu rümpfen. Ich mache Sie ferner darauf aufmerksam, daß der Kreis, in welchem unser Dichter zu der in Rede stehenden Zeit sich bewegte, ein kraftgenialischer war, das heißt ein Kreis von jungen Männern, in welchem der subjective Befreiungsdrang stürmisch nach Ausdruck in adäquater Form rang. Diese Kraftgenies, welche die siebziger und theilweise noch die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts oder wenigstens die deutsche Literatur jener Zeit mit dem Tumult ihres Ansturms auf die Zwingurt's des Unsinns und der verrotteten Philisterei erfüllten, waren keine Glacéehandschuhmenschen, keine fühlsamlichen Goldschnittsdichterlein. Sie waren nicht salonsfähig, im heutigen Sinne des Wortes, diese „Stürmer und Dränger.“ Sie waren wie brausender Most, der in wilder Gährung nach Klärung rang. Wir würden uns daher einer ebenso schweren als albernen Sünde gegen die Geschichte schuldig machen, wollten wir unserem Dich-

ter hier das Gebahren und die Redeweise anlügen, wie sie in Büchern daheim, die in unseren Mädchenpensionen von heute besonders beliebt sind. Wir können Nichts dafür, daß jene Zeit keine so naturverlassene, verbildete und verlogene war, wie unsere eigene . . . .

Der Dichter stieß die Thüre auf und ließ den Freund in ein Gemach treten, dessen burschikose Unordnung mit der gesucht eleganten in den Behausungen unserer heutigen Genies durchaus keine Aehnlichkeit hatte! Ein großer Tisch, zwei plumpe Bänke, an der Wand ein kleines ärmliches Stehpult, worauf ein sehr zerlesenes Exemplar von Klopstocks Oden lag, darüber ein schmales Bücherbrett mit wenigen Bänden, in einer alkovenartigen Vertiefung hinter einer sehr defecten spanischen Wand zwei sogenannte Feldbetten, — das war so ziemlich das ganze Mobiliar der „Höhle.“ Ein Kleiderhacken an der Wand zeigte eine sehr fragmentarische Garderobe. In einem Winkel des Zimmers lag allerlei Schuh- und Gamaschenwerk aufgehäuft, in einem andern machte sich eine sehr verwickelte Sammlung von leeren Bouteillen, Gläsern, Tellern, Kartoffeln, Tabackspfeifen u. dgl. m. breit, in einem dritten brütete ein Ballen Druckpapier, zurückgebliebene Exemplare der „Räuber,“

welche ja der Verfasser auf eigene Kosten hatte drucken lassen müssen. Ueber allen diesen schönen Sachen lastete die schwere Atmosphäre von Tabacksrauch, der keineswegs nach einer feinen Sorte roch.

Und doch war in diesem Zimmer, wo Armuth und Sorglosigkeit mitsammen wirthschafteten, wieder Etwas, das, nicht in bestimmte Worte zu fassen, dem für solche Wahrnehmungen Empfänglichen verrieth, es hause hier ein nicht gewöhnlicher Mensch. Nicht allein Jugend und Schönheit lassen überall, wo sie weilen, Spuren ihres Zaubers zurück: auch der Genius adelt durch seine Berührung selbst das Gemeinste.

Mit seinem Gast eingetreten, fuhr Schiller hinter die erwähnte spanische Wand und man hörte von dorther ein Geräusch wie von einem Menschen, welcher seine Kleider hastig von sich schleudert.

Raleigh öffnete inzwischen eines der zwei niedrigen Fenster, um den Tabacksdunst hinaus und die Frühlingssonne herein zu lassen. Dann sagte er, das Zimmer überblickend:

„Meiner Treu, lieber Freund, ich glaube, die liebenswürdige und eindringliche Predigt, welche ich Dir Deine treffliche Mutter über den Text Ordnung und

Sauberkeit unlängst an dieser Stelle halten hörte, hat noch nicht sehr angeschlagen."

Schiller brummte hinter der spanischen Wand Etwas von einer verwünschten Degenkoppel, welche dann mitsammt dem Degen zu Boden klirrte. Hierauf ließ er sich verlauten:

„Ich glaube fast, Du hast recht. Es war immer ein schweres Kreuz für meine gute Mutter, daß ich so zu sagen gar kein Organ für die Reinlichkeit habe Ich vermuthe, diesem Mangel wurde nicht dadurch abgeholfen, daß der confiscirte Kerl, der Inspector Nieß, unser Quälgeist in der Akademie, weißt Du? mich meiner Unsauberkeit wegen jahrelang hudelte. Hol' ihn der Teufel! . . . Ich nahm zwar mal einen Anlauf, mich auf die Eleganz zu verlegen, damals, als die Turbinella . . . . Doch das gehört nicht hieher . . . Seither ist's wieder den alten Weg gegangen, um so mehr, da mein Stubenbursch, der Kapff, auch kein Ordnungsgenie ist . . . . So, jetzt bin ich endlich aus dem steifen Malefizzeug herausgeschält und nun wollen wir sehen, was Küche und Keller der edlen Societät Kapff und Schiller aufzubringen vermögen."

Er kam hinter der spanischen Wand hervor, sehr zu seinem Vortheil verändert, denn er hatte

mit dem Ordonnanzhut zugleich auch die Vergipfung seines Kopfes abgelegt. An die Stelle der Uniform war eine Art weiten Hausrocks getreten, welcher, wenn auch an verschiedenen Stellen schadhaft, den Gliedern seines Trägers eine freiere Bewegung gestattete. Er war freilich kein Adonis, der junge Dichter der Räuber, aber jetzt, nach Entfernung der feldschererlichen Vermummung, auch in seinem Aeußeren eine interessante Erscheinung, ungelenk zwar noch immer, aber nicht mehr barock.

Ein Zeitgenosse von ihm, der ihn damals täglich sah, hat mit liebevoller und doch nicht schmeichelnder Hand dieses Portrait von ihm entworfen:

Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang. Sein Gebahren hatte etwas Steifes, seine Tournüre nicht die mindeste Eleganz. Seine Stirne war breit, die Nase dünn und knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel vorspringend, sehr gebogen und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten sich bei der Nasenwurzel zusammen. Diese Partie des Gesichts hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn,

die untere ragte von Natur etwas hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte dann sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen waren blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommersprossen besäet. Der Kopf, mit buschigem Haar von dunkelrother Farbe besetzt, war eher geistermäßig als männlich, hatte aber viel Bedeutendes und Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller einer erhöhten Stimmung Worte gab.

Der Freund blickte den Dichter voll Theilnahme an und sagte:

„Was Ihr Leute in der alten Welt Euch doch Mühe gebt, Euch zu verkleiden! Mir ist oft, als wäre das ganze Leben hier nur eine Verkleidung. Und das nennen sie Geschmack, Ordonnanz, Reglement und dergleichen mehr. Man erkennt erst, wie und was Ihr eigentlich seid, wenn Ihr die ewige Uniform ausgezogen habt."

„Die ewige Uniform, — ja, das ist der Jammer! Seit zehn Jahren preßt mich nun das verdammte Monturzeug . . . Erst wurde ich von dem Herzog in der Akademie in die Uniform eines Juristen in spe commandirt, dann in die eines Mediziners, end=

lich in die eines armseligen Feldscherers. Aber ich habe das Commandirtwerden herzlich satt, schon lange."

„Das bezeugen Deine Räuber laut genug."

„Wie sollten sie nicht? Das Stück mußte ein wilder Protest werden gegen den verhaßten Zwang, den ich so viele Jahre hindurch erduldet . . . . Glaub' mir, William, was auch die Narren über meinen Dichterstolz faseln, ich täusche mich keineswegs über den Werth meines Erstlings. Damals als der Beifall der Menge im mannheimer Theater mich umtobte, that ich es einen Augenblick, aber seither hab' ich das Ding mit parteiloseren Augen geprüft und ich weiß jetzt, es ist nur ein roher Bastard, erzeugt in der wilden Ehe des Genius mit der Subordination."

„In dieser Selbstkritik ist Wahrheit, scheint mir; aber trotzdem, lieber Freund, wollen wir nicht vergessen, daß man sagt, Bastarde seien meist tüchtigere Bursche als die legitimen Kinder. Du hast das Zeug in Dir, Besseres zu schaffen, aber die Räuber werden bleiben."

„Sie werden bleiben, ja. Ich habe Selbstgefühl genug, mir zu sagen: es ist etwas Dauerndes in dem Stück, die Signatur der Zeit, die ihm das

Leben gab. Sie werden bleiben, als eine Curiosität der deutschen Literatur . . . . . Doch da stehen wir und schwatzen, während Wichtigeres zu thun ist."

Er ging zur Thüre, öffnete sie und rief hinaus:

„Kronenbitter, heda, Kronenbitter! . . . . Schwerenoth! . . . Wo hat der Teufel wieder mal den Kerl?"

„Hier, Herr Doctor, hier!" ließ sich eine dünne, schrillende Stimme vom Hausflur her vernehmen und alsogleich fuhr der Besitzer dieser Stimme in das Zimmer herein, was auszuführen er unter der Thüre sich gewaltig bücken mußte.

Es war eine wunderliche Figur.

Des Mannes unmäßig lange, hagere, hölzerne Gliedmaßen schienen vor den diversen Stücken seiner Grenadiermontur überall auf der Flucht zu sein, und zwar nicht ohne Grund, denn diese Montur war trauriges Flickwerk. Auf schmalen Schultern saß dem Fourierschützen Kronenbitter, welchen sich der Regimentsarzt Schiller aus den zweihundertvierzig Grenadieren des Regiments Augé zum Aufwärter auserwählt hatte, — ein enorm großer Kopf, auf welchen der Vers im Volkslied:

Es stand eine Linde im tiefen Thal,
War unten breit und oben schmal . . .

ganz genau paßte, denn die Form desselben war die

eines Zuckerhutes. Stirne, Augen, Nase, Wangen und Kinn waren rein nur Nebensachen in dem Gesicht, so zu sagen gar nicht der Rede werth. Sie hatten nämlich keine Gelegenheit gehabt, zu naturgemäßer Entwicklung zu gelangen, weil ein Ungeheuer von Mund ihnen allen Platz wegnahm. Dieser Mund reichte fast von einem Ohr zum andern und war mit einem Gebiß versehen, welches Stein und Bein zermalmen zu können schien und recht lebensgefährlich aussah. Mit der ungeschlachten Riesenhaftigkeit der ganzen Erscheinung contrastirte das feine, dünne, weinerliche Stimmchen des Burschen, dessen Gesichtsausdruck im Uebrigen den echtnationalschwäbischen Typus verrieth. Fourierschütz Kronenbitter, dazumal in Stuttgart ein berühmter öffentlicher Charakter, wenigstens soweit das Territorium der Schiller'schen „Bande" reichte, — war in der That ein Urschwabe, halb Schalk, halb „Latsche" *).

Der Kronenbitter stand gerade und steif wie ein Bolz vor seinem zeitweiligen Gebieter.

---

*) Dieser Provinzialismus ist im Hochdeutschen nicht wiederzugeben. Es gibt ohne Zweifel auch außerhalb Schwabens „Latsche". Aber um zu wissen, was ein echter und gerechter Latsche ist, muß man schlechterdings in Schwaben gelebt haben.

„Mein Freund ist bei mir zu Gast,“ sagte Schiller kurz. „Wir müssen ein Mittagessen haben.“

„Sehr wohl, Herr Doctor.“

„Auch eine Flasche Wein.“

„Sehr wohl.“

„Schaff' Alles herbei!“

„Sehr wohl.“

„Marsch!“

Der Kronenbitter rührte sich nicht von der Stelle.

„Nun, was soll's, Du Kaliban? Wurst, Kartoffelsalat und Brod holst Du im Ochsen. 's ist ja nur ein paar Schritte hin. Eine Flasche Wein muß noch da sein.“

Der Kronenbitter schüttelte so kummervoll das Zuckerhuthaupt, daß Raleigh nur mit Mühe das Lachen verhielt.

„Donner und Doria!“ fuhr der Dichter auf, — „hat der Kapff rücksichtsloser Weise die letzte der Hoven'schen Flaschen ausgetrunken?“

Der Fourierschütz schüttelte abermals das Haupt und versetzte bedächtig:

„Der Herr Lieutenant mußte, wie der Herr Doctor wissen, heute sehr früh heraus. War wild, der Herr Lieutenant, als er Licht machen wollte und

keinen Leuchter nicht fand. Suchte ich da nach einem. Dort ist er."

Er streckte einen seiner unendlichen Arme aus und wies mit einem unendlich langen Zeigefinger nach dem Tisch, worauf eine leere Flasche stand, die einer halbherabgebrannten Talgkerze zum Leuchter diente.

„Die Flasche ist leer, Du Halunk!"

„Ja," entgegnete der Kronenbitter mit großer Gemüthsruhe, „in der Dunkelheit hab' ich statt einer leeren die volle Bouteille erwischt, und weil der Herr Lieutenant so gar pressirt war und nach einem Leuchter schrie, ließ ich sie in der Geschwindigkeit ausrinnen."

„Ausrinnen, Du Schurke?"

„Ja," fuhr der Fourierschütz mit der dummpfiffigsten Miene fort, die er aufzuwenden hatte. „Hab' sie ausrinnen lassen, die Bouteille, und weil ich hab' gedacht, daß es Sünde wäre, so 'ne Gottesgabe auf den Boden laufen zu lassen, und weil mein Maul gerad' in der Nähe war, so" . . .

„So ließest Du den Wein in Dein Eselsmaul rinnen . . . Hat man je einen solchen Schuft gesehen? . . . Der Kerl ärgert mich noch zu Tode . . . Ich sag Dir, Du Behemoth, ich werde Sorge tragen, daß Du dafür auf die Latten gelegt wirst."

Raleigh lachte, denn es gewährte einen komischen Anblick, wie der Dichter wild gesticulirend im Zimmer umherfuhr und der Kronenbitter mit unzerstörbarer Ruhe und Steifheit seinen Platz behauptete. Der Mann, welcher dem Stubenburschen seines Herrn auf so sinnreiche Weise zu einem Leuchter verholfen hatte, wußte ganz gut, daß die Drohung mit den Latten auch dießmal nicht in Erfüllung gehen werde.

„Nun, was stehst Du noch da, als wärest Du angenagelt?" fuhr ihn der Dichter an. „Mach' daß Du fortkommst und Essen und Trinken herbeischaffst. Sag' dem Meister Dickbauch, dem Ochsenwirth, ich müsse eine Bouteille von seinem Uhlbacher haben, und der Ochsenwirthin, sie solle auch tüchtig Eier an den Salat thun."

„Sehr wohl, Herr Doctor, aber" . . .

„Was aber?"

„Der Meister Dickbauch Ochsenwirth ist ein gar so arliger*) Kerl . . . . . hm, nun . . . . wissen Sie" . . . .

Und er machte mit Daumen und Zeigefinger die Geberde des Geldzählens.

---

*) Wunderlicher.

„Schwerenoth!“ brummte Schiller. „Ich hab' jetzt keins . . . Er soll's zum Uebrigen schreiben.“

„Sehr wohl, aber der Meister Dickbauch meinte schon vergangene Woche, es hätte auf der Tafel Nichts mehr Platz.“

Raleigh näherte sich dem Riesen, um ihm verstohlener Weise Geld in die Hand zu stecken, welche sehr bereitwillig sich aufthat. Aber der Dichter bemerkte es und sagte mit Entschiedenheit:

„Nichts da! Thu' die Hand weg, Du ewiger Schwerenöther und Saufaus! . . . Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Du heute mein Gast sein sollst, lieber William. Also keine Großmuth! Sie würde mich beleidigen . . . . Marsch, Kronenbitter! Will der Ochsenjörgle Umstände machen, so meld' ihm von mir, die Bande werde ihm den rothen Hahn auf's Dach schicken. Oder noch besser, geh' zur Ochsenwirthin. Sie ist eine räsonable Frau und hält was auf uns Leute von Geist.“

Der Fourierschütz salutirte und witschte mit einem Schritt seines beispiellosen Gangwerkes zur Thüre hinaus.

„Lieber Schiller,“ sagte Raleigh, „es ist unfreundlich von Dir, mich nicht für Deine Bedürfnisse sorgen zu lassen. Hat Dich nicht mein armer

Bruder George, für den Du so viel gethan, den Du mit so großer Aufopferung während seiner Krankheit gepflegt, in jenem Brief, den er mit schon halb vom Tode erstarrter Hand schrieb, meiner Dankbarkeit und Liebe empfohlen? Du hast neulich mein gewiß von Herzen gekommenes Anerbieten, einen Theil meines Ueberflußes von mir anzunehmen, barsch zurückgewiesen. Du hast hiefür Gründe angegeben, die ich ehre; aber" . . .

„Aber, bester William, Du meinst, es wäre schicklicher, Dir Etwas schuldig zu sein, als dem Ochsenwirth? Das bestreite ich. Der Ochsenjörgle wird dafür sorgen, daß ich ihm nie mehr schuldig werde, als ich zu bezahlen im Stande bin. Mit Dir wäre es etwas ganz Anderes. Ließe ich mich einmal darauf ein, von Deiner brüderlichen Freigebigkeit Gebrauch zu machen, so würde ich Dir bald mehr englische Pfunde abgepumpt haben, als ich Dir deutsche Batzen zurückzahlen könnte. Laß daher, ich bitte Dich, diesen Punkt ein für allemal zwischen uns abgethan sein. Gewiß, käme ich einmal in wirkliche Noth, Du wärest der Mann, welchem verpflichtet zu sein meinen Stolz am wenigsten demüthigen würde. Aber von so einem dringlichen Fall ist ja noch überall keine Rede . . . . Nein, rede mir

nicht mehr davon! Ich weiß, Du meinst es herzlich gut; Du würdest, was Du mir heute gäbest, morgen schon vergessen haben. Aber wahre Freundschaft muß Gleichheit zur Grundlage haben; nicht die des Besitzes, aber die der Gesinnung. Ich achte Deine Großmuth, Du laß' mir den Stolz der Unabhängigkeit. Es ist nun einmal mein Schicksal, auf die eigene Kraft angewiesen zu sein, und ich will es tragen, wie ein Mann."

Das war nun so ein Sonnenblick angeborener Vornehmheit und lauteren Seelenadels, wie sie den Gewitterhimmel von Schillers Sturm- und Drangperiode oft durchbrachen.

Raleigh war zu zartfühlend, als daß er, wenigstens für jetzt, weiter in den Freund gedrungen wäre, von seinen großmüthigen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Ueberdieß kehrte der groteske Fourierschütz bald zurück und das vergnügliche Feixen seines ungeheuerlichen Mundes verrieth sogleich, daß seine Mission wider Erwarten erfolgreich gewesen.

Schiller räumte die „ausgeronnene" Flasche, den improvisirten Leuchter, vom Tisch und besetzte diesen mit einer sehr fragmentarischen Sammlung von Speisegeräthen. Es gab viel Gesuche, bis endlich eine Art Serviette auf den Tisch gebreitet war

und auf diesem Tafeltuch zwei Teller, etliche Gabeln und Messer, ein wackeliges Salzfaß, eine leere Pfefferbüchse, ein großes Paßglas und ein kleines Trinkkrüglein aus Steingut prangten.

Nun packte der Kronenbitter den mitgebrachten Handkorb mit nicht geringem Selbstgefühl aus und brachte Schätze zum Vorschein, welche in der „Höhle“ nicht alle Tage zu sehen waren. Da war nicht nur die obligate Knackwurst, sondern auch der Teller mit verführerisch duftenden Schinkenschnitten und gar ein weiterer mit kaltem Braten. Der Salat war königlich bereitet, denn seinem gemeinen Kartoffelstoff waren vornehmere Bestandtheile, Rabunzelnblätter, Eier und Häringsstückchen, beigemischt. Es fehlte auch nicht an ein paar appetitlichen Brödchen und endlich erschienen statt der begehrten Flasche mit rothem Uhlbacher gar deren zwei. Ein Mythus will sogar wissen, es sei den beiden Flaschen ursprünglich eine dritte gesellt gewesen, die habe aber der unglückliche Kronenbitter unterwegs geschwind „ausrinnen“ lassen; ja, es sei dem Träger des Speisekorbs dabei außerdem noch begegnet, daß er in seiner Zerstreutheit auch einen erklecklichen Theil von dem Braten, der doch nicht wohl ausrinnen konnte, auf irgend eine andere Weise verlor.

Wie dem auch sei, der Dichter war über die prächtige Mahlzeit, welche er seinem Gast anbieten konnte, höchlich erfreut.

„Bei allen Göttern des Olymps!" sagte er, — „mit dem Meister Dickbauch muß eine wunderbare Metamorphose vorgegangen sein. Der Mann hat wahrscheinlich die Ehre der schwäbischen Gastfreiheit retten wollen und deßhalb ein Uebriges gethan."

„Sehr wohl," mischte sich der Fourierschütz ein. „Aber der Ochsenwirth ist über Feld, herrentgegen ist die Ochsenwirthin ein Weib'sbild das 'ne Gattig hat."

„Aha, von der Seite kommt unser Ueberfluß?"

„Sehr wohl."

„Ich werde sie verewigen!" rief der Dichter aus. „Ja, das werd ich! Sie ist das Ideal einer Wirthin. Brauch' ich mal ein solches, weiß ich, wo ich es zu suchen habe . . . Aber nun komm, lieber William. Das lange Warten wird Deinen Appetit gehörig geschärft haben . . . „Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle," — heißt es im Homer, weißt Du? der wackere Voß! Ich schlage vor, unser Festmahl mit einem feierlichen Trinkspruch auf den Mann anzuheben, welcher uns eine deutsche Odyssee gegeben hat" . . .

Das Tischgespräch drehte sich eine Weile um den Kronenbitter, denn Raleigh fand an einem Bursch Gefallen, welcher ihn an einen der Shakspeare'schen Clowns erinnern mochte. Schiller sprach das aus und so kam die Rede auf den großen „Herzenskündiger.“

„Die Bekanntschaft mit Shakspeare“ sagte der Dichter, — „war ohne Zweifel das bedeutsamste meiner Erlebnisse in den Räumen der Karls-Akademie. Ich tastete zwischen aufgezwungenen und selbstgewählten Studien unsicher hin und her. Die letzteren mußten, wie ich Dir schon früher mitgetheilt, verstohlen betrieben werden und wahrscheinlich wurden sie gerade deßhalb mit einigem Eifer betrieben. Die neuere deutsche Literatur war eigentlich ein geradezu verpönter Artikel, während man es mit dem Einschmuggeln französischer Autoren, auch wenn sie keineswegs zum Studierreglement gehörten, ziemlich leicht nahm. Voltaire hat mich nie sehr gereizt. Ich vermochte sein Talent, und war es auch ein so außerordentliches, nicht sehr hoch anschlagen, ein Talent, das überall von der Ansicht ausging, Himmel und Erde seien nur dazu da, um zu einem Fangballspiel des Witzes Raum zu gewähren, welches den Unterschied von Heiligem und Unheiligem

nicht kannte oder wenigstens nicht anerkannte. Viel tiefere Wirkung empfing ich von Rousseau, aus dessen Schriften überall der Schrei nach Natur und Befreiung tönt. Wie mußte dieser Ruf auf uns arme Akademiker wirken, die wir Alles, aber auch gar Alles auf Commando thun sollten. Später war mir freilich manchmal, Rousseau's Wahrheitsliebe sei keineswegs ohne Koketterie und selbst in seinen glühendsten Aufschwüngen von Aufrichtigkeit laufe etwas Komödiantisches mitunter."

„Ganz recht," bemerkte Raleigh. „Wie könnte es auch anders sein? Rousseau war ein Franzos, also ein geborener Komödiant. Ich will damit nicht gerade einen Tadel aussprechen. Mir, dem Amerikaner, der recht wohl weiß, daß ohne den hochherzigen Beistand Frankreichs Amerika keine Aussicht hätte, seinen Unabhängigkeitskampf siegreich zu beendigen, stände wahrlich schlecht an, gering von der französischen Nation zu denken und zu sprechen. Wenn ich die Franzosen geborene Komödianten nenne, so will ich damit nur sagen, daß es in ihrer Natur liegt, Allem und Jedem einen theatralischen Anstrich zu geben. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Eigenheit selbst an dem herrlichen Lafayette wahrzunehmen, der doch

sonst vielfach an die besten Charaktere des Alterthums erinnert."

„O, erzähle mir von ihm, und vom großen Washington und von Franklin und von allen den Helden und Weisen Eurer großen Sache. Ich habe Dich schon lange darum angehen wollen. Ich liebe sonst den leidigen Mischmasch von Irrthum und Gewalt, welchen die Leute Politik nennen, nicht sehr, weißt Du; aber seit ich die herrliche Erklärung der Menschenrechte kenne, wie Euer Congreß sie erließ, habe ich angefangen zu ahnen, daß jener Mischmasch auch edlere Elemente in sich bergen könnte."

„Wirklich? Was doch Ihr Deutschen für wunderliche Menschen seid! Manchmal, wenn ich von Dir und Deinen Freunden solche Aeußerungen über das staatliche Leben höre, kommt mir das so fremd vor, daß ich meine, ich müßte keinen Tropfen deutschen Blutes in den Adern haben. Und doch heimeln mich dann auch wieder die idealischen Regionen, in welchen Ihr Euch umtreibt, wunderbar an. Laß uns heute in diesen Regionen bleiben; ich erzähle Dir bei gelegener Zeit von unserer amerikanischen Wirklichkeit . . . Du wolltest von Deiner ersten Bekanntschaft mit Shakspeare sprechen, der ja so zu sagen mein Namenspatron ist. Mein armer Vater, dem

es nicht vergönnt war, den Ruhm seines Landes zu erleben, schöpfte mir, dem von ihm hochverehrten Dichter des Lear zu Ehren, den Namen William."

„Möge er von guter Vorbedeutung sein! .... Du kennst Göthe's Erstlingswerke, Du liebst und bewunderst sie und kannst Dir also vorstellen, welchen Tumult Götz und Werther unter uns Insassen der Akademie veranlassen mußten. Wie Großes auch Klopstock, Wieland und Lessing jeder in seiner Art geleistet, wie sehr des Ersteren lyrisches Feuer, des Anderen graziöse Schalkhaftigkeit, des Dritten dramatische Energie zu bewundern ist, immer noch waren die hemmenden Schranken, welche jahrhundertlange Ausländerei um den deutschen Genius gezogen nicht hinweggeräumt. Da warf Göthe mit seinem Götz und Werther diese Schranken in unaufhaltsamem Sturmschritt nieder. Wir waren trunken von dieser frohen Botschaft der Natur, der Freiheit, der Originalität und stimmten jubelnd ein in diesen Feldruf gegen alle Philisterei. Unser guter Professor Abel, welcher dem Reglement der Akademie zum Trotz die neue Richtung begünstigte, wo und wie er nur immer konnte, theilte unseren Enthusiasmus für Göthe, aber zugleich ließ er geheimnißvoll Etwas fallen von einer Sonne, an deren Strahlen Göthe's Genie sich entzündet

haben dürfte. Er nannte Shakspeare, von welchem ich nur wußte, daß Voltaire ihn sehr wegwerfend beurtheilt habe. Der Name machte daher weiter keinen Eindruck auf mich. Abel hatte aber die löbliche Gewohnheit, die Lehrsätze der Psychologie, welche er uns docirte, durch passende Stellen aus Dichtern zu erläutern. Als er daran kam, uns den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft und der Conflicte der Leidenschaften unter einander zu veranschaulichen, zog er Stellen aus Shakspeare's Othello an. Ich horchte hoch auf: mir war, als sähe ich wunderbare Blitze fern in der Nacht und hörte Donner rollen, die meine Seele erbeben machten. Nach beendigter Vorlesung bat ich den verehrten Lehrer um das Buch. Es war die Wieland'sche Uebersetzung. Jetzt studirte ich Tag und Nacht den großen Briten und so ganz nahm er mich gefangen, daß ich lange Zeit von gar nichts Anderem wußte. Mehrere meiner Freunde theilten mein Studium und Dein guter Bruder George, der von Hause aus den Dichter kannte, ruhte nicht, bis er sich durch einen Antiquar einige der Shakspeareschen Stücke im Original verschafft hatte. Unter seiner Anleitung ist mir gelungen, von dem Dichter in seiner eigenen Sprache wenigstens eine nothdürftige Kenntniß zu erlangen. Aber ich gestehe, der erste

Eindruck, den mir Shakspeare gab, war, wenn auch ein höchst gewaltiger, doch kein erhebender. Ich mußte den unermeßlichen Genius wohl bewundern, aber ich konnte ihn Anfangs nicht lieben. Ich verstand ihn noch nicht. Mich empörte die Kälte und Unempfindlichkeit, die ihm erlaube, mitten im höchsten Pathos zu scherzen und aus höchster Aetherhöhe plötzlich mitten in die Gemeinheit des Lebens herabzufallen. Nur langsam lernte ich begreifen, daß man bei Shakspeare die Natur stets aus erster Hand erhält, und nur allmählig ging mir das Verständniß dieser wunderbaren Unmittelbarkeit der Wahrheit auf, von welcher seine Werke voll sind. Nun verstand ich auch seine scheinbare Kälte: es ist die göttliche Ruhe des Meisters, der das Dasein in allen seinen Höhen und Tiefen kannte und die wechselnden Erscheinungen desselben stets in den passendsten Formen auszuprägen verstand . . . Als ich so die Shakspeare'sche Poesie mir angeeignet hatte oder vielmehr mir angeeignet zu haben glaubte — denn wer kann sagen, daß er mit diesem Studium überhaupt jemals fertig geworden sei? — da meinte ich, Etwas von der Kraft, einen Funken von Shakspeare's Geist in mir glimmen zu fühlen, und ich that das Gelübde, dem Gewaltigen nachzueifern mit aller Macht. Es überkam mich, ich

weiß nicht wie, daß auch ich ein Dichter sei. In Knabenjahren war es mein Ideal gewesen, als Prediger zum Volke zu reden. Meine geliebte Mutter hatte das auch so sehnlich gewünscht. Aber da ich, wie mein guter Vater mir bei jeder Gelegenheit einzuprägen nicht müde wird, nicht zu den Wenigen gehöre, die zu befehlen, sondern zu den Vielen, die zu gehorchen haben, so mußte ich jenem Ideal entsagen und mich durch eine Fürstenlaune erst zum Juristen und dann zum Mediziner machen lassen. Shakspeare zeigte mir aber, daß man nicht nur von der Kanzel, sondern auch von der Bühne herab zum Volke reden könne, machtvoll, herzerschütternd. Eine Stimme schrie in mir: Werde Deinem Volke Etwas, was Shakspeare der Welt ist: — Du kannst es! Da faßte ich mir einen kühnen Muth und, Alles, was ich geträumt und geschaut, gehofft und beklagt, beseufzt und verflucht, zusammenraffend, schleuderte ich die Räuber aufs Papier . . . ! Hat die innere Stimme wahr gesprochen oder hat sie gelogen?"

Bewegt sprang der Dichter auf und ging mit großen Schritten in dem kleinen Gemach hin und her.

„Sie hat wahr gesprochen, theurer Freund," sagte Raleigh, „und Du weißt, ich spreche nicht so, um Dir zu schmeicheln, sondern aus innerster Ueber-

zeugung. Die Räuber sind ein kühner Wurf. Er hat noch nicht das höchste Ziel erreicht, aber vertraue nur der inneren Stimme und Deinem hohen Vorbild. Auch Shakspeare hat sicherlich nicht im ersten Anlauf einen Julius Cäsar, einen Hamlet oder Macbeth geschaffen. Sei Du ein Strebender, wie er, und nun komm, wir wollen den Manen des Unsterblichen eine Libation bringen."

Die beiden Freunde thaten das mit einer gewissen Feierlichkeit. Zu jener Zeit gab es einen Cultus des Genius, denn es gab noch einen Glauben an das Ideal.

Schiller, dem Freunde wieder gegenüber sitzend, fuhr fort:

„Ich bin eigentlich undankbar gegen den Herzog Karl. In seiner Weise hat er es gut mit mir gemeint und was kann er dafür, daß ich nicht aus dem Stoffe gemacht bin, der sich von der Willkühr des Despotismus widerstandslos in jede beliebige Form pressen läßt. Er weiß, daß ich nicht aus solchem Stoffe bin, und ich habe Grund, zu glauben, daß er entschlossen ist, seine pädagogischen Experimente mit mir fortzusetzen. Eins aber weiß ich, daß ich nämlich entschlossen bin, das Asperg-Experiment, welches der arme Schubart jetzt schon fünf lange

Jahre ausgestanden hat und wer weiß wie lange noch auszustehen haben wird, nicht mit mir vornehmen lassen werde, um keinen Preis . . . . Im Uebrigen darf ich doch nicht vergessen, daß ich mein Bischen Wissen in der Akademie geholt, wenn auch nicht gerade auf dem reglementarischen Wege. Vielleicht hat auch nur der Druck, der auf mir lastete, die Kraft meines Geistes geweckt. Und dann hab' ich auch schöne Stunden in jenem verwünschten Gefängniß gelebt, Stunden der Freundschaft, der kühnsten Schwärmerei. Mit je mehr Prosa man uns quälte, desto idealistischer wurden wir. In Kerkerluft gedeihen oft die blühendsten Freiheitsträume. Und dann habe ich in jenen Kerkermauern doch auch Begegnungen gehabt, welche unauslöschliche Eindrücke in mir zurückließen. Wäre mir dort auch kein anderes Glück zu Theil geworden als das, daß mir vergönnt war, Kaiser Joseph und Göthe von Angesicht zu Angesicht zu sehen, es müßte genügen."

„Kaiser Joseph und Göthe haben die Akademie besucht? Du hast sie gesehen? Erzähle mir doch davon."

„Ich weiß eben nicht viel davon zu erzählen, ich weiß nur, daß die Erscheinung dieser beiden bedeutenden Menschen mich in höchst wohlthuender

Weise bewegte. Der junge Kaiser kam im Jahre 1777 hieher nach Stuttgart. Er wollte nur einen Tag bleiben, aber ein Besuch in der Akademie gewann ihm solches Interesse ab, daß er denselben am folgenden Tag wiederholte. Wir hatten uns des heiligen römischen Reiches deutscher Nation kaiserliches Oberhaupt freilich majestätischer vorgestellt. Da war keine Spur von Pomp und Pracht. Der Imperator trug sich wie der schlichteste Cavalier oder vielmehr ganz bürgerlich und hatte sich alles Ceremoniell entschieden verbeten. Er wohnte mehreren Vorlesungen in der Akademie an. Seine Persönlichkeit erschien neben unserem stattlichen Herzog Anfangs geradezu unbedeutend. Aber der Zauber der Humanität, der an ihm haftete, verwischte diesen Eindruck bald. Sein einfaches, freundliches Benehmen, seine leutseligen Fragen, seine geistvollen Bemerkungen gewannen ihm alle Herzen. In seinem ganzen Wesen sprach sich der rastlose Trieb aus, sich und Andere zu bilden und zu veredeln. Wir sahen in ihm das Ideal eines Fürsten und wahrlich, er hat unsere Hoffnungen nicht getäuscht. Kaum ein Jahr ist es her, seit er zwei Unsterbliche Regententhaten gethan: durch sein Censuredict gewährte er die bisher gänzlich niedergehaltene Denk-, Rede- und

Preßfreiheit seinen Völkern und durch sein Toleranzedict machte er der Unterdrückung der Nichtkatholiken ein Ende. Ich verstehe zu wenig von Staatssachen, um beurtheilen zu können, wie weit es begründet ist, wenn Kaiser Josephs Tadler meinen, er gehe bei seinen Reformen mit Uebereilung vorwärts, ich weiß auch nicht, ob Friedrich der Große berechtigt war, zu sagen, Joseph mache immer den zweiten Schritt vor dem ersten: das aber sagt mir mein Herz, daß die Muse der Geschichte den Kaiser als einen der Ersten unter den wenigen Herrschern nennen wird, welche mit Ernst daran gearbeitet haben, daß die Menschen menschlich zu leben im Stande seien."

„Und Göthe?"

„Er kam etwas vor Weihnachten 1779 mit seinem Herzog, der ihn überall nicht wie einen Diener, sondern wie einen vertrauten Freund behandelte. Es wurde gerade der Stiftungstag der Akademie gefeiert. In dem großen Saale fand Abends die Preisvertheilung an die Zöglinge statt. Wir wußten, daß Göthe mit seinem Herzog der Feierlichkeit anwohnen würde: er hatte im Schlosse mit den Herrschaften gespeist. Du kannst Dir denken, mit welcher Spannung wir älteren Akademiker, die wir frisch von der Lectüre des Götz und Werther herkamen, der Erscheinung

des in so jungen Jahren schon so berühmten Gastes entgegensahen. Er kam, eine gewinnende nicht nur, sondern eine siegreiche Persönlichkeit. Wie hingen meine, Aller Blicke an ihm! Professor Consbruch hielt die übliche Festrede. Er sprach über den Einfluß der physischen Erziehung auf die psychische. Aber ich achtete nicht darauf. Mein Freund Hoven, der es that, hat nachher behauptet, der Professor habe ein Citat aus Werthers Leiden in seinen Vortrag verwoben und darob sei Göthe roth geworden und habe die Augen niedergeschlagen wie ein Mädchen. Während der Preisvertheilung ist der Herzog von Weimar dem Herzog Karl zur Rechten, Göthe zur Linken gestanden und wir haben uns herzinnig gefreut, zu sehen, wie unser Fürst den Dichter auszeichnete. Ach, wie gern hätte ich für einen Augenblick die Blicke desselben auf mich gezogen! Ich weiß, es war kindisch, und doch that es mir wohl, daß ich vor den Augen des bewunderten Mannes mehrere Preise zugetheilt erhielt. Was hätte ich für ein Wort aus seinem Munde gegeben, selbst für das gleichgiltigste. Mir ist, als sähe ich ihn noch vor mir, den schlank- und hochgewachsenen Dreißiger mit den geistvoll schönen Zügen, wie er mit ruhiger Sicherheit unter den vornehmen Leuten sich bewegte und mit genia-

lisch feurigen Augen umherblickte. Man sah ihm an, er fühlte sich den Fürsten gegenüber nicht nur als ein Ebenbürtiger, sondern wohl auch als ein Höherer. Diese imponirende persönliche Erscheinung des Genius wird mir unvergeßlich sein."

Nach einer Pause setzte der Dichter hinzu:

„Ich darf sagen, der Neid ist ein Laster, welchem ich nicht zugänglich bin. Und doch ist mir oft, als hätte Göthe's damalige Erscheinung einen bitteren Stachel in meiner Brust zurückgelassen. Wie hat die Natur ihn bevorzugt, schon in seinem Aeußern! Welch ein günstiger Stern hat von Kindheit auf über ihm geleuchtet! Wie leicht wurde sein Genie von seinem Glücke getragen! Auf wie fröhlichen Pfaden ist er zu des Lebens Höhen hinaufgelangt, während Andere" . . . . .

Er brach rasch ab. Mit unmuthigen Blicken sah er in der kümmerlichen Stube umher und dann düster vor sich nieder.

Viertes Capitel.

Der Verschwörer von Genua. — La Turbinella abermals. — Die „Entzückung an Laura" und ein Strahl kalten Wassers. — Zwei Reminiscenzen aus der Militärakademie. — Die Laura-Oden. — Ein Frauenideal. — Ein Bekenntniß. — Amerikanische Liebe. — Der Sammetdoctor und seine Novelle.

Raleigh, des Freundes momentane Verbitterung begreifend und achtend, ließ es eine Weile anstehen, bis er, die drückende Pause zu beendigen, die Frage that:

„Was macht der Verschwörer von Genua?"

Schiller schaute auf. Er verstand die wohlwollende Absicht des Freundes, ihn von unfruchtbarem Grübeln abzuziehen, und kam derselben sogleich freundlich entgegen.

„Was der Fiesco macht?" versetzte er. „Nun ich denke, er verschwört sich brav."

„Die Arbeit rückt also vorwärts?"

„Tüchtig, aber mit jedem Schritt steigern sich auch die Schwierigkeiten. Ich sehe wohl ein, wie gut es mein lieber Lehrer Abel mit mir meinte, wenn er mir rieth einen historischen Stoff zu behandeln. Er wollte damit meiner, wie er sich mit einer Anspielung auf meinen wilden Erstling ausdrückte, räuberischen

Phantasie einen Kappzaum angelegt wissen. Aber wenn ich mich nun in die geschichtlichen Quellen vertiefe, aus welchen ich meinen Stoff geschöpft, sehen mich die Thatsachen so grau an, daß ich mir Gewalt anthun muß, nicht Alles umzumalen. Um ein poetisches Werk zu schaffen, muß ich meine Charaktere doch wohl von dem gemeinen Boden der Wirklichkeit in die Region des Ideals emporheben. Aber dann überkommt mich wieder die Furcht, der Geschichte ins Handwerk zu pfuschen. Ich ahne freilich, was die rechte historische Tragik leisten soll. Sie soll die Adern der Geschichte mit poetischen Säften schwellen. Allein ich fürchte, meine Künstlerschaft ist noch zu sehr von gestern und heute, als daß sie diese Aufgabe vollständig erfüllen könnte. Kurz, es ist noch kein rechter Fluß und Guß in dem Werk, obwohl ich mir auf einzelne Partieen Etwas einbilden möchte. Am meisten Noth hab' ich damit, daß die von mir erfundenen Personen des Stückes noch nicht recht zu den historischen passen wollen."

„Du hast das Stück wieder in Prosa geschrieben?"

„Ja. Hat uns doch Lessing durch seine Emilia Galotti gezeigt, daß Melpomene auch in dem Gewand der Prosa mit höchster Würde einhergehen könne. Er wußte wohl, was er that, als er dem

weitbauschig-declamatorischen Vers der französischen Tragödie seine knappgeschürzte dramatische Prosa entgegensetzte."

„Aber seither hat er doch seinen herrlichen Nathan in Versen geschrieben."

„Er konnte es, weil edle Mäßigung ihm stets die Feder führt, und ich hoffe, die jambische Form des Nathan werde in der Entwicklung unserer dramatischen Poesie ein bedeutsames Moment abgeben. Was aber mich betrifft, so getraue ich mir einstweilen noch nicht, ein Drama in Versen zu componiren. Weißt Du, ich habe die verwünschte Eigenheit, in Versen im Handumdrehen ins Uebersiiegene hineinzugerathen — hol's der Henker! — und so muß ich meinen dramatischen Pegasus einstweilen noch auf der Trense der Prosa reiten."

„Du erwähntest vorhin der erdichteten Personen Deines neuen Drama's . . . . Dabei fällt mir ein, daß mir Dein Freund und Akademiegenosse, der Bibliothekar Petersen, sagte, es komme in dem Stück eine furchtbare Kokette vor, eine Donna Julia oder Gräfin . . . . Gräfin . . . . wart' mal" . . . .

„Gräfin Imperiali."

„Recht. Die sei aber nicht aus der Phantasie, sondern aus dem Leben gegriffen, meinte Petersen."

„Wie so?“

„Er sagte, das Original der Donna Julia sei eigentlich das junge Mädchen in der Ecole des Demoiselles, Fräulein Lauretta.“

„Die Turbinella?“

„Ja.“

Es ist natürlich, daß ein junger Poet, wenn von einem seiner Werke die Rede, seine Aufmerksamkeit viel zu sehr diesem Gegenstande zuwendet, um auf Anderes achtsam zu sein. Wäre dem nicht auch hier so gewesen, hätte Schiller unschwer bemerken können, daß sein Freund das Gespräch nicht ganz ohne Absicht auf die Turbinella lenkte.

„Der Petersen hat halt oft wunderliche Flausen im Kopf,“ bemerkte der Dichter arglos.

„So sagte Scharffenstein auch, allein Petersen blieb bei seiner Behauptung.“

„Das glaub' ich wohl, was der einmal im Kopf hat, ist wie angenagelt. Du sollst aber binnen wenigen Wochen urtheilen können, wie grundlos seine Meinung ist. Bis dahin wird, hoff' ich, der Fiesco fertig sein. Ich mag Dir das Stück nicht unfertig zum Lesen anbieten .... Meine Kokette Julia ein Conterfei der Turbinella? Bah, dummes Zeug! dazu

halt' ich das seltsame Mädchen denn doch zu hoch, viel zu hoch."

„Was soll eigentlich der sonderbare Name Turbinella?"

„Die Frau Generalin von Wimpfen, welche über Lauretta noch jetzt eine Art Protectorat ausübt, gab ihn dem Mädchen und man muß sagen, der Spitzname ist nicht ohne Grund gegeben. Das schöne Kind ist ein Wirbelwind, eine Windsbraut. Die gute Frau Oberstin Seeger hatte mit der Turbinella in der Ecole so große Noth, wie der Herr Oberst Seeger mit irgend einem von uns Wildfängen in der Akademie."

„Aber wer und woher ist sie denn eigentlich?"

„Hm, das ist eine ziemlich romanhafte Geschichte. Ob Alles wahr, was man sich davon erzählt, weiß ich nicht. Es heißt, Lauretta sei als kleines Kind bei einem Streifzug herzoglicher Landdragoner gegen eine Gaunerbande im Schurwalde aufgegriffen worden. Es habe bei dieser Gelegenheit eine Art Gefecht abgesetzt und da sei die Mutter der Kleinen durch eine verirrte Kugel getödtet worden. Der Herzog befand sich gerade in Göppingen, als das gefangene Gesindel dort eingebracht wurde. Der Anblick des Kindes habe ihn seltsam bewegt. Er sei dadurch an eine

wilde Episode seiner wilden Zeit erinnert worden, die damals schon so ziemlich hinter ihm lag. Lauretta habe ihn an die Sizilianerin Laura Pastori erinnert, welche in der langen Reihe seiner italischen Buhlerinnen eine vortretende Rolle gespielt. Die Sängerin und Tänzerin Pastori sei schön gewesen wie die Sünde und wild wie ein Panther. Der Herzog sei mit wüthender Leidenschaft in sie verliebt gewesen und man sagt, sie habe ihn lange schmachten lassen. Wenige Monate nachher wurde die vielbeneidete Odaliske eines Morgens mit bloßen Füßen, wie eine gemeine Straßendirne, zum eßlinger Thor hinausgestäupt, ein Racheact herzoglicher Eifersucht, die, motivirt oder grundlos, ihrer Wuth keine Grenze setzen mochte. Später habe es sich herausgestellt, daß die Unglückliche, an welcher man diese Brutalität verübt, während sie sich in einem Zustande befand, der auch die verhärtetste Grausamkeit entwaffnen gesollt, — völlig schuldlos gewesen. Sie war verschollen und es war über die ganze Geschichte Gras gewachsen, als das im Schurwald aufgriffene Kind den Herzog wieder daran erinnerte. Leute, welche die Pastori, genannt La Bella, noch gekannt haben, wollen wissen, die Turbinella sehe derselben außerordentlich ähnlich; Andere behaupten, sie habe in den und um die

Augen einen unverkennbar herzoglichen Zug. Was weiß ich? Genug, Herzog Karl brachte den Findling damals in seiner eigenen Kutsche nach Ludwigsburg und übergab dort die Kleine der Generalin von Wimpfen. Etwas später kam Lauretta hieher in die Ecole des Demoiselles und da hat sie bis heute gelebt, mit Ausnahme der seltenen und kurzen Zwischenräume, die sie in Ludwigsburg bei der Generalin zubringen durfte, welche für diese Schutzbefohlene eine lebhafte Zuneigung gefaßt."

„Die Geschichte hat allerdings einen romanhaften Anstrich. Aber was soll denn am Ende aus dem Mädchen werden?"

„Eine Künstlerin. Wenigstens lag das in des Herzogs Intention. Du mußt wissen, seiner Absicht zufolge soll die Ecole eine Ergänzung zur Akademie bilden. Es werden dort Töchter aus den besten Familien erzogen für das Leben in der großen Welt, aber auch arme talentvolle Mädchen für die bildenden und darstellenden Künste. Lauretta lernte Alles, was dort gelehrt wird, und noch mehr, mit wunderbarer Leichtigkeit. Ihr Aneignungstalent für Sprachen wird als ein beispielloses gerühmt. Sie zeichnet und malt vortrefflich, aber zum Entsetzen der Frau Intendantin fast ausschließlich nur boshafte Carica-

turen; sie tanzt wie eine Elfin, singt wie ein Engel zum Clavier, zur Harfe und zur Laute. Summa Summarum: sie ist ein herrliches Geschöpf, aber rebellisch wie Lucifer und unstät wie Wind und Welle. Jeder öffentlichen Schaustellung ihrer Gaben und ihrer Kunstfertigkeit hat sie sich bisher mit unbeugsamer Entschiedenheit geweigert. Sie bietet selbst dem Herzog Trotz und, was noch merkwürdiger ist, er läßt sich von ihr Trotz bieten. Allen seinen im freundlichsten Tone gemachten Vorstellungen habe sie eine eisige Gleichgiltigkeit entgegengesetzt . . . . . Es ist überhaupt die merkwürdigste Vereinigung von Glut und Frost in diesem Mädchen."

„Du schilderst ein bizarres Wesen."

„Bizarr? Ja, das ist das rechte Wort. Da wirbelt Alles in athemlosem Wechsel durcheinander. Wenn noch so eben ihre Miene die einer Königin war, strahlend von unnahbarem Stolz, so gleicht im nächsten Augenblick schon ihr Gesicht dem einer Bacchantin, einer Mänade. Und auch wie Medusa soll sie blicken können. Du meinst, ihr Herz müsse ein Krystall sein, kühl, klar, spröde, und doch beginnt dieser Krystall mit einmal zauberhafte Liebesmelodien zu tönen und aus den tiefblauen Augen des Mädchens sieht Dich ein ganzer Himmel naiver Wollust an."

„Du liebtest Lauretta, liebst sie noch!“

„Ich liebte sie. O wie liebte ich sie! Es war ein Sturm, eine Raserei, eine Lohe der Leidenschaft, die mich zu Asche zu brennen drohte . . . Hast Du meine Laura-Oden nicht gelesen?“

„Wie sollt' ich nicht? Sie haben mir ein so großes Interesse für ihren Gegenstand eingeflößt, daß ich, weil ich Dir ohnehin die Gedichte heute zurückgeben wollte, das Gespräch absichtlich auf die Turbinella lenkte . . . Da hast Du Deine flammenden Lieder.“

Der Dichter blätterte in dem Heft, welches der Freund aus der Brusttasche gezogen und ihm dargereicht hatte. Die Flammen, welche in diesen Liedern aufgelodert, waren schon niedergebrannt und von der Asche der Reflexion bedeckt. Aber wie er jetzt die Seiten anschlug, schien unter dieser Asche das alte Feuer wilder Schwärmerei wieder hervorschlagen zu wollen. Unwillkührlich fing er laut zu lesen an:

Laura! Welt und Himmel weggeronnen
Wähn' ich, — mich in Himmelmaienluft zu sonnen,
  Wenn Dein Blick in meine Blicke flimmt.
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in Deiner sanften Augen
  Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich in mein trunknes Ohr zu zieh'n.
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von Deinem wollustvollen Munde
Silbertöne ungern flieh'n.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter Dir die trunknen Lichter springen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt.
Rascher rollen um mich hier die Pole,
Wenn im Wirbeltanze Deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leih'n.
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in Deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

Wenn nun, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn' in Körper Körper wachsen,
Mund an Mund gewurzelt brennt, —
Wollustfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden sich begegnen
In des Athems Flammenwind.

Eine Pause drohet hier den Sinnen —
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Lagert sich um den gefangnen Blick.
Leises Murmeln — dumpfer hin verloren —
Stirbt allmählig in den trunknen Ohren
Und die Welt tritt in ihr Nichts zurück.

Ha, daß jetzt der Flügel Chronos' harrte,
Hingebannt ob dieser Gruppe starrte
Wie ein Marmorbild — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
Schon die Strudel der Vergessenheit.

Schiller war beim Vortrag dieser kraftgenialischen „Entzückung an Laura," deren drei letzte Strophen er bekanntlich später verworfen hat, in eine immer pathetischere Declamation hineingerathen.

Raleigh zog die Brauen finster zusammen und schien die Beute unangenehmer Empfindungen zu sein. Aber er bemeisterte sich und sagte, als der Dichter geendigt, leichthin:

„Theurer Freund, verzeihe mir, wenn ich Dich schulmeistere und einen Strahl kalten Wassers in Deine Glut spritze. Aber in Wahrheit, Du declamirst schrecklich und kannst weder Dein Organ noch Deine Gesichtszüge beherrschen. Hüte Dich, ich bitte Dich, wenn Du den Leuten einen Begriff von Deiner Poesie beibringen willst, Deine Gedichte selber vorzutragen. Du hast nicht den Schatten einer Idee von einem Schauspieler in Dir."

Des Dichters Stirne überflog eine flüchtige Röthe des Zornes; aber schon im nächsten Augenblick lachte er gutmüthig und versetzte:

„Donner und Doria! so sagt der verteufelte Petersen auch und die ganze Bande sagt so. 's muß was dran sein, Schwerenoth! In der Akademie mußten wir zuweilen Komödie spielen, wirkliche Komödie nämlich. Da macht' ich mal den Clavigo. Je mehr ich aber die Zuschauer tragisch erschüttern wollte, desto wüthender lachten sie. Der grobe Petersen sagte mir nach Beendigung des Stückes, ich wäre herumgefahren wie ein Esel, dem man brennenden Zunder ins Ohr gesteckt, und der Kapff wandte ein noch viel unsaubereres Bild auf mein Spiel an."

„Laß Dich das nicht verdrießen. Du bist eben keine Komödiantennatur. Dein Wesen ist durchaus auf das Ernste gestimmt, zum Erhabenen angelegt, auf die Wahrheit gerichtet . . . . . Aber sag' mir, wie ging es denn zu, daß Du trotz der klösterlichen Clausur der Akademie die Bekanntschaft der Turbinella machen konntest?"

„O das ging, wie dort Alles, auf Commando."

„Auf Commando? Warum nicht gar!"

„Und doch! Alljährlich zur Carnevalszeit werden die älteren Akademiker abwechselnd auf die Redouten im herzoglichen Opernhaus commandirt, um da gesellschaftlichen Ton und Takt zu lernen, und jeder hat eine Dame aufzuführen, eine von den De-

moiselles aus der Ecole. Natürlich bestimmt nicht die freie Wahl, sondern ebenfalls das Commando, welche Demoiselle der und der Akademiker führen soll. Wir holten unsere Damen am Thor des alten Schlosses ab und geleiteten sie, in unsere Parade-uniformen gepreßt, in langem Zuge in den Ballsaal, wo unser Kommen immer große Heiterkeit hervorrief und den sich drängenden Masken zu einem ganzen Feuerwerk von guten und schlechten Witzen über uns Veranlassung gab. Sie hatten Stoff genug dazu, denn unser Auftreten war gewiß unsäglich hölzern, dämisch und ungeschickt. Wir gingen gewöhnlich stumm und dumm wie Automaten neben unseren Schönen her, die ihrerseits meistens auch ganz nonnenhaft still und verlegen waren. Zum zweiten Mal, als ich auf die Redoute commandirt wurde, hatte ich freilich eine Partnerin, die mich reden zu machen wußte."

„Lauretta?"

„Ja. Mein Freund Hoven sollte ihr Begleiter sein, aber er wurde unwohl und so schob man mich an seine Stelle. Ich kriegte eine höllische Angst und war zugleich ungeheuer neugierig, denn es war von den wilden Possen und von dem originellen Wesen des schönen Kindes Manches aus den Mauern des

Schlosses heraus- und in die der Akademie hineingedrungen. Die Sache lief indessen viel besser ab, als ich zu hoffen gewagt hätte. Das machte meine aufgeregte Stimmung, welche mit der meiner Schönen einigermaßen Schritt halten konnte. Ich war damals mitten in den Räubern drinn und die Wogen meiner Seele gingen hoch. Die Turbinella schien zwar Anfangs über die Figur des ihr zugetheilten Begleiters keineswegs erbaut zu sein, aber gerade ihr spöttisches Lächeln stachelte meinen Stolz, dem Jüngferchen zu zeigen, daß wenigstens kein dummer Junge an ihrer Seite ginge. Es gelang nicht übel und so unterhielten wir uns schon auf dem Wege nach dem Redoutensaal ganz munter und cordial, was ein Ereigniß war, denn unser Zug ging sonst mit der Stille eines Leichenbegängnisses vor sich. Was soll ich sagen? Ich war in die Turbinella verliebt, noch bevor wir den Redoutensaal erreicht hatten. Dort kam mir auch Alles ganz anders vor, als früher, Alles viel schöner, prächtiger, berauschender. Aber was mich am meisten berauschte, war doch das wunderbar reizende Kind an meiner Seite, welches die liebenswürdigste Laune entfaltete. Wir tanzten. „Himmel!" sagte meine Tänzerin nach der ersten Tour, „habt Ihr denn in der Akademie einen Elephanten zum Tanz-

meister?“ Ich parirte den Spott, welcher nur zu begründet sein mochte, durch ein enthusiastisches Kompliment und setzte keck hinzu: „Lehren Sie mich tanzen, mein Fräulein; ich will mir Mühe geben, von dem Unterricht zu profitiren.“ Mein Benehmen schien ihr nicht zu mißfallen. Sie machte mich plaudern und lachte herzlich über die Schnurren, womit wir den despotischen Zwang, unter welchem wir in der Akademie seufzten, uns erträglich zu machen suchten. Was mich angeht, ich wurde verliebt wie Amadis, wie Don Quixote, wie ein Narr in Folio.“

„Und dann?“

„Dann traf ich nach meinem Austritt aus der Akademie im Hause meiner verehrten Freundin, der Frau von Wolzogen, mehrfach wieder mit Lauretta zusammen . . . Du weißt, die genannte Edelfrau aus Franken hatte vier Söhne in der Akademie. Der älteste derselben, Wilhelm, war einer meiner besten Freunde geworden. Er führte mich später bei seiner trefflichen Mutter ein, welche häufig hieher kommt. Die Gräfin von Hohenheim ist ihre Gönnerin, die Generalin von Wimpfen ihre Freundin. Die Wolzogen . . . . aber wart' mal, da fällt mir just eine kostbare Geschichte von einem der Brüder ein. Bei einer unserer feierlichen Prüfungen in der Akademie

hatte sich ein Zögling bei Lösung einer mathematischen Aufgabe arg blamirt. Der anwesende Herzog rief ihm zornig zu: „Scheer' Er sich zum Teufel und laß' Er den Ludwig von Wolzogen an die Tafel!" Der Aufgerufene hatte gerade an ganz andere Dinge gedacht, wußte also gar nicht, wovon eigentlich die Rede war, und ergriff die Kreide mit dem bangen Vorgefühl, daß es ihm noch schlechter gehen werde als seinem Vorgänger. Da faßt er, der geringen Kenntnisse des Herzogs in der Mathematik sich erinnernd, plötzlich ein Herz und fängt aus dem Stegreif wüthend an zu malen und zu demonstriren, bis er endlich, durch eine ganze Legion von Sinus- und Cosinus-Quadranten hindurch, zu einer so einleuchtenden Schlußgleichung gelangt, daß dem Klassenlehrer und den Zöglingen die Haare zu Berge stehen, der Herzog aber, stolz, ein solches mathematisches Genie in seiner Akademie zu haben, den dreisten Kerl der ganzen Klasse als Muster vorstellt. O, wenn mal der Petersen mit seinen Anekdota aus der Akademie, an welchen er schon lange eifrig sammelt, hervortritt, wird Deutschland was zu lachen haben. Hat Dir noch Keiner von der Bande den Schwank erzählt, wechen der Graf von Nassau mit der Gräfin von Hohenheim aufführte?"

„Nein.“

„Den mußt Du kennen. ’s ist der beste, welcher je in der Akademie gespielt wurde, Schwerenoth! Dieser Graf von Nassau war ein ganz unbändiger Junge und die Billets regneten ihm von allen Seiten zu . . .“

„Die Billets?“

„Nun ja, so hießen die verwünschten Sündenregister, welche die Sünder dem Herzog bei seinen Besuchen in der Akademie präsentiren mußten. Er dictirte dann höchstselbst die Strafen. Bei seinen Besuchen hatte er fast immer die Gräfin Franziska am Arm. Diese Frau, noch jetzt eine höchst anmuthige Erscheinung, war die Göttin der Akademiker. War sie doch so zu sagen das einzige weibliche Wesen, welches wir in unserer Clausur zu sehen bekamen. Was Wunders, daß wir so ziemlich alle in sie verschossen waren und in die Wette Verse auf sie machten? Kommt sie da auch eines Tages mit dem Herzog. Der Nassau hatte ihm, wie gewöhnlich, wieder ein ganzes Bündel Billets zu überreichen. Karl las das lange Sündenverzeichniß und frug dann den wilden Bursch: „Sag’ Er mir, was würde Er nun wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre?“ Der Schlingel von Nassau, nicht faul, gibt der Gräfin

von Hohenheim einen herzhaften Kuß, nimmt ihren Arm und sagt frischweg: „Komm', Franzel, und laß' den dummen Jungen stehen!“ Die Gräfin purpurroth, konnte ein Lächeln über diese Geistesgegenwart kaum unterdrücken. Der Herzog, zwischen Zorn und Lachen über die beispiellose Unverschämtheit schwankend, hielt es am Ende für das Gescheidteste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und entfernte sich eilig mit seiner Dame, ohne eine Strafe zu dictiren. War das nicht groß von dem Nassau?“

„Gewiß ..... Um aber auf die Turbinella zurückzukommen, Du sahst sie bei der Frau von Wolzogen?“

„Ja. Sie kam dahin mit der Generalin von Wimpfen. Diese ist eine sehr lebhafte, joviale Französin, die Wolzogen eine Frau, welche sich für Kunst und Poesie, für alles Schöne und Edle lebhaft interessirt. Ich verlebte dort schöne Stunden und doch auch wieder peinvolle. Ich hörte Lauretta singen und musiziren und sog in vollen Zügen den Strahlenstrom ihrer Schönheit in mich. O, wie litt ich, schwankend zwischen Himmel und Hölle, zwischen quälender Furcht und kühnster Hoffnung.“

„Sie ermunterte Dich?“

„Zuweilen wähnte ich, es glauben zu dürfen;

aber dann trat an die Stelle freundlichen Bezeigens wieder ein sprödester, fast verletzender Stolz, durch welchen ich doch wieder leise Töne warmer Theilnahme hindurchzuhören meinte. Sie war manchmal gegen mich gut und lieb, aber dann sogleich wieder ganz Turbinella, wetterwendisch wie der April. Zuletzt mußte ich mir unter Schmerzen gestehen, sie spiele mit mir, wie mit Allem und Allen."

„Aber Deine Laura-Oden?"

„Sind Gedichte, wilde Eingebungen einer aufgereizten Phantasie, Aufschrei toller Wünsche, denen nicht die kleinste Befriedigung zu Theil wurde."

„Du meinst, Lauretta habe für Dich nicht zärtlich gefühlt?"

„In Wahrheit nie, ich muß es glauben. Hätte sie mich wirklich geliebt, wie hätte ich aufhören können, sie zu lieben?"

„Du hörtest auf, sie zu lieben?"

„Ja. Ich bin ihr noch herzlich gut, meine lebhafte Theilnahme gehört ihr, ich könnte viel für sie thun, denn sie ist ein wunderbares Geschöpf, ich wiederhole es. Wenn man ein Stück von einem Poeten ist, so muß Einen ein aus solchen Widersprüchen zusammengesetztes Wesen, halb Engel halb Dämon, immer anziehen. Aber wenn ich mich jetzt

aufrichtig prüfe, so muß ich mich fragen: war diese Laura-Liebe nicht eine bloße Phantasie? . . . Liebe! Ei, was ist überhaupt Liebe? Ist dieses große Band der empfindenden Schöpfung nicht zuletzt nur ein glücklicher Betrug? Erschrecken, erglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist."

„Theurer Freund, ich bewundere Dein Vermögen, in dem Nachen philosophischer Abstractionen über die Wogen der Leidenschaft ruhig und sicher hinwegzusteuern."

„Hm, mit der Ruhe und Sicherheit dürfte es trotz Allerdem nicht sehr weit her sein. Meine Resignation hat mich doch einen schweren Kampf gekostet. Allein hätte ich es vielleicht gar nicht zu Stande gebracht, meinen tollen Hoffnungen zu entsagen. Meine Mutter, der ich Alles sagen darf, war mir auch in dieser Sache die treueste Helferin. Sie hat, scheinbar ohne alle Absicht, wie das ihre Art ist, in mir zu klarem Bewußtsein gebracht, was ich instinktmäßig fühlte, im größten Ueberschwang meiner Lauraschwärmerei instinktmäßig fühlte, — daß nämlich die Verbindung von Mann und Weib nur dann dauern-

des Glück gewähre, wenn dieselbe mehr, weit mehr auf ruhige Achtung und Freundschaft als auf stürmische Phantastik und Leidenschaft basirt ist."

„Wie, mein Freund? Du, der Dichter der Räuber, hegest eine solche zahme, um nicht zu sagen eine solche philisterhafte Ansicht von der Liebe und ihrem Glück?"

„Ja, es mag Dir wunderlich vorkommen, wie es mir zuweilen selber wunderlich vorkommt; aber es ist doch so. Ich kann mich für ein weibliches Original, für eine Heroine poetisch begeistern, aber ich möchte kein dauerndes Glück von so einem Wesen erwarten .... Mir kommt vor, daß die Frauen geschaffen seien, die liebe heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien; das weibliche Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch seinen Glanz wieder verjüngen. Wer weiß, was für große Dinge ich von der Sonne halte, wird glauben, daß dieß Gleichniß das Beste ist, was ich von den Frauen habe sagen können."

„Und auf Fräulein Lauretta, meinst Du, passe Dein Gleichniß nicht?“

„Hast Du noch nie einen recht wunderschönen Frühlingstag erlebt? Da ist Alles Pracht und Glanz, Farbenschmelz und Blüthenduft; aber plötzlich schwärzt sich der Himmel, der Sturm rast, Blitze zukken, Donner rollen und aus den gethürmten Wolken prasseln Hagelschauer verderblich auf die blühenden Fluren herab. So ist die Turbinella.“

Raleigh ließ es eine Weile anstehen, bis er die Erwiderung gab:

„Was thut das? . . . Ich habe den Frühling gern mit all seinen Stürmen, Gewittern, Blitzen und Donnern . . . Ich . . . ich liebe die Turbinella.“

Schiller schaute hoch auf.

Der Freund hatte das ruhig, so gleichmüthig vorgebracht, und doch auch wieder so decidirt!

Der Dichter hatte im ersten Augenblick Lust, hell aufzulachen, aber als er den Ernst in Raleighs Mienen wahrnahm, hemmte er den Ausbruch seiner Fröhlichkeit und sagte ganz verblüfft:

„Du willst Dir wohl einen Spaß mit mir machen? . . . Wie könntest Du sonst so kühl, so eiszapfig sprechen“ . . .

„Theurer Freund, ich bin kein phantastischer

Knabe mehr, war es eigentlich nie. Ich habe ein zu großes Stück Welt und Menschenleben gesehen und zu Erustes erlebt, um nicht sagen zu dürfen, ich sei ein Mann. Als solcher sprach ich, und was gesagt ist, bleibt gesagt: — ich liebe dieses Mädchen!"

„Aber Du kennst ja Lauretta kaum."

„Wahr. Ich sah sie nur ein paar Mal flüchtig, aber doch etwas weniger flüchtig auf der letzten Redoute. Sie war dort mit der Frau Generalin von Wimpfen" . . .

„Ja, man gestattet ihr mancherlei Ausnahmen von den Regeln der Ecole. Sie hat eben die Frau von Seeger und den Herzog und alle Welt am Schnürchen ihrer Launen."

„Auf der Redoute hab' ich zu wiederholten Malen mit ihr gesprochen und getanzt."

„Und sie bezauberte Dich?"

„Sie bezauberte mich."

„Du liebst zum ersten Mal?"

„Wenn ich früher wähnte, schon geliebt zu haben, so weiß ich jetzt, daß es eben ein alberner Wahn war."

„Und wie nahm die Turbinella Deine Huldigungen auf?"

„So, wie nur je das jungfräulichste aller Mäd-

chen die Huldigungen eines Mannes aufgenommen hat."

„Du liebst also bloß auf gut Glück? Sie gewährte Dir keinen Schimmer von Hoffnung? Ließ Dir keine Ermuthigung zu Theil werden?"

„Nicht den Schatten eines Schattens."

„Ach, sie war also in ihrer königlichen oder madonnenhaften Laune?"

„Sie war schön, strahlend, edel!"

„Sie hat Dich also alles Ernstes erobert?"

„Ganz und gar . . . Und nun höre mich an, lieber Freund. Nach dem, was Du mir über Dein eigenes Verhältniß zu Lauretta gesagt, darf ich mit der Sprache ganz frei herausgeben . . . Du weißt . . . wenigstens glaube ich es Dir gesagt zu haben . . . daß ich den Unabhängigkeitskampf meines Vaterlandes mit der Waffenstreckung des Generals Cornwallis bei Yorktown beendigt glaube. Nach dieser glorreichen Action sandte mich General Washington mit Depeschen an den Congreß und dieser, sei es in Folge einer Empfehlung des Generals, mit dessen Familie die meinige von Alters her befreundet war, sei es, weil ich sechs Jahre hindurch, erst als gemeiner Milizmann, dann als einer der Adjutanten unseres Befreiers, nach Kräften meine Pflicht gethan, —

erwies mir die Ehre, mir eine vertrauliche Mission an unsere Gesandtschaft am Hof von Versailles zu geben. Nachdem ich mich dieses Auftrags entledigt und einigermaßen in Paris mich umgesehen hatte, reiste ich über Brüssel rheinaufwärts hieher, wohin mich ein Auftrag meiner guten Mutter und das eigene Herz zog. Ich sollte und wollte das Grab meines geliebten Bruders George besuchen, wollte seinen Freunden danken für all das Gute, was sie ihm erwiesen, und auch dem Herzog und der Frau Gräfin von Hohenheim meinen und meiner Familie ehrfurchtsvollen Dank abstatten für das Wohlwollen, welches sie dem armen George namentlich in seiner Krankheit bezeigt haben."

„Das ist billig, denn der Herzog benahm sich wirklich gütig, die Gräfin liebreich gegen den Kranken."

„Ihr Alle thatet es. Darum ist es auch unverzeihlich, daß ich noch nicht dazu gekommen, den Fürsten um eine Audienz zu ersuchen. Aber seit ich dieses Mädchen gesehen und gesprochen, bin ich ganz aus meinem gewohnten Geleise . . . Höre, Friedrich, sage mir auf Ehre und Gewissen, hältst Du Fräulein Lauretta für eine Kokette?"

Schiller besann sich keinen Augenblick, sondern sagte mit Entschiedenheit:

„Auf Ehre und Gewissen, nein!“

„Wie danke ich Dir! Aber sieh, auch wenn Deine Antwort anders gelautet, würde sie mich in meinem Vorhaben nicht wankend gemacht haben.“

„Was hast Du vor?“

„Kannst Du fragen? Ich will Alles daran sezzen, den Preis zu gewinnen. Was wir Amerikaner wollen, das pflegen wir mit Energie zu betreiben. Zwar fließt zur Hälfte deutsches Blut in meinen Adern, doch überwiegt das virginische . . . Ich liebe dieses Mädchen, aber — ich bin kein empfindsames Lämmerschwänzchen, kein Werther, der sich aus Liebesgram todtschießt. Ich will um Lauretta werben wie ein Mann und will sie heimführen unter meines Vaters Dach — drüben am Ufer des Potomac.“

„Und glaubst Du, sie werde Deine Werbung annehmen und Dir folgen?“

„Ich hoff' es, obgleich ich fürchten muß, einen Nebenbuhler zu haben und zwar einen begünstigten.“

„Schwerenoth, Nebenbuhler hast Du sicherlich genug und übergenug; aber einen begünstigten? Wie ist das?“

„Neben meinem Zimmer im Bären hat seit einigen Tagen deren eine ganze Reihe ein Italiener inne, ein Venetianer. Er läßt sich Chevalier tituli-

ren und tritt mit großem Glanz auf. Ich halte ihn freilich für einen Abenteurer, aber er ist jedenfalls eine bedeutende, eine imponirende Persönlichkeit und ein gewiegter Weltmann. Trage er seinen Titel mit Recht oder Unrecht, man muß sagen, er hat etwas Chevalereskes an sich, Etwas, was, wie ich vermuthe, den Frauen gefallen muß. Ich habe gelegentlich bemerkt, daß er vermittelst seines Lächelns, seiner Artigkeit, vermittelst einiger Scherze und Schmeicheleien unsere Wirthin und alle Dienstmädchen im Hause bezaubert hat."

„Ein richtiger Lovelace also?"

„Ich denke wohl . . . . Auf der Redoute, die für mich so bedeutungsvoll wurde, näherte sich der Chevalier dem Fräulein in auffallender Weise und ich bemerkte wohl, daß er dem Mädchen in viel gewandterer Art den Hof zu machen verstand als ich. Auch glaubte ich zu bemerken, daß seine Bemühungen nicht so kalt und stolz aufgenommen wurden wie die meinigen . . . Ich lernte da mit der Liebe zugleich die Eifersucht kennen . . . Am folgenden Tag, als wir nach Tisch unsern Wein tranken, sagte er mir plötzlich: „Mein Herr, wir haben gestern auf einer Fährte gejagt, aber — entschuldigen Sie meine Offenheit — ich meine, Sie seien noch kein

sehr geübter Jäger . . ." Ich nahm mich zusammen und gab eine scherzhafte Antwort, worauf er sagte: „Ich sehe, Sie sind ein Mann von Welt und nehmen dergleichen Abenteuer, wie sie genommen werden müssen . . ." Hierauf bot er mir eine Wette an, daß ihm, wie er sich ausdrückte, das fragliche Wild in das Netz gehen würde, bevor zwei Wochen herum wären."

„Der Geck!" rief Schiller entrüstet aus.

„Was willst Du? Er scheint ein Mann zu sein, der gewohnt ist, zu siegen . . . Ich nahm die Wette an. Vielleicht war das unziemlich, thöricht, kindisch . . . aber seit der heutigen Wachtparade habe ich Grund zu glauben, der Venetianer habe auf was für eine Art immer eine Intrigue mit der Turbinella angesponnen."

„Wie? . . . Der Unverschämte! Doch da fällt mir ein, daß der Schlaukopf, der Erzpfifficus, der Hexenmeister, vulgo Sammetdoctor, beharrlich behauptet, das unfehlbarste Mittel, die Weiber zu gewinnen, sei die Unverschämtheit . . . Aber Du sprachst von der heutigen Wachtparade. Was ist denn da . . . ."

Ein starkes Klopfen an der Thüre unterbrach den Sprecher.

„Bleib' draußen, Kerl!" rief der Dichter, in

der Meinung, der Kronenbitter begehre Einlaß. „Bleib draußen, Saufaus! Wir können Dich jetzt nicht brauchen.“

Die Thüre öffnete sich aber trotzdem zur Hälfte und durch die Oeffnung herein sprach eine tiefe Baßstimme:

„Ein höflicher Empfang, das muß ich sagen! Nicht umsonst hat der witzige Junge, der Haug, mal in einem seiner Epigramme die Göttin der Grobheit geschildert, wie sie aus den Wolken herab zu dem Akademiker Schiller sagt: Du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Nun that sich die Thüre ganz auf und ließ einen Mann von würdevoller Corpulenz eintreten, bei dessen Anblick Schiller von der Bank aufsprang mit dem Ausruf:

„Donner und Doria! Lupus in fabula — der Sammetdoctor!“

Der Eingetretene war ein Mann von corpulentem, aber nicht würdelosem Habitus, groß, starkknochig und so stramm und aufrecht, daß man nur schwer glauben konnte, über seinen Scheitel seien bereits siebzig oder gar achtzig Jahre hingegangen. Aus seiner altmodischen dreizipfeligen, schneeweiß gepuderten Allongeperücke schaute ein volles rothes Gesicht,

das nur wenige Runzeln zeigte und aus welchem zwei kleine schwarze Augen klug und durchdringend blickten. Eine mächtige Falkenschnabelnase bog sich jäh zu dem feingeschnittenen Mund herab und verlieh, im Verein mit den Schlangenlinien um die Lippenwinkel, den Zügen des Mannes etwas Mephistophelisches, welches aber für gewöhnlich hinter dem Ausdruck humoristischer Cordialität verschwand. Er trug sich elegant, fast etwas auffallend, denn er ging in einem goldbordirten Rock von Scharlachsammet und in einer goldgestickten Pattenweste von weißem Sammet, trug ein zierliches Jabot und breite Spitzenmanschetten, schwarze Seidenstrümpfe, goldene, mit blitzenden Steinen verzierte Knie- und Schuhschnallen. Unter dem linken Arm hatte er den kleinen schwarzseidenen Chapeaubas festgeklemmt und in der Rechten führte er ein gewaltiges Rohr mit großem Goldknauf. Rechnet der in der Geschichte des Costüms bewanderte Leser zu diesem Anzug noch die erwähnte Allongeperücke hinzu, so brauchen wir ihm nicht zu sagen, daß wir die offizielle Tracht der Aerzte im achtzehnten Jahrhundert beschrieben haben, eine Tracht, die in ihrer ganzen Strenge im Jahre 1782 allerdings wohl nur noch von wenigen „Jüngern Aeskulaps“ beibehalten sein mochte.

„Servus," sagte der würdige Mann gravitätisch und that seine Verbeugungen nach den strengsten Vorschriften des Höflichkeitscoder von damals ab.

Dem Dichter machte es Spaß, diese Gravität nachzuahmen, und so stellte er den Doctor Armbruster, gemeinhin der Sammetdoctor genannt, und seinen Freund Raleigh in aller Förmlichkeit einander vor.

„Sehr charmirt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, mein werther Mister Raleigh," sagte Herr Armbruster. „Habe großen Respect vor den Herren Amerikanern. Haben sich in neuerer Zeit sehr notabel gemacht. War aber vorauszusehen, daß es so kommen würde, obgleich seit der Zeit, wo ich in Amerika war, dort manches bedeutend sich verändert haben muß."

„Sie waren in Amerika, mein Herr?" fragte Raleigh mit schnell erwachendem Interesse an seinem neuen Bekannten.

„Ach Gott, lieber William," fiel Schiller ein, „wo wäre der Sammetdoctor nicht gewesen?"

„War in Amerika, ja, ist ein Fact," bemerkte der Doctor. „Gefiel mir dort ganz passabel. Ist ein mächtig aufstrebendes Land, dieses Amerika. Nur Eines hat mir mißfallen, mit Verlaub."

„Was?"

„Das ewige Psalmensingen. Herrgott, was

hab' ich da in Boston und Philadelphia für ein Genäsel und Quinkeliren mitanhören müssen! War das zu viel für meine arzneiwissenschaftliche Constitution. Strich daher wieder ab .... Nichts für ungut, mein werther Sir."

„Bitte, bitte, keine Entschuldigung. Wir in Virginien sind nicht so excessiv fromm wie die Leute in den Neu-Englandstaaten. Diese stammen von den puritanischen Pilgrimen, wie Sie wissen, wir Virginier dagegen von den muntern Cavalieren und kühnen Abenteurern des Zeitalters der Königin Beß."

„Schön, schön, mein werther Sir. Werde mir ein großes Vergnügen daraus machen, so ich die Ehre haben kann, bei gelegener Zeit mit Ihnen über Amerika zu plaudern. Praesenti momento bin ich leider etwas pressirt, wasmaßen ich noch unterschiedliche Patientes zu inspiziren habe .... Kam gestern Abend spät von Heilbronn zurück, allwohin ich zu einer Consultation in einem absonderlich schwierigen Casu berufen worden. That uns übrigens, meinen Herren Amtsbrüdern und mir, das fragliche Subject den Possen, uns so zu sagen unter den Händen wegzusterben. Media in vita sumus in morte. Nicht wahr, werther College Schiller, Sie haben auch schon zu unterschiedlichen Malen Gelegen-

heit gehabt, das alte Sprüchlein zu beten, wenn Sie, gewohnt, wie in poësi starke Aesthetica, so in medicina starke Emetica anzuwenden, erfahren mußten, daß Ihre Mittel auf die Augé'schen Grenadiere zu drastisch wirkten?"

Bei den letzten Worten spielte ein mephistophelisch-behagliches Lächeln für einen Augenblick um die Mundwinkel Armbrusters.

„Hol' Euch der Teufel, Doctor!" rief der Dichter aus. „Ihr könnt es doch wahrlich nie und nimmer lassen, aus Eurem Sammetgehäuse die Krallen der Bosheit hervorzustrecken."

„Das ist nun wieder so ein poetischer modus loquendi, mein werther Sir," sagte der Sammetdoctor, zu Raleigh gewandt, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit. „Der alte Armbruster hat keine boshaftigen Krallen. Posito, er hätte jemalen überhaupt Krallen gehabt, so hat sie ihm der Zahn der Zeit längst abgebissen .... Im Uebrigen," fuhr er fort, wieder zu Schiller sich wendend, „sollte ich jetzt, Sie für Ihr uncollegialisches Wort in Pön zu nehmen, die Neuigkeit für mich behalten, welche ich Ihnen im Vorbeigehen mittheilen wollte."

„Heraus damit, Ihr größter aller Neuigkeitskasten! ... Aber ich bitt' Euch, edler Sammetdoctor,

laßt es bei den bisher gegebenen Proben von Eurem verwünschten Curialstyl bewenden und sprecht, wie Euch der Schnabel gewachsen ist."

„So thu' ich ja immer, guldiges Herrle. Aber wollt gütigst bedenken, mein Schnabel ist ein altmodischer Doctorschnabel, kein kraftgenialischer Gelbschnabel."

Und mit gewinnendstem Lächeln bot er aus seiner großen goldenen mit Brillanten verzierten Dose dem Dichter eine Prise.

Schiller — wir können Nichts dafür, zarte Leserin — machte von diesem Anerbieten nicht nur ohne Umstände, sondern auch mit viel Behagen einen sehr umfassenden Gebrauch, worauf er sagte:

„Mit Euch ist nicht zu streiten, Doctor. Ihr seid mit allen Hunden gehetzt und gewinnt Einem immer den Vorsprung ab. Aber laßt uns jetzt Eure Novelle hören."

„Uns?" erwiderte der Sammetdoctor mit einem seltsamen Blick auf Raleigh. „Ich denke, meine Novelle wird bloß Euch, mein Söhnchen, interessiren ... Die Sache ist diese: Die Ecole des Demoiselles soll einen neuen italischen Sprachmeister bekommen."

„Was, zum Henker, Doctor, schiert mich das?"

„Immer oben hinaus! Immer eitel Sturm

und Drang! Wartet doch, bis ich zu Ende bin. . . Machte vor Tisch der Frau Intendantin von Seeger einen pflichtschuldigen Besuch, da ich die Ehre habe, Hausarzt der Ecole zu sein. Traf da bei der gnädigen Frau einen großen, herkulisch gebauten, etwas pockennarbigen fremden Herrn" . . .

Raleigh schaute und horchte auf. Der alte Arzt, welchem das nicht entging, fuhr fort:

„Als der Fremde, dessen Tournüre so recht die eines Mannes comme i faut, das Zimmer verlassen hatte, theilte mir die Frau Intendantin mit, derselbe sei ein Venetianer und solle nach des Herzogs Wunsch die Stelle des plötzlich erkrankten italischen Sprachlehrers an der Ecole provisorisch übernehmen. Er muß ein Mann von großem Lehreifer sein, denn als ich, das Schloß verlassend, durch den großen Corridor ging, machte ich zufällig die Wahrnehmung, daß der neue Sprachmeister bereits mit einer seiner Schülerinnen in spe Bekanntschaft angeknüpft habe."

„Wie?"

„Nun ja, liebwerther Collega, ich wurde, natürlich wider Willen und rein zufällig, Zeuge einer Unterredung, die mir nicht ganz . . . nicht ganz — alltäglich vorkam. Wie ich nämlich den dunkeln Corridor herabging . . . Ihr wißt, ich bin ein tapferer

Mann, und da Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist, pflege ich stets vorsichtig aufzutreten und nie überflüssigen Lärm zu machen . . . ja, wie ich den Corridor herabging, hörte ich hinter einem der mächtigen Pfeiler ein italisches Gewispere. Ihr wißt, ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber der welschen Sprachlaute; sie klingen gar so süß. Blieb also stehen und erkannte in der Stimme des Wisperers die des herkulischen Fremden und in der Stimme der Wisperin die — nun, Herr Collega, rathet mal, wessen Stimme?"

„Die der Turbinella?"

„Errathen, vortrefflich errathen! . . . Ach, mein Lieber, ich merke, Ihr seid noch immer turbinellisch gesinnt, lautgewordener Versicherungen vom Gegentheil ungeachtet . . . Nun, nun, Ihr braucht darob nicht verlegen zu werden. Die Sache ist begreiflich, sehr begreiflich. Wenn Feuer und Pulver zusammenkommen, wißt Ihr, so gibt's 'ne Explosion. Ein Poet und so ein Blitzmädel — hm, da gibt's Funken, Feuer, Flammen . . . . Aber ich sag': Periculum in mora — oder auch: Hannibal ante portas . . . . Die Weiber sind ein wetterwendisches Volk, das ist eine weltgeschichtliche Thatsache, und

Wagen, dreistes Wagen, unverschämtes Wagen! das ist das Feldgeschrei, welches sie am liebsten hören."

„Was soll mir denn das Alles?"

„Was Euch das soll, mein lieber Collega? Da hör' mal Einer! Wenn es Euch übrigens nicht sekkirt, so kann das mir ganz einerlei sein . . . Ich für meine Person wollte nur sagen, daß es zuweilen nicht uneben ist, welsch zu verstehen. Hörte da hinter dem besagten Pfeiler — es ist der nämliche, hinter welchem vor Zeiten der wilde Herzog Ulrich seine Frau Sabine in einem Tête – à – Tête mit dem armen Bursch, dem Hans von Hutten, ertappt haben soll — ja, hinter diesem Pfeiler hört' ich was davon, daß eine gewisse Demoiselle heute Abend mit der Frau Generalin von Wimpfen nach Ludwigsburg fahren würde, ferner von einem morgigen Rendezvous in den Anlagen hinter dem ludwigsburger Schloß, ferner . . . . doch Sie sagen ja, mein Herr Collega, das Alles interessire Sie ganz und gar nicht. Herrn Raleigh, als einen Fremden, kann es noch weniger interessiren . . . So bitt' ich um Entschuldigung für mein interesseloses Geplauder und habe die Ehre, meine Herren, mich Ihrer Gewogenheit bestens zu empfehlen."

Damit machte er eine sehr umständliche, ungeheuer

höfliche Verbeugung und drehte sich unter graziösem Chapeauschwenken zur Thüre hinaus.

„Donner und Doria!“ sagte der Dichter, — „ist das nicht ein merkwürdiger Kerl? Ein Original jeder Zoll. Spottsüchtig wie der Teufel und doch auch wieder gutmüthig wie ein Kind, ein Schalk, ein Gelehrter, ein Pessimist, ein Philanthrop, ein Humorist, ein Genie und ein Philister, Alles bunt durcheinander. Man weiß nie recht, wo man mit ihm daran ist. Ich glaube, er sieht die Menschen nur als Figuren in der Komödie an, die er sich zu seinen Privatvergnügungen unaufhörlich vorspielt. Er bekümmert sich um Alles, weiß Alles, hat die Hand oder wenigstens einen Finger in Allem .... Ich möchte darauf schwören, daß er recht wohl wußte, wie sehr Dich, lieber Freund, Alles interessire, was die Turbinella angeht .... Vielen Leuten wird's geradezu unheimlich in der Nähe des Sammetdoctors, wie man ihn seines ewigen Sammetrocks wegen heißt. Er prätendirt zwar, ein geborener Stuttgarter zu sein, aber als er vor nicht langer Zeit hieher kam, wollte kein Mensch von ihm oder von seiner Familie wissen. Jetzt ist er freilich sehr bekannt durch seine Absonderlichkeiten und seine genialen Curen. Der Mensch ist uralt — der Petersen hat einmal im

Rausch zu ihm gesagt, er halte ihn für den ewigen Juden — er ist überall gewesen, in allen Ländern, an allen Höfen, er kennt alle merkwürdigen Personen Europas, Männlein und Weiblein, aus persönlichem Umgang. Wenn's ihm drum ist, erzählt er prächtig von Maria Theresia, von Kaunitz, von Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen, vom großen Czar Peter und der Czarin Katharina. Du mußt ihn einmal hören. Er flieht alte Leute wie die Pest, hält sich zu der Jugend und fehlt fast bei keiner Versammlung der Bande im Ochsen."

Raleigh schien diese Charakteristik des Sammetdoctors gar nicht gehört oder wenigstens nicht beachtet zu haben, denn er stand auf, nahm seinen Hut und sagte zerstreut:

„Hast Du morgen Dienst?"

„Nur eine Stunde, in aller Frühe."

„Gut. Kannst Du reiten?"

„So zur Noth. Aber" ....

„Willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Natürlich!"

„Gut. Ich hole Dich morgen bei Zeiten ab. Jetzt muß ich fort ... Adieu."

Er ging, ohne die Fragen des Dichters abzu-

warten, und dieser rief, des Freundes Benehmen richtig deutend, nach dessen Weggehen nachdenklich aus:

„Da hat mal wieder das Sprüchwort recht: Stille Wasser sind tief!"

Fünftes Capitel,

worin von Liebe die Rede ist und Einer zu Boden geschlagen wird.

Zehn Jahre früher hätte so ein schöner Frühlingsvormittag, wie er heute über den weitläufigen Gartenanlagen des ludwigsburger Schlosses aufgegangen, sicherlich eine Menge höfischer Spaziergänger auf die sauberen Kieswege gelockt, welche sich durch die mannigfaltigen Baumgruppen und Alleen hinzogen. Jetzt aber war es gar still und einsam in dem weiten Park, dessen verschwiegene oder auch nicht verschwiegene Boskette vordem so manches pikante Abenteuer den profanen Augen der Welt verborgen hatten. Die gute Stadt Ludwigsburg führte dermalen ein gelangweiltes und Langweile erregendes Dasein. Der Herzog saß droben in seinem Hohenheim, der Hof befand sich in Stuttgart und es war keine Aussicht da, daß die alten glänzenden Zeiten sobald oder überhaupt jemals wiederkehren würden.

Aber die Hänflinge, die Finken und Goldammern, welche in dem Park so freisam zwitschernd sich umtrieben, als wäre er recht eigentlich ihre Domäne, kümmerte das wenig. Es kümmerte sie auch wenig, daß der Frühling noch nicht dazu gekommen, seine ganze Pracht und Fülle zu entfalten. Schon der sonnige und hoffnungsgrüne Ansatz dazu genügte ihnen, um sich ihres Lebens königlich zu freuen, sich zu paaren und zu Nutzen und Frommen zu erwartender Familie auf Gründung einer eigenen Nesterixistenz spielend bedacht zu sein.

Ein Buchfink, der auf sein intensiv rothes Brusttuch augenscheinlich nicht wenig sich einbildete, sonst aber von gesetztem und solidem Aussehen war, debattirte mit seinem Weibchen die Nesterbauungsfrage in so gründlicher Weise, wie es einem deutschen Buchfinken zukommt. Das würdige Paar saß mitsammen auf einem Fliederstrauch, dessen Blüthenknospen schon recht neugierig in die Welt guckten und der an einer kleinen Seitenallee stand, welche zu einem in Form einer chinesischen Pagode erbauten Gewächshaus hinabführte. Frau Fink gab ihrem Gatten mit Geberden und Worten zu verstehen, daß sie eine auf der andern Seite des Weges stehende ehrwürdige Birke für eine taugliche Nestlokalität ansehe. Ihre Meinung

hatte auch viel für sich. Der ganze Platz trug den Charakter einer gewissen Heimeligkeit und versprach im Sommer recht dichtgrün und schattenkühl zu werden. Herr Fink beäugelte den in Frage stehenden Baum und die ganze Stelle mit großem Bedacht und deutete dann an, daß, von Seiten der Poesie angesehen, dem Wunsche der theuren Gattin Nichts im Wege stehen dürfte; jedennoch — fuhr er fort, zur ganzen Würde seiner Stellung sich erhebend — jedennoch müsse er als praktischer Mann und vorsorglicher Familienvater in spe zu bedenken geben, daß, vom Standpunkt der finkischen Lebenswirklichkeit aus betrachtet, die fragliche Birke viel zu nahe am Wege stehe. Frau Fink hörte zwar mit geziemendem Respect die Auseinandersetzung ihres Gemahls an, schien aber, nach Frauenart, seine Logik nicht sehr nach ihrem Geschmack zu finden. Zum Glück nahm es der Zufall, der auch in der finkischen Welt eine große Rolle spielt, auf sich, der Frau Fink sogleich und unwiderlegbar darzuthun, wie sehr ihr Herr und Gemahl recht habe.

Ein untersetzter, fast vierschrötiger, flachshaariger, noch nicht sehr alter aber auch nicht mehr ganz junger Mann kam eilends die kleine Allee herauf, mit häufig über die Schulter zurückgewandtem Kopf. Als er

auf den Fliederstrauch losschritt, schien Madame Fink den Platz doch nicht mehr so ganz heimelig zu finden, wie vorhin, denn sie machte sich alsbald auf die Flügel. Monsieur Fink nahm gleichfalls den Finkenstrich und ließ im Abschwenken einen triumphirenden Schlag hören, welcher, ins Deutsche übersetzt, bedeutete: Ich wußte wohl, daß ich klug und weise bin, — Sapperlot!

Der flachshaarige Vierschrötige stand bei dem Fliederstrauch still, blickte auf den Weg, den er gekommen, zurück und sagte für sich:

„Sie ist's! Kein Zweifel! ... Das hochmüthige Jüngferchen! .... Aber hübsche Früchte liefert die Ecole, das muß man sagen! ... Ob die Generalin davon weiß? Bah! Die wilde Hexe wird ihr wieder mal 'ne Nase gedreht haben ... Wenn es der Herzog wüßte! Wie der fulminiren würde! .... Aber er soll es wissen, unter Umständen natürlich .... Möchte nur wissen, wer der vornehm aussehende Kerl ist, der mit ihr geht. 's muß ein Fremder sein. Sie schwatzen in irgend einer welschen Sprache, — hol's der Teufel! ... Ah, da kommen sie."

Bei den letzten Worten dieses Monologs trat der Mann rasch über das schmale Blumenbeet weg, welches den Weg säumte, und verschwand hinter dem Buschwerk auf der andern Seite.

Ein Herr und eine Dame kamen die Allee herauf. Sie schienen diese abgelegene Stelle des Parkes aufgesucht zu haben, um sich ungestört einer ernsten Unterhaltung überlassen zu können.

Den Herrn haben wir schon einmal gesehen, auf dem stuttgarter Schloßplatz, wo er über Schillers komische Erscheinung und über die Möglichkeit, in deutscher Sprache zu dichten, seine Glossen machte. Es war der herkulische Elegant, welcher sich Herr Chevalier tituliren ließ.

Auch die Dame sahen wir bei jener Wachtparade an einem Fenster des alten Schlosses stehen. Sie ist uns aber vor Zeiten schon im Salon der Frau Generalin von Wimpfen begegnet, eine angehende Elfin. Jetzt ist sie eine vollendete. Wie haben sich die Schönheitskeime, welche damals in dem wilden Kind schlummerten, seither herrlich entfaltet!

Sie schritt in der wundervollen Harmonie ihrer schlanken Gestalt so unbefangen leicht und doch so siegesgewiß einher, wie die frischeste Rose im Morgenwind auf ihrem schwanken Stengel sich wiegt. Ihre prächtigen Haare, dem Gesetze der damaligen Mode spottend, fielen in schweren schwarzen Wellen auf Schultern nieder, die unter dem leicht umgeworfenen Menteur hervor die Weiße, Glätte und

Festigkeit edelsten Marmors zeigten. In der linken Hand trug sie nachlässig den kleinen Hut, welcher ihren Kopf bedecken sollte, und in der rechten führte sie eine dünne Gerte, welche sie unterwegs von einem Haselstrauch gebrochen hatte.

Der Herr Chevalier, den Chapeaubas respectvoll unter dem Arm, redete eifrig und mit warmer Betonung in italischer Sprache.

Ohne ihn zu unterbrechen, stand Lauretta von Zeit zu Zeit still und fixirte den eifrigen Sprecher mit ihren großen dunkelblauen Augen. Dann ging sie wieder weiter. Ein spöttisches und doch unbeschreiblich reizendes Lächeln kräuselte für einen Moment ihre Lippen und sie hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es einen pfeifenden Ton gab, der wie ironisch klang.

Endlich sagte sie — und dabei stand die spröde Kälte der Betonung ihrer Worte in einem eigenthümlich anmuthigen Gegensatz zu dem tiefmelodischen, seelenvollen Alt ihrer Stimme —:

„Mein Herr, ich mache Ihnen mein aufrichtiges Compliment über Ihr eminentes Sprachtalent. Sie behandeln unsere schöne italische Sprache mit der nämlichen Virtuosität, womit ich Nardini seine Geige behandeln hörte. Aber, entschuldigen Sie die

kindische Frage, wie vielen Mädchen oder Frauen haben Sie das Nämliche schon gesagt, was Sie so eben mich hören ließen?"

„Sie sind grausam, Signora," erwiderte der Chevalier und man konnte ihm unschwer ansehen, daß das bizarre Wesen, an dessen Seite er einherschritt, ihm keinen geringen Zwang auferlegte.

„Grausam? Bah! Und wenn ich es wäre, warum lassen Sie Sich meine Grausamkeit gefallen?"

„Sie wissen es wohl, weil ich Sie liebe."

„Schon wieder von Liebe? ... Was ist denn das eigentlich für ein Ding? Ich weiß davon nur aus Büchern und in diesen stehen, wie Sie, mein Herr, ohne Zweifel wissen, so große Lügen! Vielleicht nur, weil sie meistens von Männern geschrieben werden, nicht wahr? ... Ich weiß gar nicht, was ich mir dabei denken soll, wenn der gute Guarini einen mächtigen Anlauf nimmt und zu singen anhebt:

„Wie bist Du groß, o Liebe!
Ein Wunder der Natur, der Welt zu preisen.
Welch rohes Herz und Wildheit ohne Gleichen
Kann Deiner Kraft entweichen?
Doch welcher Tiefsinn oder Witz der Weisen
Kann Deine Kraft ergründen?
Wer sieht, wie Deine Gluten sich entzünden
Ueppig und ausgelassen,

Wird sagen: Ird'scher Geist, Dich aufzufassen
Taugt nur des Leibes Hülle.
Doch wer dann sieht, wie zu der Tugend Fülle
Den Liebenden erhebend,
Dein Feuer, was sonst ungestüm erglühte,
Alsbald erlöschen macht, wird bleich und bebend
Ausrufen: Hoher Geist, nur im Gemüthe
Hast Deinen Sitz, Dein Heiligthum Du innen!"

Die ersten Verse dieser berühmten Stelle aus einem Chor des Pastor Fido hatte Lauretta mit parodierender Accentuation und mit von Spott funkelndem Blick gesprochen. Aber das änderte sich gedankenschnell. Ein reizendes Incarnat überflog ihr edles Antlitz, ihre Augen, in feuchtem Glanze schwimmend, wandten sich in die Ferne, als suchten sie dort ein Wesen, an welches sie die glühende Ausströmung des italischen Dichters richten könne, tiefes Sehnen machte ihre Brust schwellen und ihre Stimme bebte, als sie die Schlußverse sprach.

Der Chevalier blickte entzückt auf das schöne Geschöpf. Es war mehr als weltgewandte Galanterie, es war sympathetisches Ergriffensein, was ihn mit lebhaftestem Ausdruck aus dem angeführten Gedicht die Verse citiren ließ:

„O Weib, des Himmels Gabe,
Nein, vielmehr einzig dessen,

Der Deine holde Hülle
Dir, beider Schöpfer, schöner zugemessen!
Was ist, das schön wie Du der Himmel habe?...
Aus Ton, Bewegung, Schimmer,
Reiz, Schönheit, Sitte, sind die Harmonien
So süß im schönen Angesicht verliehen;
Der Himmel wage nimmer,
Muß nur dem Paradies der Himmel weichen,
Dir, göttlich Wesen, Dir sich zu vergleichen!"

So sprechend bog er das Knie und suchte Lauretta's Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Aber er sollte sogleich erfahren, daß er es mit der Turbinella zu thun hatte. Sie trat nämlich so schnell zurück, daß der Entzückte das Gleichgewicht verlor und ums Haar der Länge nach zu Boden geplatscht wäre. Während er sich dann ziemlich ernüchtert wieder aufraffte, declamirte sie, das kokette Sprödethun einer Amaryllis oder Zerline zu komischer Uebertreibung steigernd, aus dem Pastor Fido: —

„O Schmeichler, Deine Süße,
Dein falsch Vergnügen,
Soll es mich locken, mich betrügen?
Ich kehre um und wage
Und kreis' und flieh' und schlage
Und weiß Dir zu entweichen;
Du kannst mich nicht erreichen,
O falsche Liebe!
Denn frei sind meine Triebe."

Und sie ließ die Gerte pfeifen und lachte spöttisch wie ein Teufelchen. Aber das Alles war so reizend, so allerliebst, daß es der Herr Chevalier für das Klügste hielt, Brava! Brava! zu rufen und ebenfalls zu lachen.

„So gefallen Sie mir, mein schöner Herr," sagte Lauretta. „Bezeigen Sie mir fortan unbefangenes Wohlwollen. Das steht Ihnen viel besser zu Gesichte als schäferliches Liebeswerben. Zu Letzterem sind Sie ohnehin, wie mir vorkommt, fast schon etwas zu alt."

Sie sprach das so leichthin, daß man nicht recht wußte, ob es in aller Naivetät oder aber in überdachtester Bosheit gesagt wurde. Der Chevalier biß sich auf die Lippen, aber sie gab sich den Anschein, das gar nicht zu sehen und fuhr fort:

„Lassen Sie uns jetzt vernünftig reden, mein Herr, und mich vor allen Dingen Ihnen das Geständniß ablegen, daß in Ihrer Persönlichkeit Etwas ist, was mir vom Anfang unserer improvisirten Bekanntschaft an großes Vertrauen, aber auch Etwas, was mir großes Mißtrauen einflößte. Das erstere hat bislang überwogen, vielleicht hauptsächlich deßhalb, weil mich die Art und Weise, wie Sie unsere siebenfach gescheidte Abbatessa, das ist die Frau Inten=

vantin der Ecole, nasführten, höchlich ergötzte. Sie haben Sich dabei zugleich klug und kühn benommen: ich liebe das. So bin ich denn ganz damit einverstanden, daß Sie mich aus der egyptischen Knechtschaft befreien oder meinetwegen entführen. Ich habe es satt, länger in der Ecole mit dummen Gänschen von Baronessen und Comtessen und albernen Kunstschülerinnen und all diesem Gesindel eingepferchte zu sein. Ich habe dieses Land überhaupt satt, habe es doppelt und dreifach satt, seit . . . doch das gehört nicht hieher. Ich will fort, das steht fest, und ich sehe nicht ein, warum ich von Ihrem gütigen Anerbieten, mir fortzuhelfen, keinen Gebrauch machen sollte. Aber mein Herr, der Fluchtplan, welchen Sie mir mittheilten, gefällt mir nicht."

„Das bedaure ich höchlich, Signora. Ich glaubte, derselbe sei nicht ungeschickt entworfen. Darf ich wissen, warum er Ihnen mißfällt?"

„Weil darin der Schauspielerin Binetti eine so wichtige Rolle angewiesen ist."

„Aber was wollen Sie? Ich kann mich auf die Binetti vollständig verlassen. Sie ist eine gute Freundin von Alters her."

„Ei, ei, wirklich von Alters her? Da hatte ich doch, sehen Sie, nicht unrecht, wenn ich meinte, Sie

seien nicht mehr so jung, als Sie Sich vorhin anstellen wollten."

„Liebenswürdige Bosheit! Aber lassen wir mein Alter vor der Hand aus dem Spiele." . . .

„Nein, nein, mein Herr. Ich bestehe im Gegentheil darauf, daß Sie in unserem Verkehr Ihr Alter beständig vor Augen haben sollen . . . Also Sie sind ein alter Bekannter der Binetti?"

„Ich wiederhole, Signora, Sie behandeln mich grausam. Alt ist ein sehr relativer Begriff. Ein Mann, welcher liebt und wagt, ist gar nie alt."

„Sehr gut gesagt, mein Herr, und es wird mir Vergnügen machen, über diese Thesis bei gelegener Zeit mit Ihnen zu disputiren. Was aber Ihre Freundin Binetti betrifft, so will ich mich weder derselben anvertrauen, noch will ich sie compromittiren."

„Compromittiren?"

„Ei, ja doch. Ich habe Ihnen ja schon früher gesagt, daß der Herzog von Würtemberg in solchen Dingen keinen Spaß versteht. Ich will von Mittelspersonen überhaupt Nichts wissen. Ihr Plan taugt Nichts, mein Herr."

„Aber" . . .

„Aber Sie haben nicht sofort einen andern bei der Hand? Wohl, so werde ich selber einen ersinnen.

.... Wollen Sie mir den Gefallen thun, bis morgen hier zu verweilen?"

„Sie wissen, Signora, daß Ihre Wünsche mir Befehle sind."

„Wie galant! Morgen früh bringt mich die Frau Generalin in ihrem Wagen nach Stuttgart zurück. Wenn Sie Sich zwischen neun und zehn Uhr in der Allee vor dem nach Stuttgart führenden Thore zeigen wollen, werde ich Mittel finden, Ihnen aus dem Wagen einen Zettel zuzuwerfen, welcher die Resultate meines Nachdenkens enthalten soll... Um aber nachdenken zu können, muß ich allein sein. — Sie werden diese Eigenheit entschuldigen, und so, mein Herr Chevalier, entlasse ich Sie auf baldiges Wiedersehen."

Sie winkte ihm zu mit dem stolzen Anstand einer Königin und doch auch wieder mit so unwiderstehlich schalkhafter Grazie, daß er, auch dieser plötzlichen Laune ohne Widerspruch sich fügend, mit einer respectvollen Verbeugung sich verabschiedete.

Sie sah dem Gehenden mit einem seltsamen Ausdruck ihrer Mienen nach. Deuten wir denselben richtig, so sagte er: — Dieser Mann hat gerade Verstand genug, meinen Willen zu thun, aber nicht

genug, zu wissen, daß ich mich über seine Hoffnungen lustig mache.

Dann machte sie in einer Richtung, welche der von dem Chevalier eingeschlagenen entgegengesetzt war, ein paar Schritte, blieb jedoch stehen, wie in Gedanken verloren, schwippte mit der Haselgerte durch die Luft und bückte sich zu einem Blumenbeet nieder, auf welchem Primeln, Märzglöckchen und Veilchen blühten.

Sie pflückte sich einen Strauß. Als sie sich aber wieder aufrichtete, sah sie plötzlich den Flachshaarigen vor sich stehen. Sie erschrack jedoch nicht im Geringsten ob dieser Erscheinung, sondern sagte ruhig:

„Ah, sieh' da, Herr Garteninspector Walter! Guten Morgen, und halten Sie mir es zu gute, daß ich mich verleiten ließ, in dem Blumenbeet da so räuberisch zu wirthschaften. Ich wollte der Frau Generalin ein Bouquet mitheimbringen . . . . .“

„Bitte, Mademoiselle,“ — fiel der Herr Garteninspector ein, artigst sich verbeugend, — „bitte recht sehr, da bedarf es keiner Entschuldigung. Alle Blumen des Schloßgartens stehen zu Ihrer Disposition. Freilich will das nicht viel heißen, denn dermalen blüht im Freien erst solch untergeordnetes Zeug, wie

Sie da in Ihrer schönen Hand halten. Wenn Sie mir aber die Ehre und Faveur erweisen wollen, in dem Gewächshaus da unten meinen ultramontanen und tropischen Frühlingsflor zu besichtigen, so werde ich das Vergnügen und die Ehre haben können, Ihnen ein Bouquet anzubieten, welches Ihrer würdiger sein dürfte."

„Kommen Sie, Herr Inspector. Ich mache von Ihrer Freundlichkeit sehr gern Gebrauch. Liebe ich doch die Blumen und Blüthen des Südens so sehr."

Herr Walter ließ ihr galant den Vortritt und folgte der Vorangehenden zu der chinesischen Pagode hinunter.

Die Beiden waren aber kaum hinter den Glaswänden des Gewächshauses verschwunden, als auf der Stelle des Weges, wo sie sich getroffen, zwei andere Personen erschienen: der Regimentsarzt Schiller und sein Freund Raleigh.

„Am Ende hast Du doch falsch gesehen," bemerkte der Erstere. „Wir haben jetzt so ziemlich den ganzen Park durchsucht und nirgends weder von der Schönen noch von dem unternehmenden Chevalier eine Spur gefunden."

„Das erklärt sich einfach aus den vielverschlun-

genen Gängen und massenhaften Baumgruppen dieser Anlagen," entgegnete der Virginier. „Ich weiß nur zu gewiß, daß meine Augen mich nicht getäuscht haben. Ich sah den Venetianer drüben an einem Fenster des Gasthauses zum Waldhorn lauern, bis das Fräulein über den großen Schloßhof hin nach dem Parke ging. Dann folgte er ihr. Sie gab ihm ein Stelldichein, kein Zweifel, der wunderliche Mensch, der Sammetdoctor, hatte richtig gehört .... leider!"

„Armer William, Dich plagt die Eifersucht. Aber, im Grunde, was kannst Du und willst Du thun?"

„Weiß ich es? Mir ist nur, als müßte ich das unbesonnene Kind vor einem Unheil bewahren. Ich fürchte, Lauretta hat sich, einer bizarren Laune nachgebend, in ein Abenteuer eingelassen, welches für sie von den mißlichsten Folgen sein kann. Der Chevalier ist offenbar ein kecker Waghals, wenn es sich um die Befriedigung seiner Leidenschaften handelt .... Wie schäm' ich mich dieser gemeinen Wette! Statt sie anzunehmen, wäre es edler und männlicher gewesen, dem unerfahrenen Mädchen auf irgend eine passende Art eine Warnung vor den Intriguen des Venetianers zukommen zu lassen."

„Das gebe ich zu, aber“ . . . .

„Du meinst,“ unterbrach der heute augenscheinlich ungewöhnlich erregte Amerikaner den Freund, — „Du meinst, ich hätte schwerlich das Recht gehabt, mich in Dinge zu mischen, die mich eigentlich Nichts angehen?“

„Das nicht gerade. Vielmehr meine ich, daß die Turbinella, so wie ich sie kenne, und vorausgesetzt, daß von ihrer Seite bei dieser ganzen Intrigue irgend eine Absicht im Spiele ist, die Warnung mit Spott zurückgewiesen haben würde.“

Sie waren inzwischen bei dem chinesischen Gewächshaus angekommen, als ihr Gespräch durch ein seltsames Ereigniß unterbrochen wurde

Wie sie nämlich an der Pagode vorübergehen wollten, wurde die Thüre derselben hastig aufgerissen und herausstürzte Lauretta glühenden Antlitzes, zornfunkelnden Auges, wie außer sich.

Auf dem Fuße folgte ihr in wüthender Eile der Garteninspector Walter, auf dessen breitem, widerwärtig aufgeregtem Gesicht eine blutrothe Querstrieme sichtbar war, die ganz und gar dem Empfangschein für einen nachdrücklichen Gertenhieb ähnlich sah.

Raleigh sprang blitzschnell vor, blieb aber überrascht stehen, als er in dem Verfolger Lauretta's

nicht, wie er erwartet haben mochte, den Chevalier, sondern einen ihm völlig unbekannten Mann erblickte.

Lauretta übersprang leicht wie ein gehetztes Reh den Zwischenraum, welcher sie von den beiden Freunden trennte, eilte an Raleigh vorüber und warf sich, in der leidenschaftlichen Hast des Moments alle Zurückhaltung vergessend, dem Dichter an die Brust mit dem ängstlichen Ruf:

„Schiller, um Gotteswillen, schützen Sie mich vor dem Elenden, der es wagte“ . . . . .

Ihre Stimme brach in Empörung und Widerwillen.

Der Verfolger war durch die unerwartete Erscheinung der jungen Männer wenigstens insoweit zur Besinnung gebracht worden, daß er stehen blieb.

Schiller seinerseits hatte Mühe, seiner Ueberraschung einigermaßen Herr zu werden. Doch gelang es ihm keineswegs augenblicklich und so hielt er die schöne theuere Last eine Secunde lang in den Armen und fühlte den holdesten Busen hochaufpochen an seiner Brust. Endlich vermochte er seiner Entrüstung Worte zu geben und rief dem Inspector zu:

„Was soll das, Sie brutaler Mensch? Wie konnten Sie Sich erfrechen, eine Dame zu ängstigen und zu beleidigen?“

Beim ersten Laut seiner Stimme richtete sich Lauretta aus seinen Armen auf und trat einen Schritt zurück. Jungfräulicher Purpur überglomm ihre edlen Züge. Dann wurde sie todtblaß und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen herab.

Hinter den halbgeschlossenen dunkelbefranzten Lidern hervor richtete sie auf den Dichter einen Blick, welcher Raleigh, der alle ihre Bewegungen mit der Spannung eines Liebenden bewachte, erbeben machte. Was hätte er um diesen Blick voll Seele nicht gegeben! Und der, dem er galt, bemerkte ihn nicht einmal, weil seine Aufmerksamkeit dem Menschen zugekehrt war, an welchen er seine zornige Frage stellte.

Der Freche ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern.

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er mit kecker Unverschämtheit, konnte aber dabei nicht umhin, mit der Hand nach der hochgeschwollenen Strieme zu greifen, welche sein Gesicht grotesk genug halbirte und ihn empfindlich schmerzen mochte.

„Wer ich bin?“ versetzte der Dichter, einen Schritt auf den Menschen zutretend. „Das geht Sie eigentlich gar Nichts an, denn Jeder hat das Recht, eine Niederträchtigkeit zu züchtigen, wo immer

sie ihm begegne. Da Sie es aber wissen wollen, ich bin der Regimentsarzt Schiller aus Stuttgart und Sie sollen mir Rechenschaft geben über Ihr schuftiges Benehmen gegen diese Dame."

„So, der Feldscherer Schiller sind Sie? Der Sohn meines Herrn Collegen auf der Solitude? So, so? Und Sie wollen Sich zum Ritter dieser Dame aufwerfen?"

Der Mensch legte einen boshaften Accent auf das Wort Dame und fügte mit einem häßlichen Grinsen hinzu:

„Eine ehrsame Dame das, die an einem und demselben Morgen verschiedenen Galanen Rendezvous gibt" ....

Ein halbunterdrückter Zornschrei brach über die Lippen Lauretta's.

Der Unverschämte sah sie frech an und begann wieder:

„Ei, ja wohl, eine saubere Dame diese" ...

Ein garstiges Wort schwebte ihm auf der Zunge, aber er hatte keine Zeit es auszusprechen.

Schiller erhob den Arm, aber ein anderer kam dem seinigen zuvor. Raleigh warf sich mit einem wüthenden Sprung auf den unverschämten Menschen

und versetzte ihm einen Faustschlag auf die Stirne, daß er besinnungslos zu Boden stürzte.

„Ah," sagte Lauretta mit wundersam schnell wiedergewonnener Fassung, — „das war ein schöner Schlag! Ich danke Ihnen, mein Herr Amerikaner, denn jetzt erkenne ich in Ihnen meinen Tänzer von der letzten Redoute. Ich danke Ihnen von Herzen."

Schiller blickte das Mädchen verwundert an. In einem Augenblick hatte sich Lauretta's Wesen verändert. Sie war wieder ganz die Turbinella, die sich Nichts sehr oder lange anfechten ließ. Es schien, für sie gebe es nur eine bleibende Stimmung, die eines über alle Wogenspitzen der Lebensflut sicher und anmuthig hingleitenden Humors.

„Mein Fräulein," sagte Raleigh, „ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich den Schurken da in Ihrer Gegenwart züchtigte. Und nun erweisen Sie mir, ich bitte Sie achtungsvoll, die Ehre, Sie von diesem Schauplatz eines widerwärtigen Auftritts weggeleiten zu dürfen."

Er bot ihr mit der Gewandtheit eines Mannes von Welt den Arm, welchen sie nicht ausschlug. Als sie aber mit ihrem Begleiter an ihrem noch immer regungslos daliegenden Beleidiger vorüberging, wies sie mit der Spitze eines allerliebsten Füßchens

auf die mehrerwähnte rothe Strieme und sagte mit silberhellem Lachen:

„Sehen Sie, wie hübsch ich den Elenden gezeichnet habe!“

Schillers Seelengüte ließ ihn noch eine kleine Weile zurückbleiben, um zu sehen, wie sich dem Gezüchtigten und Gezeichneten Beistand leisten ließe. Als er jedoch bemerkte, daß der Mensch sich regte und dehnte, dann nach einigen vergeblichen Versuchen schnaufend, pruhstend und einen rohen Fluch ausstoßend auftaumelte, hielt er es für überflüssig, sein Mitleid an einen solchen Gegenstand zu verschwenden, und folgte langsam dem vorangegangenen Paare durch das grüne Parklabyrinth.

Ende des ersten Bandes.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Eilfter Jahrgang.

Zweiundzwanzigster Band.

Schiller.

II.

1856.

Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Schiller.

Culturgeschichtlicher Roman

in sechs Büchern.

Von

Johannes Scherr.

. . . . Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Zweiter Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Der geneigte Leser wird in ein altväterisches Gasthaus geführt und muß eine kurze subjective Abschweifung des Autors sich gefallen lassen. — Die „Bande“ in der Geniesherberge. — „Unser großer Fritz.“ — Ein nationalschwäbisches Mahl. — Anch' io sono pittore! — „Der Dichter der Musarion und des Oberon hoch!“ — Culturgeschichtliche Fragmente aus den Denkwürdigkeiten des Sammetdoctors. — „Die Turbinella ist entführt!“ — Die verlorene Wette.

Die Hauptstadt Schwabens ist jetzt nicht mehr das engbegrenzte, winkelige Stuttgart des vorigen Jahrhunderts. Nach allen Seiten hin hat sie sich seitdem gewaltig gedehnt und gestreckt und man hat Mühe, aus ihrer jetzigen großstädtischen Physiognomie gewisse alte kleinstädtische Züge herauszufinden, die für Manchen, vorab für uns, eine classische Bedeutung haben. Viele derselben haben sich in dem

rastlosen Wechsel der Dinge schon bis zur Unkenntlichkeit verwischt, da und dort aber hat sich einer ziemlich unverändert erhalten. Das Haus, in welches wir den Leser zunächst führen, ist so ein Zug.

Kommst Du die prächtige Weinsteige herab, von deren Höhe aus gesehen Stuttgart den imposantesten Anblick gewährt, so führt Dich Dein Weg über den Wilhelmsplatz. Hier hast Du zur Linken ein ganz neues Quartier, die verlängerte Hauptstädterstraße, die sich bis zum tübinger Thor hinauszieht, zur Rechten dagegen die alte oder eigentliche Hauptstädterstraße, die mit zu dem um den Marktplatz her gelegenen Kern der Stadt gehört. Durchwandelst Du diese Straße, so bemerkst Du ungefähr in der Mitte derselben, linker Hand, das Gasthaus zum Ochsen, welches augenscheinlich aus einer Zeit stammt, wo die Gasthäuser noch keine Paläste waren, dafür aber reingehaltene Weine im Keller hatten. In Wahrheit, das Wirthshaus zum Ochsen ist nicht mit der Zeit fortgeschritten. Wir können das aus eigener Erfahrung bezeugen. Vor Jahren, als wir das Glück hatten, stuttgarter Luft zu athmen, die im Sommer freilich etwas weniger aromatisch ist, — da hatten wir vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß die Räume des Hauses noch recht altväterisch eingerichtet waren. Es

gab da auch keinen ellenlangen Speisezettel mit französischen Rubriken, aber die gute Wirthin — leicht sei ihr die Erde! — war zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit, uns ganz vortreffliche schwäbische Hausmannskost zu bereiten. Eine jener modernen Weinkarten, die von den Fortschritten der Weinverfertigungskunst so vielnamiges Zeugniß ablegen, war auch nicht vorhanden, wohl aber unverfälschter Landwein von alten guten Jahrgängen. Ich sehe sie noch, meine guten, jetzt in alle Winde zerstreuten Gesellen von damals, wie wir uns, oft in später Abendstunde, aus den Stürmen des „Tollen Jahres“ in die Stille der alten Wirthsstube zum Ochsen mit ihrer verräucherten Balkendecke zurückzogen, um ein lautes und vielgeschäftiges Tagewerk mit einer gemüthlichen Plauderstunde zu beschließen . . . . . Manchem von uns sind seither die Plauderstunden, die Gemüthlichkeit und mehr noch, das Vaterland und dessen theuerste Hoffnungen, abhanden gekommen, vielleicht für immer...

An einem der ersten Maiabende des Jahres 1782 war unter dem Dach des bezeichneten Gasthauses in der erwähnten Stube ein langer Tisch gedeckt, als sollte eine außerordentliche Gasterei stattfinden. Und so war es auch, denn William Raleigh hatte es sich schon lange ausgebeten, die Freunde

seines Freundes einmal bewirthen zu dürfen, und er hatte diese Absicht heute zur Ausführung gebracht, da es sich gerade so glücklich traf, daß so ziemlich der ganze Kreis der kraftgenialischen Bande in Stuttgart versammelt war. Hoven war heute von Ludwigsburg herein, Conz, der früheste Jugendgespiele Schillers, von Vaihingen herabgekommen.

Raleigh stieg die Treppe herauf und traf oben den Wirth, den berühmten „Meister Dickbauch," wie er in vertraulicher Weise von der Bande genannt wurde, oder auch „Ochsenjörgle," welche schwäbische Zusammenziehung des Titels „Ochsenwirths Georg" dem Herbergvater aus seinen Knabenjahren her geblieben war. Der würdige Mann, dessen umfangreiches Untergestell von einer weißen Schürze bedeckt war und dessen hochrothes Vollmondsgesicht eine Speise- und Weinkarte nach alter Manier repräsentirte, stand unter der geöffneten Thüre der Gaststube, die in derselben getroffenen Anordnungen mit Befriedigung überblickend und von Zeit zu Zeit eine Frage oder einen Befehl nach der Küche hinüberschickend. Dort war seine würdige Ehehälfte in vollem Regiment begriffen und es legten von der Ersprießlichkeit ihres Waltens unterschiedliche appetitliche

Düfte, die aus dem dunkeln Gang hervordrangen, vollgiltiges Zeugniß ab.

Der Meister Dickbauch begrüßte den jungen Amerikaner, von dessen Reichthum er ganz unmenschliche Vorstellungen hatte, mit größtem Respect und bückte sich so tief, daß ihm der dicke Zopf dabei bolzgerade aufrecht im Nacken stand.

„Ist alles bereit, Herr Wirth?“

„Alles fix und fertig, mein hochzuverehrender Herr. Es kann jeden Augenblick aufgetragen werden.“

„Aber die Stube ist ja noch ganz leer. Wo sind denn meine Herren Gäste?“

„O Herr Jeremle, an denen fehlt's nicht. Sie parteln allweil nur noch ein bißle da draußen auf der Kegelbahn.“

Und damit wies er auf eine offenstehende Hinterthüre, durch welche lustige Ausrufungen, vermischt mit dem Rollen der Kugeln und dem Geprassel der fallenden Kegel, hereinschollen.

Raleigh ging auf die Thüre zu, aber in demselben Augenblick brach ein Schwarm junger Männer durch dieselbe auf den Hausflur herein.

Voranging mit rothem Gesicht und unordentlicher Frisur der lärmende Lieutenant Kapff, hemdärmelig, wie die meisten Uebrigen, den Uniformfrack

nachläßig über den Arm geworfen. Dann kam noch ein Militär, der wackere Scharffenstein, wie Kapff Lieutnant im Gablenzischen Infanterieregiment. Hierauf folgten zwei Civilisten, Petersen und Reichenbach, an der herzoglichen Bibliothek angestellt. Diesen traten zwei junge Männer nach, deren Namen nachmals berühmt wurden, Dannecker und Zumsteg, jener Bildhauer, dieser Musiker, jener bestimmt, die Züge seines erlauchten Akademiegenossen in Marmor zu verewigen, dieser schon damals, wie später, trachtend, den Liedern des angebeteten Jugendfreundes die Schwingen seelenvoller Melodien zu leihen. Zuletzt kamen noch Zwei von etwas ernsterer Haltung als die Andern, der am Militärwaisenhause zu Ludwigsburg als Arzt angestellte Hoven und der angehende Prediger Conz, dessen schwarzer Habit gegen die mehr oder weniger geniemäßig freie Tracht seiner Freunde auffällig genug abstach. — Conz hatte im tübinger Stift seine Studien gemacht und die burschikose Stimmung lag also hinter ihm, während sie bei seinen Freunden, deren Studententon in der Akademie nicht hatte laut werden dürfen, nachträglich jetzt erst recht in Saft und Blüthe stand.

„Kreuzmillionenschock!“ schrie Kapff in die tumultuarischen Begrüßungen hinein, womit die Bande

ihren Bewirther empfing. „Da riecht's ja wie in Mohammeds Paradies. Bei der Gurgel von Sanct Falstaff, ich schwöre, beim heutigen Symposion alle Lieutenants zu übertreffen, deren Appetit und Durst jemals, seit die Welt steht, zu ihrer Gage in himmelschreiendem Mißverhältniß gestanden hat."

„O, mein edler Böotier," sagte Petersen, „Du brauchst nicht zu schwören. Man kennt Deine kriegerische Vertilgungswuth hinlänglich. Ich will mich neben Dich setzen und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Du mir heute Abend nicht vollauf Stoff liefertest zu einem bedeutsamen Capitel für mein unsterbliches, stupend gelehrtes Werk, betitelt: Ueber die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke."

„Nimm Dich bei der eigenen Nase, Grobianissime Grobianorum!" versetzte Kapff.

„Still, gute Bierkanne, still, alter Weinschlauch!"

„Fort, Du Aalhaut, Du getrocknete Rinderzunge, Du gelehrte Schneiderelle!"

„Hilf Himmel, sie mißhandeln schon wieder den Shakspeare," bemerkte Zumsteg.

„Ja, und der Kapff brüllt gleich dem rauhen Pyrrhus, gleich Hyrkaniens Leu'n," meinte Reichenbach.

„Aber der Petersen brauchte das Maul auch

nicht so voll zu nehmen," sagte Hoven mit trockener Kaustik . . . „Weißt Du noch, Herr Bibliotarius Petersinn, wie Dich der Meister Dickbauch zu tituliren pflegt, daß Dir Freund Schiller zweimal zur Zeit, als die Stammbuchepidemie unter uns grassirte, in Dein Stammbuch schrieb: „Wenn Du gegessen und getrunken hast und N. B. satt bist, so sollst Du den Herrn Deinen Gott loben."

„Ach was," brummte Petersen, „laßt doch mal die altgebackenen Schnurren von der Akademie und bittet lieber unsern werthen Amphitryo von Jenseits des Meeres, daß er das Essen auftragen lasse."

„Jetzt hast Du recht, Petersilie!" schrie Kapff und machte es sich auf einem Stuhle bequem, denn die lärmende Bande hatte sich inzwischen in die Gaststube begeben . . . . „Wo ist denn der Schwerenöther, der alte Ochsenjörgle? . . . . Ah, seid Ihr da, Meister Dickbauch? Jetzt hört' mal! Keinen von Euren Ränken und Schwänken heut', alter Sektverfälscher! Es gilt die Ehre der schwäbischen Küche, der schwäbischen Weine, merkt's Euch! Ihr wißt, ich wittere einen Tropfen Wasser in einer Maaß Wein auf hundert Schritte weit, und wenn ich irgend eine Teufelei an Eurem Essen oder Eurem Getränke vermerke, so schwör' ich, so wahr ich allen meinen Gläu-

digern von Herzen das Himmelreich wünsche. Ihr sollt auf Eurem eigenen Tischtuch da geprellt werden, wie nur je der große Sancho Pansa in einer spanischen Venta geprellt wurde."

„O Herr Jeremle, Herr Lieutenant, ist das a mol wieder g'schwätzt!"

„Was, Ihr wollt rebelliren, Ihr Bettzerdrücker, Pferderückenbrecher und Weinsteinmuseum?"

„Gott behüte! Rebelliren, ich? Nein, das thut halt kein guter Altwürtemberger. Jedennoch vom Geprelltwerden ist meines Vaters Sohn kein Freund, und herrentgegen, wissen's, Herr Lieutenant, für das Himmelreich bin ich, glaub' ich, noch nicht reif genug."

„Da hast Du's, Kapff," lachte Scharffenstein. „Der Meister Dickbauch führt keine schlechte Klinge, und war die Anspielung nicht fein, so mag sie doch treffend gewesen sein."

„Ja," erwiderte Kapff großartig, „da seht Ihr, daß durch den Umgang mit Leuten von Geist sogar ein Ochsenjörgle passabel witzig sein lernt. Im Uebrigen, liebe Kinder, war der Tag extraordinär heiß und ich habe Durst für zehn Millionen Schock Lieutenants."

„Aber, liebe Leute," sagte Raleigh, welcher deutsches Blut genug in den Adern hatte und noch

jung genug war, um sich ohne allzu große Anstrengung in den Ton der Bande finden zu können, — „aber, liebe Leute, warum schenkt ihr Euch nicht ein? Mit Flaschen ist ja der Tisch da einstweilen sattsam versehen, denk' ich."

Kapff ließ sich das nicht zweimal sagen und streckte die Hand nach dem Labequell aus. Allein Dannecker hielt ihn ab, indem er sagte:

„Nein, Du sollst Dich gedulden, altes Sektfaß, wie wir Andern, bis alle da sind. Es fehlt noch unser Schiller . . . . ."

„Ja," fiel Petersen mürrisch ein, denn er hätte den Beginn des Gelages jedenfalls eben so gern beschleunigt wie der durstige Lieutenant, — „ja, das muß ich sagen, der Schiller macht sich neuestens rar. Seit vollends die Anthologie*) heraus ist, wozu wir Andern doch auch unser Scherflein beigesteuert, und alle jungen und alten Weiber von den darin stehenden Laura-Oden reden, trägt er den Kopf hundert Ellen hoch."

„Petersen," rief Dannecker mit dem ganzen Feuer einer jungen Künstlerseele, — „Petersen, um

*) Anthologie auf das 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.

was ich bitt', schwätz' nicht so dumm! Unser Schiller hochmüthig? Du weißt recht wohl, daß er die beste Seele von der Welt ist. Aber wenn er auch den Kopf bedeutend höher trüge, als wir, so wißt Ihr wohl, daß er Grund genug dazu hätte."

„Freilich, freilich," bemerkte Kapff grämlich, „maßen mein berühmter Stubenbursch einen bedeutend längeren Hals hat als wir Andern. Wo er nur stecken mag? Gewiß läßt er den Verrina geschwind noch den Doria oder sonst einen beliebigen Tyrannen abmucken. Ja, liebe Kinder, es geht oft schauerlich mörderisch zu in unserer Höhle auf dem kleinen Graben drüben."

„Donner und Doria!" rief Scharffenstein. „Seid mir saubere Kerls, das muß ich sagen. Ist das 'ne Art, von unserem großen Fritz zu reden? Ihr kennt mich und wißt, daß ich kein serviler Tropf bin, aber ich sag', ich beuge mich willig und freudig vor der imponirenden Superiorität des Dichters der Räuber."

„Bravo!" riefen Dannecker und Zumsteeg wie aus einem Munde.

„Das versteht sich doch von selber, Schwerenoth!" grämelte Kapff ... „Uebrigens ist der Windbeutel, der Zuccato, auch noch nicht da."

„O, der wird wieder irgend 'ner Schürze nachstreichen," sagte Reichenbach. „Ihr wißt, er will sich selbst und andern Leuten mit aller Gewalt weißmachen, er sei ein Don Juan erster Sorte."

„Auch fehlt noch der Sammetdoctor."

„Hier, hier!" ließ sich die Stimme des Genannten von der Treppe her vernehmen und sogleich trat er in der ganzen Pracht seiner sammetnen Erscheinung ins Zimmer, grüßte umständlich und sagte:

„Hier bin ich, liebe Jungen, Goldherzen, Titanen, Mondverschlinger und Erderschütterer! Wollen wir den Oeta auf den Pelion stülpen, wie? Wollen wir geschwinde noch zum Zeitvertreib, bevor es Nacht wird, etwas weniges die Welt verbessern? Sagt an! Oder wollen wir die Nachteule mit einem Kanon aufstören, der einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln könnte?"

„Hurrah!" schrieen die jungen Leute und drängten sich lachend um den alten Humoristen.

Inzwischen war auch Schiller unvermerkt eingetreten und hatte mit seinem Hut und Degen geschwinde auch Rock und Cravatte bei Seite gelegt; denn das war Styl in der Genieherberge, und zwar so sehr, daß sogar der alte Herr Armbruster mit unter possenhaften Ceremonien von Seiten Petersens und

Zumstegs ihm geleisteter Beihilfe aus seinem Scharlachsammetgehäuse sich herausschälte.

Meister Dickbauch, mit echtem Wirthsinstinkt fühlend, daß in der Person des Regimentsmedicus, von dessen literarischer Bedeutung er freilich nur eine ganz nebelhafte Vorstellung hatte, der eigentliche Ehrengast erschienen sei, zog seine weiße Zipfelmütze von seinem würdigen Haupt, machte eine unterthänige Reverenz vor dem „gnädigen Herrn aus Amerikanien," wie er Raleigh betitelte, und eilte auf einen bejahenden Wink von diesem stracklichst nach der Küche, den Hausgang mit dem Ruf: „Anrichten, Ihr Weibsbilder, anrichten und auftragen!" erfüllend.

Und es ward angerichtet und aufgetragen: ein schwäbisches Essen jede Schüssel. Da war ein nationales „Voressen," bestehend aus gehackten Nieren und Lebern, in einer einladend duftenden Brühe schwimmend und nachdrücklich unterstützt von Dampfnudeln, welche den Gästen ihre braungelb gebackenen Unterseiten verlockend entgegenhielten. Dann kam das Haupttreffen, „unendlicher" Schweinebraten mit Sauerkraut, „Schunken" von der classischen blaßrothen Farbe, ferner ein ganzes Geschwader von Blut-, Leber- und Bratwürsten und endlich die oberschwäbischen „Knöpfle" und die unterschwäbischen „gebrä-

gelten Spätzle" — Alles so vollendet zubereitet, daß, wären damals constitutionelle Vertrauensvota schon üblich gewesen, ein solches, und zwar ein solennes, der Frau „Ochsenjörglin" sicherlich nicht entgangen sein würde.

In Ermanglung dessen brachten die Gäste der würdigen Wirthin ein thatsächliches Vertrauens- und Dankvotum. Denn, o, wie ließen sie sich's schmecken! Und mit welcher patriarchalischen Würdigkeit saß der Sammetdoctor, welchem der Ehrenplatz oben an der Tafel eingeräumt worden, dem vaterländischen Mahl vor! Er hatte die Serviette oben in den Hemdkragen gesteckt und die ärztliche Perücke abgelegt, so daß der Schnee seines kurzgeschorenen Scheitels einen hübschen Contrast zu seinen rothen Backen bildete. Er wußte jedes Gericht mit einer Anekdote zu spicken, jedes Glas Wein mit einem Witz zu würzen, denn der alte Herr war heute in rosigster Laune.

Und Alle waren so. Daß aber Schillers Antlitz heute ganz ungewöhnlich freudig leuchtete, hatten sie zu bemerken erst dann Zeit, als der Hauptsturm des Appetits auf Schüsseln und Flaschen glücklich vollführt worden war.

Dann sagte der dem Dichter gegenüber sitzende Scharffenstein:

„Lieber Fritz, Dein Gesicht ist ja heute ein veritabler Maitag. Ist etwa von Dalberg aus Mannheim in Betreff Deines neuen Trauerspiels eine günstige Epistel eingetroffen?“

„Das nicht, Alterle, aber eine Epistel ist eingetroffen von anderwärts her, die mich noch mehr freut. Sie ist aus Weimar datirt. Da sieh!“

Er zog einen Brief hervor und reichte ihn dem Freunde über den Tisch hin und nun rings ging ein Fragen neugieriger Theilnahme los.

„Von Wieland!“ sagte Scharffenstein.

„Ah, von Wieland?“ lautete ein vielstimmiges Echo. „Vorlesen! vorlesen!“

„Silentium!“ schrie Kapff, mit dem Messer auf den Tisch schlagend.

„Darf ich?“ fragte Scharffenstein und Schiller nickte bejahend, indem er sagte: „Ich hatte an Wieland geschrieben, um mir von dem großen Dichter ein Urtheil über die Räuber zu erbitten. Mich drängte es, einmal von competenter Stelle ein solches zu vernehmen, und da hab' ich denn gerade vorhin eine Antwort erhalten, die mich fast glauben macht, es sei nicht zu vermessen, wenn ich sage: Anch' io sono pittore!“

„Ihr braucht nicht zu erröthen, wie ein Back-

fischchen, dem sein erster Liebhaber zum ersten Mal sagt, daß es schön sei," bemerkte der Sammetdoctor, als der junge Dichter roth wurde, wie betroffen über das selbstbewußte Wort, welches ihm entschlüpft war. „Wißt Ihr, lieber Sohn, Ihr seid ein Kerl, dessen Landsmannschaft dem liebenswürdigsten aller deutschen Poeten schon recht sein kann. Und jetzt lest, wilder Krieger Scharffenstein."

Der Brief wurde vorgelesen und da war Keiner in dem ganzen Kreise, dem er nicht wohlgethan hätte. Als ob der junge Ruhm des Dichters der Räuber einen Abglanz auf seine Freunde würfe, so angenehm fühlten sich alle von dem Lob berührt, welches Wieland seinem Landsmann spendete. Sein Schreiben war sachgemäß, human und landsmännisch warm. Er würdigte ohne Rückhalt das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistung Schillers, flocht einen feinen Wink über die Klippen ein, welche dem Genius des jungen Dichters drohen könnten, und prophezeihte demselben eine schöne Zukunft.

„Die Gläser gefüllt!" rief Petersen. „Ich stürze einem Jeden einen Schoppen, der sich etwa weigern sollte, den Toast bis zur Nagelprobe zu trinken, den ich feierlich vorschlage. Christoph Martin Wieland, der Dichter der Musarion und des Oberon dreimal hoch!"

Der Toast wurde jubelnd getrunken und gewissenhaft wurden die geleerten Gläser der geforderten Nagelprobe unterworfen.

Dann ging der Brief des gefeierten Mannes am Tische herum. Jeder wollte die schöne, reine Schrift betrachten, den eleganten Styl bewundern und den wohlwollenden Inhalt noch einmal für sich genießen.

„Ja, liebe Jungen,“ nahm der Sammetdoctor das Wort, „ja, der Wieland, das ist ein Männle! Er ist, Spaß bei Seite, neben meiner Wenigkeit oder Würdigkeit einer der wenigen gescheidten Menschen, welche dermalen in Europa leben. (Sie sehen, mein werther Sir,“ schaltete er ein, zu Raleigh gewendet, — „ich bin höflich, ich spreche bloß von Europa; denn nach den neuesten Vorgängen in Ihrem Vaterlande unterliegt es keinem Zweifel, daß drüben in der neuen Welt nicht nur eine winzige Minorität, sondern sogar die ungeheure Majorität merkwürdig gescheidt sein muß) Ja, wenn Ihr den Papa Wieland sehen würdet, da kriegtet Ihr Respect. Und wißt Ihr, warum? Weil der Wieland ein großer Mensch ist, ohne eine Spur von Prätension. Ist lieblich das, versichere Euch. Der Mann spricht gerade so elegant und liebenswürdig warm, wie er schreibt.“

„Sie haben also das Glück, ihn persönlich zu kennen?“ fragte Raleigh.

„Und ob?“ versetzte der Doctor. „Ihr wißt ja, liebe Jungen, ich hatte die Ehre, das goldene Zeitalter oder, wenn Ihr wollt, die Flegeljahre der weimarer Geniewirthschaft mitdurchzumachen oder wenigstens mitanzusehen.“

„Sieht es der wunderliche alte Mensch wieder auf eine seiner Schnurren ab oder ist's ihm Ernst?“ fragte der stille Conz den neben ihm sitzenden Hoven.

„Das möchte schwer vorauszusagen sein,“ erwiderte der Gefragte. „Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß unser alter und ewigjunger Freund wirklich längere Zeit in Weimar sich aufgehalten und die Bekanntschaft Göthe's, Herders, Wielands und anderer Koryphäen gemacht hat.“

„Doctor venerabilis, carissime Ahasvere!“ bat Petersen mit komischen Reverenzen, — „thuet auf die Schatzkammer Eurer Erinnerungen! Ich weiß, Ihr schreibt in Euren Mußestunden an Euren Memoiren, und obgleich ich Euch als Freund wünsche, daß Ihr leben bleibet in sæcula sæculorum, so hege ich als Gelehrter so zu sagen dennoch den stillen Wunsch, Ihr möchtet wenigstens noch bei meinen eigenen Lebzeiten in den Scheol fahren, damit ich die

Ehre und das Vergnügen haben könnte, besagte Memoiren zu ediren."

„Hol' Euch der Teufel, Bibliothekarius!" entgegnete der Sammetdoctor lachend. „Ich hoffe noch lange genug zu Leben, um auf Eurem Grabe etliche Thränen freundschaftlicher Rührung vergießen zu können."

„Fackelt doch nicht so lange, alter Bursch!" schrie Kapff. „Ich seh' es Eurer Nasenspitze an, daß Ihr eben so gern erzählen möchtet, als wir zu hören begierig sind."

„So, Ihr setzt mir Eure Lieutenatsplempe auf die Brust, wilder Krieger? Wenn ich nun den Humor hätte, das Maul zu halten?"

„Das wären mir Humore!" sagte Schiller. „Laßt die Kerle schwatzen, Doctor, und gebt uns ein Capitel aus Euren Denkwürdigkeiten zum Besten."

„Ja, thun Sie das, bester Doctor!" bat Raleigh.

„Ei, alle Wetter, wenn es mein Goldstern, mein Herzblatt, unser Fritz, und item unser edler Wirth aus Virginien haben wollen, da hilft kein Widerstreben. Aber sagt, liebe Jungen, soll ich im Curialstyl oder im Facultätsstyl erzählen?"

„Warum nicht gar?"

„Zum Teufel damit!"

„Erzählt im privatmenschlichen, in Eurem eigenen Styl!"

„Ah, Ihr seid höflich, liebe Kinder! Ihr traut mir einen eigenen Styl zu? Wohl, werde mich bemühen, Euer Zutrauen einigermaßen zu rechtfertigen .... Also paßt auf! Ich blättere in dem Buch meiner Erinnerungen und, wißt Ihr was? ich will Euch den Gefallen thun, in Eurem Kraftgeniestyl zu referiren."

Man rückte näher zusammen, die Gläser wurden frisch gefüllt, die Pfeifen angezündet und der Sammetdoctor hob an: —

„Warum und wie ich nach Weimar kam, liebe Jungen, kann Euch völlig gleichgiltig sein; genug ich kam in das Mekka der deutschen Genies zur Zeit, als ... aber, me Hercule! da fällt mir ein, daß gute Erzähler vermittelst Anwendung von Contrasten wirken. Will daher contrastirend verfahren, indem ich zuförderst in besagtem Buch um diverse hundert Seiten rückwärts blättere. Treffe da auf eine Stelle, welche Euch darthun kann, wie vor fünfzig und etlichen Jahren Gelehrte und Literaten in deutschen Landen tractirt wurden. Ist, versichere Euch, für junge Genies, für Titanen, Weltverbesserer und Himmelstürmer, was Ihr doch alle mehr oder weniger sein

wollt, sehr belehrend, die Namen Friedrich Wilhelm und Karl August, Potsdam und Weimar zusammenzuhalten. Ergibt sich da ein staunlicher Gegensatz, welcher künftigen Literatoren und Historikern Stoff zu vielen und dicken Büchern liefern kann .... Wohl, liebe Jungen, das wäre mein Proömium. Jetzo nehme ich, mit Verlaub, einen Schluck Wein und stürze mich, eingedenk des alten gescheidten Kerls, des Horaz, medias in res.

„Habt Ihr schon von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. gehört? Denke, Ihr habt von ihm gehört und wißt, daß er ein gekrönter Korporal jeder Zoll war, welcher seinen erstgeborenen Sohn, den Fritze, der sich seither ganz passabel notabel gemacht hat, nicht gerade überzärtlich behandelte. Es ist sogar eine brutale Thatsache, daß er den ‚Querpfeifer und Poeten‘, wie er ihn titulirte, in einem seiner Wuthanfälle mal um's Haar mit der Vorhangschnur erdrosselt hätte, von späteren ähnlichen väterlichen Liebesbezeigungen nicht zu reden. Gehen uns aber Nichts an, diese Familiengeschichten; 's sind das Privatsachen, wißt Ihr, und da heißt es: Chacun a son goût. Hatte nun einmal der Preußenkönig solche curiose Geschmäcke. Unter anderen auch den für ‚lange Kerls.‘ Solche für die potsdamer Garde

zusammenzufischen, mit allen Mitteln, um jeden Preis, durchstreiften seine Werber ganz Europa. Gab es da in besagtem Regiment Kerle von ganz unvernünftig langer Länge. Hatte den König, der sonst sparsam war wie 'ne alte Jungfer, das Stück von eintausend bis zu fünftausend Thalern gekostet. Ja, für einen Kerl aus Irland, den längsten aller langen, hatte er neuntausend Thaler bezahlt. Wohl, große Herren, wißt Ihr, müssen ihren Spaß, ihr Privatvergnügen haben, ist das recht und billig. Kommen freilich diese Späße uns Kleinen gewöhnlich theuer zu stehen. Thut das aber Nichts; ist die Ordnung Gottes so, liebe Jungen, wißt Ihr? Haben gegen diese Einrichtung alle Kraftgenies von Lucifer, Kain, Hiob und Prometheus an bis herab auf Euch, liebe Jungen, Nichts auszurichten vermocht. Ist die ganze Welt nur ein kolossaler, unendlicher Speise- und Verdauungsprozeß und besteht die wahre Philosophie des Lebens darin, möglichst lang vor dem Gespeist- und Verdautwerden sich zu wahren.

„Habe von Späßen der großen Herren gesprochen, nicht? Wohl, kam mich der Langekerlsspaß des seligen, was sag' ich? — hochseligen Preußenkönigs theuer zu stehen. War in jungen Jahren ein erklecklich langer Kerl und studirte in Halle. Sah mich

aber von da urplötzlich und sehr rasch und ganz und gar gegen meinen Willen in die potsdamer Garde-kaserne versetzt . . . . Seid Ihr jemals, liebe Kinder, mehrere Tage und Nächte lang in einer sargähnlichen, festverschlossenen, verfluchten Kiste gereist, die oben am Deckel mit etlichen Löchern zum Athmen versehen war? Nicht? Nun seht, in dieser, wie wir Schwaben sagen, artigen Manier ließ man mich meine unfreiwillige Uebersiedlung von Halle nach Potsdam bewerkstelligen. Sehr unbequem das, versichere Euch. Lief übrigens das Abenteuer noch ziemlich gnädig ab. Hatte nämlich die verdammte Muskete nicht lange zu tragen, maßen ich die Ehre hatte, die persönliche Bekanntschaft des Königs zu machen. Seine hochselige Majestät, vermerkt habend, daß eine gute Dosis schwäbischer Grütze unter meiner Schädeldecke vorhanden, item eine ziemlich respectable Anzahl medizinischer Kenntnisse, in Weiteren meine Hände eine erträgliche chirurgische Geschicklichkeit besaßen, geruhte allergnädigst, mich in seine persönlichen Dienste zu nehmen, allwo ich im Ganzen zwar ein Hundeleben, im Einzelnen aber viel Amusement hatte. Sah und hörte da erstaunlich curiose Dinge.

„Könnt Euch, liebe Kinder, von dem am damaligen preußischen Hof im Schwange gehenden Ton

schon daraus eine Vorstellung machen, daß ich Euch sage, was der König von dem großen Leibnitz hielt, welcher bei der gelehrten Königin-Mutter einen so bedeutenden Stand gehabt. Friedrich Wilhelm erklärte diesen berühmten Philosophen für einen zu gar Nichts tauglichen, selbst zum Schildwachstehen unbrauchbaren närrischen Kerl" . . . .

Ein homerisches Gelächter brach an der Tafelrunde los. Nur Schiller blieb ernsthaft und sagte unwillig:

„Welche Barbarei!"

„Ja, mein Söhnchen," fuhr der Sammetdoctor fort; „fein ging es da nicht zu; aber ich stelle mir trotzdem vor, künftige Geschichtsschreiber werden den Hof Friedrich Wilhelms I. und sonderheitlich das berühmte Tabakscollegium in der Sittenbildergalerie des Jahrhunderts nicht ungern als ein Gegenbild zu dem französisch-frivolen und französisch-lüderlichen Wesen der meisten übrigen Höfe aufstellen. Dürfte zwar dieses deutschbiderbe Wachstubencharakterbild ein seltsames, aber nicht ungesundes und uninteressantes Cabinetsstück abgeben. Muß Euch daher von besagtem Tabakscollegium, in welches ich vermöge meines Dienstes Zutritt hatte, mehr erzählen. Waren da in den königlichen Schlössern zu Berlin, Potsdam

und Wusterhausen eigene Tabaksstuben nach holländischer Manier eingerichtet. Hier verbrachte der König mit seinen Generalen, Ministern und sonstigen Gästen die Abende. Saßen da die Herren mit ihren breiten Ordensbändern um einen großen Tisch herum, auf welchem holländische und deutsche Zeitungen lagen. Sie rauchten aus langen Thonpfeifen, und auch wer nicht rauchte, wie der alte Dessauer und der kaiserliche Gesandte Seckendorf, mußte dem König zu Gefallen mit einer unangebrannten Pfeife im Munde wenigstens so thun. Hatte auch Jeder einen weißen Deckelkrug mit duckstainer Bier vor sich stehen. Da discurirte man und machte wichtige Staatsangelegenheiten gesprächsweise ab. Dabei war es des Königs Hauptgaudium, fürstliche Besuche durch das starke Bier betrunken zu machen und durch den Tabaksqualm in Uebelkeit zu versetzen. Und, o, wie wurde dem Hauptzeitvertreiber, dem hochgelahrten Gundling, im Tabakscollegium mitgespielt! Die Gelehrten, den Adel und die Kanzleimenschen zu verhöhnen, häufte der König auf den Pedanten eine Masse von Würden. Er ernannte ihn zum Freiherrn mit sechszehn Ahnen, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, welches ganze Institut aber jährlich nur dreihundert Thaler kosten durfte,

ferner zum Oberceremonienmeister, zum Kriegs- und Hofkammerrath, zum geheimen Finanzrath und Hofhistoriographen. Bei alledem mußte sich der Würdenträger zur Zielscheibe der ungeheuerlichsten Schnurren hergeben, die sein Leben mehrmals gefährdeten. Es war ein verhältnißmäßig noch harmloser königlicher Spaß, daß der arme Gundling beim Nachhausegehen aus dem Tabakscollegium die Thüre seines Zimmers zugemauert fand und die ganze Nacht mit vergeblichem Suchen derselben zubringen mußte. Einmal bombardirte man ihn auf seiner Stube mit Raketen und Schwärmern. Ein andermal ließ der König dem Betrunkenen einen von den Bären, die zu Wusterhausen gehalten wurden, ins Bett legen und nur ein glücklicher Zufall entriß den Armen der tödtlichen Umarmung der Bestie. Da er sich aber allgemach abnützte, berief der König, um ihn durch eine Nebenbuhlerschaft wieder aufzufrischen, den gelehrten Faßmann, welcher, wie Ihr wißt, durch seine „Gespräche im Reiche der Todten" damals einen Namen sich gemacht. Eines Abends mußte Faßmann im Tabakscollegium eine Satire auf Gundling vorlesen. Da ist der Verhöhnte so rabbiat geworden, daß er dem Pasquillanten die zum Anbrennen der Pfeifen mit glühenden Torfkohlen gefüllte Pfanne ins Gesicht warf. Der

Faßmann, nicht faul, packt in Gegenwart der Majestät, seinen Gegner, kriegt ihn unter und bearbeitet ihm einen gewissen Körpertheil mit der heißen Pfanne dermaßen, daß der Gemißhandelte mehrere Wochen lang nicht sitzen konnte. Endlich ist der arme Gundling an vielem Trinken gestorben und in einem leeren Weinfaß begraben worden. An seine Stelle trat der Magister Morgenstern. Zwischen diesem und den Professoren an der Universität Frankfurt a. d. O. veranstaltete der König eines Tages eine feierliche Disputation über das Thema: „Gelehrte sind Salbader und Narren.“ Herrgott, was war das für ein merkwürdiger Actus! Ich sehe den Morgenstern noch auf dem Katheder stehen, in einem blausammetnen, mit großen rothen Aufschlägen versehenen, über und über mit silbernen Hasen gestickten Rock, mit rother Weste, mit einer kolossalen, bis zu den Kniekehlen hinabhängenden Perücke, statt des Degens einen Fuchsschwanz an der Seite. Nachdem, unter ungeheurem Halloh der Studenten, die Disputation eine Stunde gewährt, ließ der König innehalten, beglückwünschte Morgenstern, drehte sich um, pfiff und klatschte mit den Händen, was alle Anwesenden nachmachten . . . . . Seht, liebe Kinder, so wurden vor fünfzig Jahren

die Wissenschaften und ihre Vertreter in unserem Vaterlande behandelt."

„Sie waren auch darnach," bemerkte Schiller. „Wäre es doch eine Entweihung der Wissenschaft, wenn man den Gundling, Faßman, Morgenstern und ähnliche Gesellen ihre Jünger nennen wollte. Gewiß dürfen wir mit Befriedigung sagen, daß auf diesem Gebiete seit fünfzig Jahren und namentlich in den letzten zwanzig Jahren ein bedeutender Vorschritt erzielt worden ist. Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Literatur hat gelernt, sich zu fühlen. Unser Klopstock, unser Lessing, unser Wieland haben sie zu einer Würde erhoben, welche über Beschimpfungen von Seite gekrönter oder ungekrönter Profanisten erhaben ist. Unsere Literatur hat sich ihre Stellung in der Gesellschaft erobert und sie hat das ganz aus eigener Kraft gethan, ohne die Vornehmen und sogar trotz ihnen. Ihr wißt, liebe Freunde, zur Stunde, als wir den Dichter des Götz und des Werther in den Räumen der Akademie so ruhig, sicher mit Fürsten verkehren sahen, da fühlten wir Alle, daß in Deutschland endlich neben der Souverainetät der Gewalt auch die Souverainetät des Geistes zur Geltung und Anerkennung gekommen sei."

„Ja," nahm der Sammetdoctor wieder das

Wort, „andere Zeiten andere Sitten, andere Menschen andere Musen. Dem Himmel sei Dank für diese Abwechslung in der Tragikomödie des Lebens und der Geschichte! Und Ihr habt ganz recht, lieber Schiller, daß Ihr auf die größere gesellschaftliche Bedeutung, welche die Literatur neuestens gewonnen, einen nachdrücklichen Accent legt. Wäret Ihr in England gewesen, liebe Kinder, und hättet Ihr, wie ich, dort gesehen, was die Literatur ausrichten kann, wenn sie sich mit dem Leben verbündet, — doch, zum Teufel, ich glaube gar, ich fange an zu philosophiren wie ein Schulfuchs. Was geht mich alten Kerl, der Nichts mehr vom Leben will als ein Bischen Unterhaltung, all das literarische und nichtliterarische Lumpenzeug an? . . . Aber da gerade von Göthe die Rede war, wohl, so muß ich Euch sagen: der verstand 's, und wie verstand er es! Glaubt Ihr Grünlinge, sein Götz, sein Werther, seine Sturm- und Dranglieder allein hätten es gethan? Fehlgeschossen! Allerdings haben diese Dichtungen, soweit ich sie verstehe, die Stimmung unserer Zeit wunderbarlich getroffen. Es rumort darin prächtig der ungestüme Sehnsuchtsdrang einer Gesellschaft, der es in ihrer Haut zu enge geworden. Das mußte packen, hinreißen, staunen machen. Aber um den Dichter

mit Fürsten verkehren zu machen wie mit Seinesgleichen, da gehörte noch etwas Anderes dazu. Wißt Ihr, was? des Mannes sieghafte Persönlichkeit. Seht, wäre ich ein frommer Heide, wie ich bekanntlich ein frommer Christ bin — lacht nicht, Ihr ungläubigen Satanasse! — so würde ich sagen! Vater Zeus habe den Johann Wolfgang Göthe geschaffen, allen Menschen ein Wohlgefallen zu sein. Nie habe ich all meine Lebtage einen Mann gesehen, der es wie dieser Poet in der Gewalt gehabt hätte, allen Männern Respect, allen Weibern Liebe einzuflößen. Er bezaubert beide, Männlein und Weiblein, sagte mir einmal Papa Wieland, und da hättet Ihr sehen sollen, wie der liebenswürdige Mensch auf Göthe hinsah mit von väterlicher Liebe leuchtenden Augen. Hatte der Wieland nicht vollauf Grund, auf Göthe erbost zu sein, der ihn mit der Farce „Götter, Helden und Wieland" so derb verspottet hatte? Aber Nichts da! Der Göthe kam nach Weimar, wie ein junger Gott, kam, sah und siegte. Wieland war mit unter den ersten Besiegten. Habe Gelegenheit gehabt, die Abschrift eines Briefes zu sehen, in welchem Wieland wenige Tage nach Göthe's Ankunft an Jacobi schrieb, seine Seele sei so voll von Göthe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.

„Wohl, befand mich gerade unten im alten Wien, als ein aus Norddeutschland heimkehrender Freund, welcher auf seiner Reise Weimar berührt hatte, mir die unerhörte Märe mittheilte, der Herzog Karl August habe mit dem Dichter Göthe die vertrauteste Freundschaft auf Du und Du geschlossen und an seinem Hofe die flotteste Geniewirthschaft etablirt, welche je die Welt gesehen. Da gehe es hochgenialisch her und die Genies verkehrten mit den Hofdamen wie die lieben Engelein im Paradiese, obgleich nicht gerade darauf zu schwören sei, daß dabei die paradiesische Unschuld immer eingehalten werde. Wurde mächtig neugierig, und da mich Geschäfte eigenthümlicher Art bald darauf nach Sachsen führten, verfehlte ich nicht, Weimar zu besuchen. Hatte dort mancherlei Connexionen, auch am Hofe, insonderheit durch den Geheimerath Bode, mit welchem ich angedeuteter Geschäfte halber schon seit längerer Zeit in Verkehr gestanden war.

„Gut, war also da, und seht, ich alter Knabe schwamm bald lustig mit in dem wildgenialischen Strom. Der Göthe hatte es Allen angethan, hatte, wie sich Papa Wieland ausdrückte, Alle „wüthig" gemacht vor unbändiger Lebenslust. O Himmel, was war das für ein Wechsel von Jagden, Trinkgelagen,

Komödien- und Liebesspiel! Und über all dem Teufelszeug, das da an der Tages- und Nachtordnung war, schwebte einer glänzenden Lichtwolke gleich die stets zu Ernst und Scherz fertige Poesie Göthe's. Was war da für ein beständiges Kommen und Gehen von wandernden Genies, welche oft in einem Aufzuge zu Weimars Thoren einzogen, der es nöthig machte, daß Bertuch, des Herzogs Schatzmeister, in seine Rechnungen eine stehende Rubrik einführte, welche mit an deutsche Genies ausgetheilten Hosen, Westen, Strümpfen und Schuhen ausgefüllt war. Ueber das Eigenthum gingen unter diesen Leuten sehr wunderliche Begriffe um. Das studentische „Schießen" war eine stehende Mode. Der Göthe hat oft zu Bertuchs Frau geschickt, um sich ein Schnupftuch oder in die herzogliche Garderobe, um sich weiße Cannevasbeinkleider und ditto Weste, obligate Artikel der Genietracht, holen zu lassen. Unter den Kommenden und Gehenden sah ich auch den halbtollen Lenz und den aus cynischem Stoicismus und Rousseau'schem Naturenthusiasmus zusammengesetzten Klinger, Dichterbrüder Göthe's von Straßburg her. Der Erstere meldete dem Freunde seine Ankunft mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen und sucht, wo er seinen Fuß hinsetze," — der Andere las eines Abends

in zahlreicher Gesellschaft eines seiner neuen Sturm- und Drangtrauerspiele vor, bis Göthe aufsprang und davonlief mit den Worten: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Der stoische Klinger ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern steckte ruhig sein Manuscript ein und sagte nachdenklich: „Curios! das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnete."

„Die oberste Patronin der Geniewirthschaft am Weimarhofe war die Herzogin-Mutter Amalia. Diese gemüthvolle, leichtlebige Frau, welche mit Wieland den Aristophanes in der Ursprache las, hatte an all den tollen Schwänken eine rechte Seelenfreude. Denkt Euch, der Göthe hat sich im Gemach der hohen Frau im Uebermuth kraftgenialischer Ausgelassenheit manchmal mit aufgelösten Haaren auf dem Bodenteppich gewälzt, während Papa Wieland in der Sophaecke neben der Herzogin sein Mittagsschläfchen machte. Man lebte da mit der Ungenirtheit der olympischen Götter. Neben dem Dorfe Stützenbach waren die beiden ländlichen Schlösser der Herzogin Amalia, Ettersburg und Tieffurt, die Lieblingsschauplätze dieses Götterlebens. Auf der Terrasse von Ettersburg wurden jene oft ganz aus dem Stegreif angehobe-

nen Komödien und Operetten aufgeführt, in welchen die Herzogin und ihr Hoffräulein, die witzige Louise von Göchhausen, dann der Herzog Karl August und sein Bruder Constantin, ferner Göthe, Knebel, Bode und Bertuch, endlich die Hofherren Wedel und Einsiedel Rollen übernahmen. Da sah und hörte ich auch die herrliche Corona Schröter spielen und singen, da sah ich dem liebenswürdigen Märchenerzähler Musäus in der Rolle des Kranken in der Hans Sachs'schen Posse vom Narrenschneiden durch Göthe, welcher den Arzt machte, die einzelnen Narrenpüppchen aus dem Bauche schneiden. Oft wurden die dramatischen Spiele, womit Zigeunerwirthschaften und andere Mummereien aller Art sich verbanden, Abends mitten im Walde, bei Fackelschein und auf improvisirten Waldbühnen gegeben.

„Es ist wahr, manchmal erreichte die genialische Ausgelassenheit eine Höhe des Uebermuthes, welcher vor Kränkungen von Freunden keineswegs zurückschrack. Sah ein paar schnackische Exempel dieser Art mit an. Erinnere mich, daß mal, zur Feier des herzoglichen Geburtstages, zu Ettersburg eine von dem muthwilligen Oberhofmeister Einsiedel verfaßte Farce, betitelt Orpheus und Euridice, aufgeführt wurde, durch das vorhin erwähnte Personal natürlich. War das

Stück nichts Anderes als 'ne fürchterliche Parodie von Wielands Alceste und hatte Papa Wieland das sonderbarliche Vergnügen, diese Parodie mitanzuhören. Machte lange gute Miene zum bösen Spiele, der Wieland, als aber das Ding gar zu arg wurde, als die Arie: „Weine nicht, Du Abgott meines Lebens!“ auf die allerschnurrigste Art, unter Begleitung des Posthorns, abgeleiert und auf den Reim Schnuppe ein ewiglanger komischer Triller gesetzt ward und die zahlreiche Versammlung ganz wüthend Da capo! schrie, da wurde Euch der Gute doch fuchsteufelswild, lief davon und beklagte sich Tags darauf über den unsauberen Geist der Polissonnerie, der in die Leute gefahren sei. Jedoch der Göthe hatte den Beleidigten bald wieder versöhnt.

„Müßt aber nicht glauben, liebe Kinder, daß in jenen Tagen der weimarer Geniewirthschaft aller Ernst in dem rauschenden Strudel der Zerstreuungen untergegangen. Gab da, versichere Euch, auch Stunden, die ich, falls ich ein Poet wäre, Stunden der höchsten Weihe nennen würde. Eine solche Stunde war mir in dem Gartenhäuschen Göthe's zu erleben vergönnt. Stand und steht dieses Gartenhäuschen, ungefähr zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, am sogenannten Stern im herzoglichen Park inmitten hoch-

wipfeliger Baumgruppen. Hieher flüchtete sich Göthe aus dem kraftgenialischen Gedränge. Hier hat oft in einsamer Nacht die Muse ihn geküßt, — alle Wetter, ich werde unwillkürlich poetisch. Hier gestattete er nur seinen Vertrautesten Zutritt, hier verlebte er die besten Augenblicke seiner Freundschaft mit Karl August, einer Freundschaft, die meines Wissens ganz einzig in der Geschichte dasteht. Ein glücklicher Zufall verschaffte mir den Eintritt in die Einsiedelei des Genius. Ich hatte Gelegenheit gehabt, der Geliebten Göthe's, der Frau von Stein, einen Dienst zu erweisen. Eine merkwürdige Frau, diese Charlotte von Stein. Sie ist nicht schön, ist um mehrere Jahre älter als ihr Geliebter, aber sag' Euch, ich lernte den Zauber, welcher ihn an sie fesselte, begreifen. Es umgibt sie eine Atmosphäre der Anmuth, in welcher Einem unbeschreiblich wohl zu Muthe wird . . . Wohl, Frau von Stein führte mich in dem Gartenhäuschen ein, und da hat uns in einer schönen Sommernacht der Göthe ein wunderbares Gedicht vorgelesen oder vielmehr Fragmente eines wunderbaren Gedichtes, die, wie er sagte, während seines Aufenthalts in Straßburg entstanden waren. Es waren Szenen eines Drama's, so eigenthümlich, so originell, so dämonisch, daß mir etwas auch nur

entfernt Aehnliches niemals vorgekommen. Das Gedicht behandelt die alte Sage vom Doctor Faust, der den Teufel beschwört und ihm seine Seele verschreibt. Aber wie tief ist dieser Stoff erfaßt, wie kühn umgeformt! In titanischer Verzweiflung empört sich der Held gegen die Schranken des Menschendaseins und will, erfüllt vom schmerzlich süßen Gefühl der Unendlichkeit, die Fesseln der Endlichkeit zerbrechen. Dem idealischen Stürmer zur Seite schreitet der Träger des Prinzips der Verneinung, der sarkastische Dämon Mephistopheles, dessen Philosophie, wenn ich mich recht erinnere, sich zusammenfaßt in den Versen: „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht . . . ." Ah, sag' Euch, wäre mir erquicklich, sehr erquicklich, wenn es dem Göthe beliebte, mit dem ganzen Werk hervorzutreten, bevor ich zur Grube fahre.

„Doch zum Henker mit den Grabgedanken! Es lebe das Leben! Gäbe es nur von Zeit zu Zeit immer wieder so 'ne Auffrischung, wie ich damals zu Weimar eine an mir erfuhr. Denkt Euch, Kinder, den alten Sammetdoctor, wie er unter den weimarer Genies in der Werthertracht lustig sich umtrieb. Ja, beim Jupiter, so that ich, machte die tollsten Schnurren mit, war ungeheuer liebenswürdig, verliebte mich

auch schier teufelmäßig und machte Verse, daß es krachte."

„Nun, da hört Alles auf!" rief Petersen lachend aus. „Ihr, Doctor, Ihr machtet Verse? Da sage noch Einer, es gebe keine Mirakel."

„Hat sich was zu mirakeln!" entgegnete der alte Herr. „Besitzt etwa Ihr Grünlinge das Monopol des Versemachens? Kommt, seid gute Bursche, schenkt mir mein Glas voll und dann paßt auf! Will Euch ein Lied singen, eine Litanei auf das Menschenleben, die ich dem Rousseau abgelauscht und ganz ordentlich in Verse und noch obendrein in Musik gesetzt habe."

Er leerte das vollgeschenkte Glas mit einem Zuge, räusperte sich, und fing mit seiner kräftigen Stimme zu singen an:

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammersöhne
Sind wir hochgeprief'ne Herrn der Welt,
Von Beginn an, bis die letzte Thräne
Aus des armen Schächers Auge fällt.
Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dieß große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.
Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,

Der ihn hudelt, ach, und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt"*) . . . . .

Aber der Sammetdoctor konnte sein Lied nicht zu Ende bringen. Denn in der Oeffnung der hastig aufgerissenen Thüre erschien plötzlich der Jägerlieutenant Zuccato und rief ohne Umstände in die überraschte Tafelrunde herein:

„Eine ungeheure Neuigkeit! Die Turbinella ist entführt!"

Die Bande fuhr von ihren Sitzen auf und umringte mit tumultuarischen Fragen den Ankömmling.

Nur Armbruster und Raleigh blieben sitzen, aber dem Letzteren entfuhr ein halbunterdrückter Ausruf und seine Stirne wurde bleich. Der alte Arzt blickte ihn scharf an und sagte:

„Mein werther Sir, ist Ihnen unwohl? Geschwind, lassen Sie mich Ihren Puls fühlen."

„Es ist Nichts," entgegnete der Virginier, ein Lächeln erzwingend. „Bemühen Sie Sich nicht, lieber Doctor."

*) Bekanntlich schrieb man dieses Gedicht Schiller zu und lange galt die Meinung, derselbe habe es in seinem sechszehnten Jahre verfaßt. Der Irrthum ist aber jetzt dargethan und die Autorschaft Armbrusters kann leicht nachgewiesen werden.

„Erstickt mich nur nicht, ventre del diavolo!“ schrie Zuccato, sich Luft machend. „Ihr sollt ja Alles wissen, was ich selber weiß.“

„Nun, was weißt Du denn?“ — „Heraus damit!“ — „Von wem wurde die Turbinella entführt? Wie? Wo? Wann? Wohin?“

„Ja,“ sagte der Sammetdoctor, zu dem jungen Dalmaten sich wendend, — „sag' an, mi fili: ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?“

„Ah, Sie sind auch da, weisester aller Doctoren?“ entgegnete Zuccato. „Und auch Sie, Herr Raleigh? Ei, ja richtig, war ja große Gasterei, — hatte es in meiner Consternation ganz vergessen. Suchte Sie eigentlich, habe eine Bestellung für Sie ... Aber nicht wahr, wer hätte das gedacht? War, auf Ehre, wie aus den Wolken gefallen ... Ein verfluchter Kerl der Chevalier.... 's wird gewiß ein ungeheures Geschrei in der Stadt absetzen ... die Binetti ....“

„Ei, so schwatz' Du und der Teufel!“ fiel ihm Kapff in die Rede. „Kreuzmillionenschock, hat man je einen so wirbeligen Kerl, so einen verdrehten Haspel, so einen Sparrewantel gesehen? Wirft Alles durch einander wie Kraut und Rüben. Muß ich Dich katechisiren, Junge?“

Und der lustige Lieutenant stellte sich vor seinen Kameraden von den Jägern und that, Haltung und Nasalstimme eines bekannten überfrommen Predigers der Residenz nachahmend, die Frage:

„Also die Turbinella wurde entführt?"

„Ja."

„Von wem?"

„Von dem Teufelskerl, von dem Chevalier."

„Wohin?"

„Bis nach Schorndorf. Dort wurde während des Pferdewechsels das Paar eingeholt."

„Von wem?"

„Von dem Generaladjutanten des Herzogs."

„Das Abenteuer war also schlecht arrangirt gewesen?"

„Es scheint nicht. Aber die Binetti, bei welcher der Chevalier während seines Hierseins häufig aus- und einging, wollte wissen, das Paar sei bei einem Rendezvous von dem ludwigsburger Schloßgarteninspector Walter belauscht worden und dieser habe dem Herzog bei Zeiten einen Wink gegeben."

„Hm, ziemlich unverständlich das, Schwerenoth! Und man hat das flüchtige Paar hierher zurückgebracht?"

„Nein, nicht das Paar, nur den Chevalier."

„Oho, der sitzt wohl fest? Wahrscheinlich schon

auf dem Asperg, in den Klauen des frommen Sünders, des Generals Rieger?"

„Nein, man hat ihn laufen lassen."

„Was? Wie ging das zu?"

„Weiß nicht. Die Binetti that freilich so, als wußte sie davon."

„Hol' der Teufel die alte Schachtel! Aber die Turbinella?"

„Wurde nicht hieher zurückgebracht."

„Wohin denn?"

„Weiß nicht. Die Binetti wußte bloß oder wollte bloß sagen, daß der Generaladjutant mit dem Fräulein weiter das Remsthal aufwärts gereist sei."

„Mysteriös das!"

„Verteufelt! . . . Aber ich muß nun eine Bestellung der Binetti an Herrn Raleigh ausrichten."

Dieß sagend zog Zuccato ein kleines versiegeltes Paket aus der Brusttasche und übergab es dem jungen Amerikaner, an welchen die Adresse lautete.

Raleigh löste Schnur und Siegel. Eine hübsche Anzahl holländischer Dukaten und ein Billet fielen aus dem Umschlag auf den Tisch. Ohne die ersteren zu beachten, griff Raleigh nach dem zweiten, und während er es las, konnten die neugierig

auf ihn schauenden jungen Männer bemerken, daß Röthe und Bläſſe raſch auf ſeinen Zügen wechſelten.

„Liebe Freunde," ſagte er dann mit ſeiner gewohnten Ruhe, — „der Herr Chevalier iſt ein Mann von Welt. Er hat mir vor ſeiner Abreiſe von hier angezeigt, daß er eine zwiſchen uns ſchwebende ſcherzhafte Wette verloren gebe, und hat, wie Ihr ſeht, den Betrag derſelben ſeinem Schreiben beigelegt."

Während dann die jungen Leute, über die große Neuigkeit des Tages umſtändlich ſich auslaſſend, ihren Kameraden Zuccato von Neuem ins Gebet nahmen, ſtand Raleigh, ohne Aufſehen zu erregen, von ſeinem Platze auf, zog Schiller an ein Fenſter, ſchob ihm das Billet in die Hand und ſagte:

„Lies es für Dich."

Das Billet war franzöſiſch geſchrieben und hatte dieſen Inhalt:

„Mein Herr! Ich habe meine Wette verloren und gebe mir die Ehre, Ihnen im Anſchluß den Betrag durch meine gütige Freundin, die Schauſpielerin Binetti, zu übermachen. Ich füge das für einen Mann meines Schlages demüthigende Geſtändniß hinzu, daß ich auch im Falle des Gelingens meines verunglückten Entführungsplanes kaum jemals Ausſicht gehabt hätte, ſagen zu können, daß ich die

Wette gewonnen. Dieses Mädchen ist das seltsamste, unnahbarste und unbesieglichste Geschöpf, welches ich je kennen gelernt . . . Das Abenteuer hätte für mich schlimm ablaufen können. Der Herzog sei im ersten Augenblick vor Zorn außer sich gewesen. Die Binetti half mir aus der Patsche, durch Verwendung ihres Liebhabers, des . . . . schen Gesandten. Vielleicht begnügte man sich auch nur deßhalb, um weiteren Eclat zu vermeiden, damit, mir zu befehlen, auf der Stelle die Residenz und das Land zu verlassen. Ich gehorche natürlich schleunigst. Da ich aber annehmen muß, daß Sie Sich für Fräulein L. interessiren, sage ich noch, daß ich während der schnöden Katastrophe meines Unternehmens in Schorndorf zu ergattern wußte, das Fräulein würde in ein Frauenkloster der Reichsstadt Gmünd gebracht werden . . . Hiemit habe ich die Ehre, Sie zu grüßen und mich zu nennen Ihren ergebenen Diener G. C. Chevalier de Seingalt."

Zweites Capitel.

„Und Poesie auch ist's, wenn man zu zweit durch eine blüh'nde Frühlingslandschaft reit't.“ — Von der alten Reichsstadt Gmünd. — Eine Gewissensfrage. — Begegnung mit einem Sauerbrunnentrinker. — Ein Paßwort. — Von Lorenzodosen und Geheimbünden. — Wiederum eine Abschweifung, aber keine subjective.

Wie die Anatomie des Schmerzes und der Schwermuth, ist auch die der Lust und des Frohsinns schon in vielen und guten Büchern abgehandelt worden. Aber was ist eigentlich das Vergnügen? Ein Zustand des Behagens, in welchem die Dinge der objectiven Welt auf den Geist und die Leiblichkeit des Subjects gleich angenehm einwirken. Wie hölzern klingt das, wie gar nicht vergnüglich! Es dürfte überhaupt unmöglich sein, eine allgemeine Definition eines Begriffes zu geben, welcher in so unendlich viele Nuancen zerfällt als es Menschen gibt. Der große Doctor Johnson, welchen viele Engländer noch jetzt für einen Poeten halten und welcher Carlyle zufolge sogar ein Held war, erklärte es für das höchste Vergnügen, in einer guten englischen Postchaise auf einer guten englischen Straße hinzurollen. Sein Zeitgenosse Goldsmith behauptete, das höchste

Vergnügen sei, auf einem Sopha ausgestreckt liegend einen guten Roman zu lesen, und um dieses Vergnügen seinen Mitmenschen zu ermöglichen, schrieb der Gute selber einen der besten aller Romane. Wir selbst waren einst einem Manne befreundet, welcher alles Ernstes der Ueberzeugung lebte, das höchste Vergnügen bestehe darin, einem schönen Mädchen zuzusehen, welches mit graziösen Fingern seinem Geliebten eine Orange zum Genuße zubereite. Nämlich, setzte ich hinzu, wenn man das Glück hat, dieser Geliebte zu sein, — was er aber für eine verdammlich egoistische Verdrehung seiner Ansicht erklärte. Ich meinte dann, wenn auch nicht das absolut höchste, doch jedenfalls ein höchstes Vergnügen sei es, in jungen Jahren, wo noch die Pulse leicht und fröhlich schlagen, mit einem guten Kameraden zur Seite unter blauem Himmel auf schnellen Rossen durch einen blühenden Frühlingsmorgen hinzureiten, — und mein Philosoph des Vergnügens that mir die Ehre an, kopfnickend zu sagen, das sei in der That nicht ohne . . . . . .

Die Poesie dieser Situation mochten auch die beiden jungen Männer, welche in der Frühe eines hellen Maimorgens die Straße von Stuttgart nach Cannstadt hinabritten, mit Behagen einathmen. Wir erkennen in den Reitern Schiller und seinen Freund

Raleigh, welche, wie die Mantelsäcke hinter ihren Sätteln andeuteten, zu einer längeren Reise gerüstet waren. Der Dichter, welcher heute nicht die fürchterliche Feldschereruniform, sondern einen bürgerlichen Anzug trug, der seinen Gliedmaßen größere Freiheit gestattete, — der Dichter insbesondere fühlte sich augenscheinlich sehr wohl und ließ sich in seiner heiteren Stimmung auch nicht durch den Umstand beeinträchtigen, daß das rasche Pferd, welches er ritt, von Zeit zu Zeit durch gewisse ungeduldige Bewegungen zu erkennen gab, es sei vollständig überzeugt, daß sein dermaliger Reiter zu den in der edlen Reitkunst minder Erfahrenen gehöre.

Des schönen Morgens und des Glückes froh, für einige Tage der lästigen Fesseln seiner dienstlichen Stellung entledigt zu sein, sagte er zu dem schweigsam neben ihm reitenden Freunde:

„Es kommt mir, lieber William, fast wie ein Traum vor, daß ich da mit Dir auf Abenteuer ausreite. Noch gestern hätte ich so eine Episode in der Einförmigkeit und Miserabilität meiner Existenz für eine wunderliche Phantasie halten müssen. Wie hast Du's nur angestellt, mich für eine ganze Woche aus meiner Feldschererei loszureißen?"

„Das machte sich leicht," erwiderte Raleigh.

„Wie Du weißt, hatte ich früher Gelegenheit, die Bekanntschaft Deines Regimentschefs, des Generals Augé, zu machen und denselben einige Stunden lang von dem amerikanischen Krieg zu unterhalten. Als ich Dir gestern meinen Entschluß, ins Ramsthal hinaufzugehen, mittheilte und Dir dabei den Wunsch, mich zu begleiten, anmerkte, ging ich zu dem General und erbat und erhielt von ihm für Dich Urlaub auf eine Woche. Das ist Alles . . . Doch nein; um ganz ehrlich zu sein, muß ich Dir sagen, daß ich bei der Sache auch mein eigenes Interesse im Auge hatte. Du sagtest mir, daß Du zur Zeit, als Du mit Deinen Eltern in Lorch lebtest, von diesem würtembergischen Grenzort aus häufig nach der nahgelegenen alten Reichsstadt gekommen seiest."

„Ja freilich. Mein Vater war damals als Werboffizier in Lorch stationirt und mußte in seinen Geschäften oft viele Tage hinter einander in Gmünd zubringen. Da besuchte ihn dann die Mutter und nahm Phinele und mich mit."

„Du kennst also die Stadt?"

„Wie eben ein Knabe von acht und neun Jahren eine Stadt kennen kann. Mein Vater wurde schon 1768 von Lorch weg nach Ludwigsburg versetzt und ich bin seither noch nie wieder ins Remsthal hinauf-

gekommen. Aber der Schauplatz meiner kindlichen Anschauungen und Spiele ist mir in lieber Erinnerung geblieben, um so mehr, als sie von einem Kameraden der besten Art getheilt wurden, von dem stillen Conz, welchen Du bei unserem Symposion im Ochsen kennen gelernt hast. Der Dritte in unserem Bunde war Christoph Moser, der Sohn des strengen, aber wackeren Ortsgeistlichen. Wir drei Knaben wollten sämmtlich Theologen werden. Der alte Moser war unser Lehrer in den Rudimenten des Wissens, und obgleich mir seine Strenge damals als grausame Härte erschien, sah ich später doch ein, daß ich Grund hatte, seiner dankbar zu gedenken, und so gab ich dem in den Räubern auftretenden Geistlichen den Namen Moser."

„Wie glücklich seid Ihr Dichter! Allem was Ihr achtet oder liebt, vermögt Ihr Leben zu verleihen über Tod und Grab hinaus . . . . Um aber auf Gmünd zurückzukommen, was ist denn das für eine Art Stadt?"

„Eine in einem schönen Wiesenthale gelegene, durch ihre Goldschmiedsarbeiten und den lebhaften Handel damit weithin bekannte, dabei echtkatholische alte Reichsstadt. Ich hörte sagen, ihr Name komme von dem lateinischen gaudia mundi her, und soviel

ist gewiß, daß die Sitten der Gmünder dieser Ableitung des Namens ihrer Stadt nicht widersprechen. Sie sind ein sehr lebenslustiges Volk, aber auch ein sehr gutmüthiges, gastfreies und umgängliches. Daß ich ihre Katholizität betonte, mag daher kommen, daß ich in Gmünd zuerst eine Anschauung von dem katholischen Wesen erhielt und dasselbe deßhalb auf mich, den strenglutherisch erzogenen Knaben, einen sehr lebhaften Eindruck machte. Wie wunderbar erschien mir die erste Feier des Fronleichnamsfestes, wobei die ganze Stadt ein blühendes Festgewand angezogen hatte und Rath, Bürgerschaft und Geistlichkeit in Pompentfaltung wetteiferten. Wie eigen fühlte ich mich angemuthet, als ich in der Stadtpfarrkirche, einem mächtigen gothischen Bauwerk, zum ersten Mal ein solennes Hochamt celebriren sah. Unser Verstand mag sagen, was er will, er wird dem katholischen Cult nie den ungeheueren Vorzug bestreiten können, daß er höchst bedeutsam auf eine der Grundkräfte des Menschen, — vielleicht die edelste — auf die Phantasie einwirkt. Der protestantischen Kirche fehlt allzu sehr das Element der Schönheit. Der Mensch kann nicht vom Brode allein leben, und wäre es auch himmlisches Manna . . . Auch die Möncherei, die ich in meinen Knabenjahren in Gmünd kennen

lernte, wenigstens in ihren Aeußerlichkeiten, übte einen starken Reiz auf meine Einbildungskraft. Die Stadt ist voll von Klöstern, von schwarzen, braunen und weißen Kutten. Es gibt da, wenn ich mich recht erinnere, Dominikaner, Augustiner, Franziskaner und Kapuziner. Außerdem zwei Nonnenklöster, eines in, ein zweites außerhalb der Stadt. In der Kirche des letzteren, welches an der Straße nach Aalen gelegen und, glaub' ich, ein Ursulinerinnenconvent ist, sah ich eine Novize einkleiden. Es war ein schönes junges Mädchen. Ich weiß noch, daß ich heftig weinen mußte, als ich die langen blonden Haare des armen Kindes unter der unerbittlichen Scheere fallen und den schwarzen Schleier über den so mißhandelten Kopf und das bleiche Antlitz decken sah. Das Kloster heißt Gotteszell."

„Ein passender Name für einen Ort, fürwahr," bemerkte Raleigh bitter, — „wo junge Mädchen von Allem abgesperrt werden, was das Leben süß und schön macht. Denke Dir die wunderbar schönen Haare Lauretta's unter der Klosterscheere fallend. Schon die bloße Vorstellung könnte Einen toll machen .... Du sprachst von dem Element der Schönheit im katholischen Cult. Nun ja, ein solches ist darin vorhanden und unser protestantischer Gottes-

dienst dagegen ist von einer Gemüth und Phantasie abstoßenden Nüchternheit .... Du solltest mal erst so ein puritanisches Bethaus in Neu-England sehen. Das ist so steifleinene Prosa, daß, damit verglichen, Euer lutherischer Ritus und unser anglikanischer noch hohe Poesie sind ... Aber, lieber Freund, mag mir auch das Puritanerthum herzlich zuwider sein, ein standhafter Protestant will ich sein und bleiben."

„Freilich, freilich," versetzte Schiller heiter. „Du protestirst, daß Lauretta ihrer schönen Haare beraubt werde, und, beim olympischen Zeus! ich schließe mich Deinem Protest mit ganzer Seele an. Indessen, glaube mir, Fräulein Windsbraut wird die heilige Scheere von ihren Locken entfernt zu halten wissen. Es ist ganz und gar kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß sie sich ohne Weiters werde zu einem Nönnchen machen lassen. Ich möchte wetten, schon jetzt tanzt das ganze Kloster, wo sie sich befindet, nach ihrer Pfeife."

„Aber welches Kloster ist dieß? Befindet sie sich überhaupt in einem Kloster? Hat man den Chevalier nicht vielleicht absichtlich irregeführt?"

„Hm, nach alledem, was Du mir über diesen Mann sagtest, scheint er mir Keiner zu sein, dem man so leicht eine Nase dreht. Sein Billet an

Dich trägt auch durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit. Ueberdieß kommt es mir ganz plausibel vor, daß man dem wilden Kind einstweilen ein Kloster zum Aufenthalt anwies. Der Herzog, weißt Du, gehört selber der katholischen Confession an, und obgleich er in religiösen Dingen viel zu liberal denkt, als daß er es je hätte unternehmen wollen, seine Würtemberger zu seinem Glauben zu bekehren, so mag ihm doch gerade bei diesem Vorkommniß die Beobachtung eines katholischen Brauches ganz passend geschienen haben. Für ein Mädchen, das die Caprice hatte, sich entführen zu lassen, ist ein zeitweiliger Aufenthalt in einem Kloster gar nicht so übel gewählt. Ich sehe darin um so weniger etwas Bedrohliches, als ich überzeugt bin, daß bei dem ganz entschieden lebhaften Interesse, welches Karl dem Fräulein von jeher bezeigte, Lauretta gewiß Mittel und Wege finden wird, ihre klösterliche Haft abzukürzen."

„Höre, lieber Freund, eine Gewissensfrage! Glaubst Du, Fräulein Lauretta sei die Tochter des Herzogs?"

„Ich möchte es glauben, denn viele Anzeichen sprechen dafür, wie ich Dir schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt. Aber Deine Frage stricte zu beantworten, dürften nur der Herzog oder Lauretta

selbst oder vielleicht auch die Generalin Wimpfen im Stande sein."

Raleigh schwieg eine Weile nachdenklich. Dann sagte er:

„Sei dem Allen, wie ihm wolle, Lauretta soll und muß erfahren, daß sie treue Freunde habe."

Unter diesem Gespräche hatten die beiden Reisenden die Neckarbrücke bei Cannstadt passirt und waren durch die stillen Gassen des alten Ortes geritten. Als jenseits desselben ihre Pferde langsam die gen Waiblingen zu ansteigende Straße hinanschritten, bemerkten die Freunde vor sich einen Fußgänger, dessen Scharlachrock in der Morgensonne glänzte.

„Schwerenoth, so wahr ich lebe, der Sammetdoctor!" rief Schiller aus.

„Ei freilich, der Sammetdoctor," versetzte der Genannte, sich umkehrend und in seiner gewohnten ceremoniösen Weise grüßend.

Die Freunde hielten ihre Pferde an und erwiderten den Morgengruß.

Der alte Herr drückte den goldenen Knopf seines mächtigen Rohrstocks an die Nase, blinzelte schelmisch und sagte:

„Glück auf, meine irrenden Herren Ritter, Mes-

sieurs les chevaliers sans peur et sans reproche! Also an diesem gesegneten Morgen, wo anständige Leute, nachdem sie da drunten in dem alten Nest ihren Sauerbrunnen getrunken, einen der Gesundheit zuträglichen Spaziergang machen, reitet eine thatendurstige Jugend auf Abenteuer aus? Soll ich sagen, wie der Held de la Mancha und sein edler Sancho Pansa? Oder vielleicht wie der große Sir Hudibras und sein tapferer Knappe Ralf? Denn die Fahrt geht, scheint es, hinauf ins katholische Land und da ist es wahrscheinlich à la Hudibras auf Bekehrungen abgesehen."

„Doctor, seid Ihr des Teufels?" sagte der Dichter lachend. „Wer hat Euch gesagt, daß wir ins katholische Oberland wollen? Ich fange nun doch bald zu glauben an, daß Ihr, wie die Leute sagen, einen spiritus familiaris besitzt."

„Einen spiritum familiarem, lieber Sohn, wenn es Euch beliebt. Auf die Frage wen oder was setzt man den Accusativum, wißt Ihr? Ja freilich besitze ich so einen dienstbaren Geist, meinen gesunden alten Menschenverstand. Der sagt mir, Ihr Herren seid zwar nicht auf Drachen oder Ungläubige aus, wohl aber nach einem gewissen irrenden Fräulein, nomine Turbinella."

Raleigh, dem diese Mitwissenschaft des Sammetdoctors nicht sehr angenehm war, vermochte eine Bewegung der Ungeduld nicht zu unterdrücken. Sie entging dem Falkenauge des alten Herrn nicht, aber er ließ sich dadurch sein Concept nicht verrücken.

„Ich will Euch nicht lange aufhalten," sagte er, „denn ich sehe es meinem werthgeschätzten Herrn Amerikaner an, daß er Eile hat. Im Uebrigen liebe ich es, wenn die Jugend abenteuerlustig ist. Also nur frisch zu! Aber wie der Jugend die That, so steht dem Alter der Rath an. Will Euch daher rathen, etwas weniges; nachher könnt Ihr thaten, wie es Euch beliebt."

Schiller gab seinem Freunde mit den Augen einen Wink und erwiderte:

„Ja, rathet uns, lieber Doctor, denn ich sehe nun schon, daß Ihr wißt, wohin wir wollen und warum wir dorthin wollen."

„Freilich, freilich. Ihr meint, es dürfte der göttlichen Turbinella in dem gmünder Kloster, in welches man sie gethan, um für einen curiosen Seitensprung Buße zu thun, schier zu langweilig werden, — nicht wahr? Ihr meint ferner, es sei Eure ritterliche Pflicht und Schuldigkeit, der schönen Dame zur Abkürzung dieser langweiligen Situation zu ver-

helfen, so oder so, — nicht wahr? Wohl gefällt mir das, bei allen Göttern aller Mythologien! Gefielen mir all mein Lebenlang derartige Schnurren, wobei der Mensch mit einem Fuß oder auch mit beiden über die prosaischen Polizeischranken keck hinwegspringt. Will Euch aber was sagen, liebe Kinder. Maßen Fürsicht bekanntlich die Mutter der Tapferkeit ist, müßt Ihr vor allen Dingen gehörig fürsichtig sein. Was Ihr auch unternehmen wollt, bedenkt, Ihr unternehmt es als Ketzer in einem katholischen Lande und habt es dabei mit der hochwürdigen Geistlichkeit zu thun. Ihr versteht mich? Auch mit dem Magistrat einer freien — lucus a non lucendo — Reichsstadt könnt Ihr es zu thun bekommen und in letzter Instanz mit dem Herzog von Würtemberg. Nehmt Euch daher gehörig in Acht! Sollte mir leidthun, Euch in eine dumme Schwulität hineingerathen zu sehen, veritabel leid. Hütet Euch vor Anwendung gewaltsamer Mittel! Haben nicht die größten Feldherren und Staatsmänner auf die Anwendung von Gewalt verzichtet, wo immer sie mit der List ausreichen konnten? So thaten sie, ist ein historisches Factum. Wohl, seid also listig, gescheidt, klug wie die Schlangen und laßt Andere einfältig

sein wie die Tauben. Und . . . ah, da fällt mir ein, lieber Schiller, Ihr seid ein Schnupfer."

„Was soll nun das wieder?"

„Werdet es sogleich hören. Hier nehmt eine Prise aus dieser meiner Dose und dann thut mir den Gefallen, dieselbe als ein pretium affectionis von dem alten Armbruster einzustecken. Ist zwar nur eine schon ältliche und, wie Ihr seht, ganz unscheinbare Horndose, könnte sie Euch und Eurem Freunde aber dennoch von einigem Nutzen sein."

„Wie so denn?"

„Paßt nur auf! Lebt da droben in der Nähe von Gmünd, in den Bergen des Aalbach ein alter Mann, der Pater Aloisius, als Einsiedler. Er hat seine Klause und Kapelle auf dem Bernhardusberg, weßwegen er vom Volke der Umgegend gewöhnlich nur der Bernharduspater genannt wird. Ist selbiger Bernharduspater der Mann, welchen ich, obgleich meine Ansichten über Welt und Menschen von den seinigen bedeutend differiren, unter allen Menschen am meisten achte. Ist 'ne Art Heiliger, der Aloisius, — ein wunderlicher, meinen die Leute, ein wirklicher, sag' ich. Könnte jetzt Abt von Wiblingen oder von Zwiefalten sein, wenn er gewollt hätte. Wollte ein einfacher Coventual bleiben und ist

zuletzt ein armer Einsiedler geworden. Trotzdem aber könnte er Euch unter Umständen sehr nützlich sein; denn er hat in jener ganzen Gegend bei Weltlich und Geistlich einen großen Stand. Er ist so zu sagen der gute Genius loci, daneben ein rechter Kosmopolit, ein Gelehrter, ein Theosoph, die Fleisch und Bein gewordene Milde, Wahrhaftigkeit und Heiterkeit, ohne eine Spur von süßlichem Nebengeschmack. Er hat viel gesehen und erlebt, auch viel Unglück. Aber es ist auf dem Grunde seiner Seele davon keine Schärfe oder Säure zurückgeblieben. Summa: ein Prachtmensch."

„Ihr schildert ein Ideal, Doctor."

„Ist auch eines, der Pater Aloisius, so ich je eines gesehen. Sag' Euch, wenn Euch in Eurem vorhabenden Unternehmen irgend Einer Beistand leisten kann oder will, so ist's der Bernhardusvater. An ihn wendet Euch. Ihr werdet es in keiner Hinsicht bereuen."

„Aber wie sollen wir uns bei ihm einführen?"

„Bah, der Aloisius hat seine Thüre noch Keinem verschlossen. Um Euch jedoch alle weitläuftigen Präambeln zu ersparen, rath' ich: bietet dem Pater eine Prise aus meiner Horndose und sprecht dabei die Worte: Bruder Serapion grüßt den Bruder Spiridion."

„Ein mysteriöses Paßwort!“

„Ja, wenn Ihr wollt; aber sag' Euch, es wird den Bernhardusspater zu Eurem Freunde machen.“

„Desto besser. Aber sagtet Ihr nicht, Doctor, der Pater heiße Aloisius?“

„Das ist sein Klostername. Aber ich merke, die Namen Serapion und Spiridion kitzeln Eure Neugierde. Kann Euch einstweilen nicht helfen. Wendet sie an, die Namen nämlich, wie ich Euch sagte; die gute Wirkung wird nicht ausbleiben. Damit Basta und gute Verrichtung, auch gute Fürsicht, verstanden? und schließlich guten Morgen!“

Damit kehrte er sich ab und ging rasch den Weg nach Cannstadt hinunter, ohne weiter Rede zu stehen.

„So ist er,“ sagte Schiller. „Er sagt sein Sprüchlein und geht ab.“

„Ich kann aus diesem Manne nicht klug werden,“ bemerkte Raleigh. „Woher weiß er Alles? Er scheint voll Theilnahme und Wohlwollen, und doch . . . . darf man ihm trauen?“

„Ich bürge für ihn. Er meint es gut mit uns, gar kein Zweifel. Auch wundert es mich nicht, daß er bei seinen vielerlei Verbindungen, welche bis in die höchsten Regionen der Residenz hinaufreichen, das Geheimniß von Lauretta's Aufenthalt in einem

gmünder Kloster bereits erlickert hat, wie wir Schwaben sagen."

Indem die Freunde ihre Pferde wieder in Gang setzten, zog Schiller die Dose des Sammetdoctors hervor und betrachtete sie aufmerksam. Es war eine ganz einfach aus Horn gearbeitete Dose, die jedoch einige eigenthümliche Kennzeichen hatte. Auf dem Deckel stand nämlich in halbverwischten goldenen Lettern der Name „Lorenzo," und als der Dichter den Deckel öffnete, fand er auf der Rückseite desselben oben das Wort, „Perfectibilitas" und weiter unten den Satz: „Lux vincet tenebras!" geschrieben.

Er wies seine Entdeckung dem Freunde hin und sagte:

„Hm, es scheint mit dieser Dose doch eine eigene Bewandtniß zu haben. Lorenzo? Lorenzo? Der Doctor heißt nicht so. Es kann der Name eines Freundes sein, von welchem er die Dose zum Geschenk erhalten. Vielleicht der eigentliche Name des Bernharduspaters, auf dessen Bekanntschaft ich ungemein begierig bin."

„Wart' mal," versetzte Raleigh, die Dose näher betrachtend. „Mir ist, als müßte ich ein ganz ähnliches Stück von Schnupftabaksbehälter schon früher gesehen haben. Wo nur? Ja, auch auf jener Dose

stand der Name Lorenzo . . . Ah, ich hab's! drüben in meinem Vaterland war es und in den Händen des heldenhaften Deutschen, der so glorreich für unsere Sache focht und von Washington so hoch geschätzt wird, in den Händen des Barons von Steuben sah ich eine solche Dose. Es muß doch wohl Etwas dahinter stecken."

„Freilich, freilich, und jetzt hab's auch ich! Wie dumm, daß mir die Sache nicht gleich eingefallen. Ich hörte bei der Frau von Wolzogen einen Reisenden, der mit dem Gleim'schen Kreise in Halberstadt und mit dem Jakobi'schen in Pempelfort viel verkehrt hatte, davon sprechen . . . Diese Dose ist eine sogenannte Lorenzodose."

„Eine Lorenzodose?"

„Ja. Erinnerst Du Dich des Franziskanermönchs Lorenzo in Sterne's „Sentimentale Reise?" Diesem und der Freundschaft zu Ehren, welche der gute Yorik mit ihm schloß, kamen diese Dosen auf, soviel mir bekannt, hauptsächlich auf Anregung der Gleim und Jakobi, die ja aus der Freundschaftlerei eine Art Cultus zu machen suchten. Am Besitz solcher Dosen sollten sich die Anhänger desselben erkennen und diese Art Freimaurerei der Freundschaft hat ohne Zweifel viele ehrenwerthe Männer mit einander

in Verbindung gebracht, ist aber sicherlich auch von manchem Lump ausgebeutet worden, wie ja dieß auch bei der eigentlichen Freimaurerei der Fall ist."

Raleigh fixirte den Freund scharf und machte mit der Hand einige seltsame Zeichen, die aber der Dichter nicht verstand, worauf jener sagte:

„Du sprichst mit nicht sehr großem Respect von dem ehrwürdigen Maurerorden, und doch sind demselben, wie ich hörte, in Weimar vor Kurzem Männer wie Göthe, Herder und der Herzog Karl August beigetreten."

„So? Es mag sein. Ich kenne übrigens die Maurerei allzusehr nur vom Hörensagen — die populären Fabeleien darüber glaub' ich natürlich nicht — um im Besonderen mir ein Urtheil über den Gegenstand erlauben zu dürfen. Im Allgemeinen aber darf ich wohl sagen, daß ich allem Mysterienhaften abgeneigt bin. Warum so geheimnißvoll thun? Was wahrhaft gut, edel, schön ist, soll frei und offen hervortreten wie das Licht, wie die Sonne. Was kann, was will eine Gesellschaft, welche die Erkenntniß zu monopolisiren trachtet?"

„Aber wer sagt Dir, daß die Maurerei das thut? Ist es bei dem Bildungszustande der Massen rathsam, edle Wahrheiten sogleich auf den offenen

Markt zu werfen? Würden sie dort verstanden? Nein, mißverstanden und entweiht. Die Wahrheit soll sein wie die Sonne, ja. Aber vermögen die blöden Augen der Menge den Anblick dieser Sonne unvorbereitet zu ertragen? Mit nichten. Zu allen Zeiten hat es edle Geister gegeben, welche die Nothwendigkeit erkannten, in wohlbehüteten engeren Kreisen das Licht der Erkenntniß erst an Kraft und Macht zunehmen zu lassen, damit es dann, in die freie Luft gebracht, vom Zugwind der Vorurtheile nicht mehr ausgelöscht werden könne. So das Licht der Vernunft, der Humanität, der Toleranz und Bruderliebe zu pflegen, um es, wenn die rechte Stunde gekommen, aller Welt zu enthüllen, — das ist die Aufgabe, welche sich der Maurerbund gestellt."

„Gewiß eine erhabene Aufgabe! Aber, alle Wetter, Du sprichst so begeistert davon, daß ich am Ende in Dir selbst einen Meister vom Stuhl zu veneriren habe?"

„Nein," entgegnete Raleigh ernst. „Ich bin einstweilen nur ein bescheidener Geselle am Bau des Tempels Salomonis."

„Also doch auf dem Wege zum Meisterstuhl? Doch verzeih', lieber Freund, den leichten Ton, in welchem ich von einer, wie ich jetzt merke, Dir heili-

gen Sache rede. Es gibt Vieles, welches wir, als Anderen heilig, respectiren müssen, auch wenn es unserem eigenen Wesen widerstrebt. Mir nun widerstrebt alles Mysterienwesen. Es mag dasselbe zu allen Zeiten edle Geister angezogen haben, aber gewiß ist auch, daß es zu allen Zeiten von der Arglist mißbraucht wurde, um die Augen der Menschen zu blenden und ihre Gemüther zu verwirren. Wie gesagt, ich liebe die Verhüllung der Wahrheit mit symbolischen Draperien überhaupt nicht. Die Wahrheit ist schön. Die Schönheit aber, o, ist sie nicht doppelt herrlich in der keuschen Hüllenlosigkeit ihrer Reize?"

„Lieber Freund, Dein Geist schreitet in den Regionen der Ideale mit einer Sicherheit einher, die ich beneiden könnte. Aber meine Natur ist mehr auf die Wirklichkeit gestellt. Du nimmst die Menschen, wie sie sein sollten, ich nehme sie, wie sie sind. Sie bedürfen der Formen, der Symbole, der Verhüllungen, ja vielleicht sogar der Gaukeleien. Bringt das nackte Marmorbild einer griechischen Göttin auf den rohen Menschen die erhebende Wirkung hervor wie auf den gebildeten, auf den Künstler? Kann die nackte Wahrheit die Menge gewinnen? Erinnere Dich doch daran, was Du heute schon von der Wirkung des katholischen Cultus gesagt. Da hast Du die Macht der Sym-

bolik . . . . Uebrigens, was die Mängel der Maurerei betrifft, so theilt sie nur das Loos alles Menschlichen. Es wohnt ihr aber die Kraft der Regeneration inne und gerade in Deutschland hat sich für das in die Maurerei eingeschlichene dunkelmännische Gift bereits ein Gegengift gefunden. Du hast wohl schon vom Illuminatismus gehört?"

„Nur Unbestimmtes. Professor Abel sprach mir unlängst davon. Die Illuminaten sollen eine Sekte der Freimaurer sein, gestiftet von dem Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt. Abel fand es seltsam, daß dieser aufklärerische Versuch gerade in Baiern seinen Ursprung nahm, einem Lande, welches man so ziemlich als das deutsche Böotien zu betrachten gewohnt war."

„Kam nicht auch Gutes aus Nazareth? . . . Die illuminarische Bewegung scheint mir von großer Bedeutung zu sein. Sie kann eine zeitgemäße Reform der Maurerei zuwegebringen. Und wart' mal, zeig' mir doch die Dose des Sammetdoctors. Das Wort Perfectibilitas, welches auf der Innenseite des Deckels steht, spielt, wie ich hörte, eine vortretende Rolle unter den Formeln der Illuminaten und der Spruch: Lux vincet tenebras! ist wohl nichts Anderes als ein illuminarisches Symbolum. Jetzt ahne

ich den Zusammenhang der Sache. Der Sammetdoctor ist, wie ich weiß, Maurer. Wahrscheinlich ist er auch Illuminat, was auch der Einsiedler sein mag, an welchen er uns gewiesen hat."

„Du kannst recht haben. So erklärt sich auch der sonderbare Gruß, den er uns aufgetragen. Serapion und Spiridion sind wohl illuminarische Ordensnamen. Sieh, sieh! Nun ich habe Nichts dagegen, einen Illuminaten kennen zu lernen, welcher zugleich Mönch und Anachoret ist. Auch Losungswort und Glaubensbekenntniß des Ordens laß' ich mir von Herzen gefallen. „Vervollkommnung!" und: „Das Licht wird die Finsterniß besiegen!" Amen von ganzer Seele .... Aber sieh' mal, da unten ist das Remsthal und wir werden sogleich in Waiblingen sein" . . . . .

Wir lassen die Freunde in das alte Hohenstaufenstädtchen Waiblingen einreiten und von da ihres Weges thalaufwärts weiterziehen, während wir den geneigten Leser einladen, uns auf einem kurzen culturgeschichtlichen Ausflug zu begleiten, dessen Zweck ist, das vorstehende Gespräch zu commentiren.

Das achtzehnte Jahrhundert ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten der Weltgeschichte. Wer den unermeßlichen Reichthum seiner Erscheinungen unter dem kärglichen Begriff der Zopf- und Reif-

rockszeit subsumiren zu können glaubt, beurkundet damit nur eine klägliche Unwissenheit. Wir halten dafür, daß der allgemeine Charakter jener großen Zeit am richtigsten sich bezeichnen lasse durch die hier nur scheinbar sich widersprechenden Worte zerstörend-schöpferisch. Innerhalb dieses allgemeinen Charakters welche Gegensätze im Besonderen! In kaleidoskopisch buntem Nebeneinander erscheinen hier die kühnste Abstraction und die raffinirteste Genußsucht, mystisch-verzucktestes Fühlen und das edelste wissenschaftliche und dichterische Streben, philisterhaftestes Verrottetsein und revolutionärstes Denken und Trachten, kolossale Laster und reichster Idealismus, cynischer Skepticismus und kindlichster Glaube, verhärtetste Selbstsucht und sentimentalste Schwärmerei, schamloseste Wegwerfung alles Vaterländischen und glühendste Regungen des patriotischen Gefühls. Es ist ein Sittenbild, das, in künstlerischer Vollendung dargestellt, wechselweise tiefes Grauen und tiefes Entzücken einflößen müßte. Die Masse der Nation, wozu auch viel vornehmer Pöbel gehörte, steckte noch tief im Mittelalter, während die auserwählten Geister ihrem Volke um Jahrhunderte vorauseilten. Zwischen diesen und der stumpfsinnigen Menge was klaffte da für eine ungeheure Kluft! Während die Klopstock,

Lessing, Kant, Herder, Göthe ihre unsterblichen Geistesthaten verrichteten, während Friedrich II. und Joseph II. vom Throne herab Revolution machten, sagte noch ein adelsstolzer Graf und hoher Beamter: „Ein Mensch von bürgerlicher Herkunft kann nichts Ordentliches gelernt haben."

Wie hier ein schroffer Gegensatz sich herausstellt zwischen der Conservirung feudalistischer Barbarei und der neuen Stellung, welche das deutsche Bürgerthum vermittelst des Sturmschritts der national-literarischen Bewegung im Culturleben der Nation sich errungen hatte, — so anderwärts besonders auf dem religiösen Gebiete. Wir sprechen nicht von den confessionellen Reibungen und Feindseligkeiten, von den theologischen Zänkereien und Stänkereien: wir berühren nur die beiden Gegenpole des Rationalismus und des Mysticismus, zwischen welchen, buntest nuançirt, das religiöse Fühlen und Glauben unserer Väter, Großväter und Urgroßväter sich bewegte.

Es war die Zeit der Aufklärung, aber es war zugleich die Zeit der Mysterien. Ein extremer Rationalismus, in seinem Bestreben, alles Wunderbare und Geheimnißvolle zu erklären, zu verwerfen, auszurotten, eine Art gefrorenen Fanatismus entfaltend, machte alle weniger prosaischen Gemüther einer

gewissen Schwärmerei geneigt, die bei vielen gar leicht in Wundersucht und Mysterienkram ausschlug. Andere Motive kamen hinzu. Auf der einen Seite hatte der intriguenhafte Charakter der Politik den Sinn für freie Bewegung in der Oeffentlichkeit vernichtet, auf der andern suchte und fand die übersättigte Genußsucht in dem Spiel mit Geheimnissen, und wären es auch noch so läppische gewesen, einen neuen Anreiz. Hieraus erklärt es sich unschwer, daß die Aufklärer auf den Gedanken kamen, den Geheimbundaparat auch zu ihrem Vortheil zu benützen, was aber im Ganzen und Großen mißlingen mußte, weil die Idee der Freiheit zu ihrem Gedeihen schlechterdings Licht und Luft der Oeffentlichkeit nöthig hat. Selbst beste und begeistertste Fortschrittsmänner übersahen das gänzlich und so ist es im Hinblick auf die unermeßliche geistige Regsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts begreiflich, daß geheime Orden wie Pilze aufschossen. Wunderbarer Irrthum des Menschengemüthes! Ein tiefes, glühendes Sehnen nach allseitig freier Entwicklung und Entfaltung der Individualität ging durch jene ganze Zeit und dennoch unterwarfen sich Hunderte, Tausende, oft gerade die Strebsamsten, dem Zwang complizirter Geheimbundsysteme, ließen sich die Fesseln einer oft ebenso lästigen als albernen Symbolik

gefallen und schwuren unbedingten Gehorsam — unbekannten Oberen.

Die Grundlage der aufklärerischen Geheimbündlerei war und blieb der Freimaurerorden. Die maurerischen Legenden von einem unvordenklichen Alter dieser Genossenschaft haben der historischen Kritik unserer Tage nicht Stand zu halten vermocht. Der berühmte Orden, über welchen noch vieler Orten unter dem Volke ganz abgeschmackt ungeheuerliche Vorstellungen herrschen, ist, obgleich auf die Erinnerung an die mittelalterlichen Baugilden oder Bauhütten gegründet, bekanntlich von verhältnißmäßig jungem Ursprung. Die genannten Baugilden des Mittelalters hatten in Deutschland, in Frankreich, in England ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt und daher hießen ihre Mitglieder Freie Maurer, Franc-maçons, Free-masons. Mit der mittelalterlichen Baukunst waren diese Genossenschaften von Künstlern und Handwerkern allmälig in Verfall gerathen. Am längsten hielten sich die Baubrüderschaften in England und hier erfuhren sie unter der Regierung Georgs I. ihre Umbildung zur modernen Freimaurerei. Im Jahre 1717 wurde zu London die erste große Loge (lodge, nur eine Uebersetzung des deutschmittelalterlichen Wortes Bauhütte) gestiftet. Die äußere

Organisation der Logen, die Rangordnung der Mitglieder (Lehrlinge, Gesellen, Meister, Meister vom Stuhle), die Symbole (Hammer, Kelle, Winkelmaß, Schurzfell), die Losungen und Ceremonien wurden aus den alten Bauhütten herübergenommen. Aber die Logen waren jetzt nicht mehr Zünfte von Künstlern und Handwerkern, sie waren die vermittelst eines complizirten Ceremoniels vor dem profanen Haufen abgeschlossenen Vereinigungspunkte freier und gebildeter Männer aller Stände. Der Freimaurerbund war keine handwerksmäßige Gilde mehr, sondern ein reinmenschlicher Bund, dessen Wahlspruch: Toleranz und Nächstenliebe! war und der, mit Verwerfung aller trennenden confessionellen und conventionellen Schranken darauf ausging, den Menschen auf den Adel seines eigenen Wesens zu stellen.

Von England aus verbreitete sich die Freimaurerei über den Continent und kam hier rasch sehr in Aufnahme. Auch in Deutschland. In der Blüthe seiner Reinheit und Wirksamkeit verband er eine Menge durch Geist und Lebensstellung ausgezeichneter Männer vermittelst des Bandes geheimer Brüderschaft. Wir nennen nur Friedrich den Großen, welcher als Kronprinz Maurer geworden war und auch als König den Orden protegirte, bis er aus demselben trat, weil

ihm die mystische Spectakelei, zu welcher die Logen mißbraucht zu werden anflugen, höchlich mißfiel. Auf diesen Mißbrauch gründeten die geheimbündlerischen Abenteurer, deren Glanzperiode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufging, ihre industrieritterlichen Speculationen. Die Geheimnißsucht, welche sich, vielfach mit der pietistelnden Richtung verwoben, aus den früher berührten Gründen der Gesellschaft bemächtigt hatte, kam diesem unsauberen Treiben zu Hilfe. Wie es immer geht: wenn die Leute Wunder haben wollen, so finden sich Wunderthäter. Von Wien her veröffentlichte Mesmer die Bezugs der magnetischen Materie von ihm gemachten Beobachtungen und der scientiven Seite des Magnetismus gesellte sich alsbald eine mystische. Zur selben Zeit führte in Schwaben der Pater Gaßner das Scandal seiner Wunderheilkunst auf, und trieb zu Leipzig der Kaffeewirth Schröpfer seine Geisterbeschwörungen, bis er, von der Wucht seiner Gaunereien erdrückt, zum selbstmörderischen Pistol greifen mußte. Ein anderer Wundermann, der Graf Saint-Germain, Alchymist, Diamantenverfertiger und Lebenselixirbesitzer, berührte, nachdem er mit seinen chemischen Künsten und seinem Diamantenschatz eine Weile Ludwig XV. und die Pompadour ergötzt hatte, ebenfalls den deutschen

Boden und starb in den Armen seines Verehrers, des Prinzen Karl von Hessen, Statthalters von Schleswig-Holstein.

Alle diese Erscheinungen hingen mit der Freimaurerei zusammen. Denn ungefähr seit 1760 hatte sich innerhalb der letzteren eine sogenannte Geheimlehre auszubilden angefangen, welche behauptete, daß uralte geheime Weisheit, von Moses und Zoroaster herstammend, durch Vermittlung des Templerordens auf einen gewissen Christian von Rosenkreuz und durch diesen auf andere Meister des Wissens (Adepten) vererbt worden sei. Diese Disziplin, bei Licht betrachtet auf dunkelmännische Intriguen, auf mystisch-kabalistischen Aberwitz und Charlatanismus hinauslaufend, gab vor, das Geheimniß des Steins der Weisen zu besitzen, das heißt der Verwandlung unedler Metalle in Gold und der Bereitung des Lebenselixirs, welches den rosenkreuzerischen Adepten eine unendlich lange Lebensdauer sichere. Die Rosenkreuzerei begann die Maurerei zu überwuchern. Leute, namentlich aus den höheren Ständen, welche mühelos in den Besitz solcher, wie sie wähnten, mit sehr reellen Vortheilen verbundener Weisheit zu gelangen suchten, drängten sich massenhaft den Logen zu. Pfiffige Charlatane und berechnende Reactionäre stifteten die

sogenannten „inneren Systeme“ und das „System der stricten Observanz,“ wo außer den herkömmlichen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen statuirt und mit rosenkreuzerischen Symbolen, Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischen Ceremonien kurzsichtige und vertrauensvolle Mysteriensüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Die Maurer der stricten Observanz waren, daher der Name, zu strictem Gehorsam gegen die unbekannten Oberen verpflichtet, deren geheimnißvoller Großmeister unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (Eques a penna rubra) verehrt wurde.

Das System der stricten Observanz erfuhr aber von Seiten der ihren ursprünglichen Tendenzen treugebliebenen, aufklärerischen Maurerei energischen Widerstand und auf einem großen Freimaurerconvent im Wilhelmsbad bei Hanau im Jahre 1782 unterlag es der von Bode und Knigge geführten Opposition, so daß statt seiner das System der sogenannten eklektischen Maurerei für die deutschen Logen angenommen wurde. Es erklärten die Führer dieser Richtung damals offen, der Zweck des Ordens sei die Vernichtung alles Aberglaubens und aller Despotie. Hierin nun fiel die Freimaurerei mit dem Illuminatenorden zusammen, welchen im Jahre 1776 zu Ingolstadt

der Professor Weishaupt in Verbindung mit dem Studenten Zwackh gestiftet hatte und welchen dann der Freiherr von Knigge, unter dem Ordensnamen Philo bekannt, maurerisch organisirte. Schon 1778 zählte der Illuminatismus in Baiern, Franken und Tyrol zwölf Logen, in Wien ausgezeichnete Männer wie Sonnenfels zu seinen Mitgliedern und verbreitete sich durch die Bemühungen Bode's und anderer Brüder auch nach Mittel- und Norddeutschland.

Drittes Capitel.

Der Poet als Courmacher und ein unbeachteter Fremder. — „Ach, mein Herr!" — Legende von einem geraubten Kuß. — Der „Salvator." — Eine Prozession. — Es schneit Rosen. — Der Dichter im Halbdunkel. — Die Ursulinerin. Ein gefährliches Tête-a-Tête.

„Ach mein Herr!"

Dieß wurde gesprochen in einer Morgenstunde in dem Schenk- und Speisezimmer des alten Gasthauses zur blauen Ente in der alten Reichsstadt Gmünd von der Tochter des Hauses zu einem Gast, welcher ihr angelegentlich die Cour machte. Die Sprecherin war eine große, volle, frische, weiße Blondine mit einem hübschen Stumpfnäschen und einem

schmachtenden Blick, welcher vermuthen ließ, daß sie den Werther oder wenigstens den Siegwart gelesen habe, — im Uebrigen nicht übertrieben gescheidt, aber doch recht appetitlich aussehend. Der, zu dem es gesprochen wurde, war unser reisender Dichter, welchem die hübsche Wirthstochter vorhin seinen Morgenkaffee gebracht hatte.

Außer dem Poeten und dem Mädchen befand sich nur noch ein Gast in der Stube, welcher in einer entfernten Ecke hinter einem Tische saß, in verschiedene vor ihm liegende Briefschaften vertieft. Schiller, mit einem für ihn anziehendern Gegenstand beschäftigt, achtete des Mannes nicht, obgleich das Aeußere desselben zu einer andern Stunde seine Aufmerksamkeit wohl hätte erregen dürfen.

Der Fremde, reich, vielleicht übertrieben reich gekleidet, war klein von Gestalt, dabei ziemlich corpulent und ungewöhnlich breitschultrig. Sein runder Kopf war mit dicken, dunkelschwarzen und krausen Haaren besetzt, welche sich dem Zwang der Frisur nur nothdürftig fügten. Unter einer gedrungenen Stirne und starken dunkeln Brauen glühten schwarze, trübschimmernde, stets rollende Augen. Der feingerundeten, etwas gebogenen Nase entsprach nicht sehr der große Mund mit dickwulstigen Lippen, dagegen das

feste, runde Kinn. Er schien sehr vollblütig, denn durch die braungelbe Gesichtsfarbe schimmerte überall das Blut hervor. Auf drei Schönheiten konnte er übrigens Anspruch machen: er besaß ein kleines und feines Ohr, eine kleine und fleischige Hand und einen kleinen und überaus wohlgebildeten Fuß. Dem Räuspern nach zu schließen, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, mußte er eine wohlklingende Stimme besitzen.

Der Dichter achtete des Mannes nicht. Er war vollauf beschäftigt, zu frühstücken und daneben seine Galanterie sehen zu lassen.

„Ja, Mamsell Senzele *)," sagte er, „in der guten alten blauen Ente hab' ich mich gleich wieder recht heimisch gefühlt. Wie oft bin ich als kleiner Junge mit Vater und Mutter an diesem Tisch da gesessen! Sie freilich, Sie Böse, haben Sich des alten Spielkameraden nicht wieder erinnert. Und doch war ich vor Zeiten so zu sagen Ihr anerkannter Schatz."

„Ach, mein Herr!" lispelte die gebildete Wirthstochter und wurde gebührender Maßen roth, was sie keineswegs häßlicher machte.

„Wissen Sie noch, Mamsell Senzele," fuhr der

*) Zärtliche Verkleinerung für Cresenz, Cresentia.

Courmacher fort, — „wie Sie mich des Vertrauens würdigten, Ihnen die große schöne Puppe, die Ihnen der Santiklaus gebracht, an- und ausziehen zu helfen? Ich weiß noch ganz gut, wie allerliebst Sie Sich dabei anstellten und wie ungeschickt ich und wie so hübsch Sie mich schalten und auszankten. Beim Jupiter, wie sind Sie seither groß und schön geworden!"

„Ach, mein Herr!"

„Die liebe Puppe ist wohl schon lange den Weg aller Puppen gegangen und Sie, theures Senzele, spielen jetzt statt mit nürnberger Spielzeug mit armen Männerherzen."

„Ach, mein Herr!"

„Meiner Treu, ich merke, in der blauen Ente ist's noch immer gut sein. Respect vor diesem Kaffee! Der hat den rechten Duft. Und wie mild und süß dieser Milchrahm! Aber ich wette meinen Kopf, Ihre kirschrothen Lippen, Mamsell Senzele, die müssen noch zehntausendmal milder und süßer sein."

„Ach, mein Herr!"

Wir vermuthen, der Dichter würde die blonde Schöne veranlaßt haben, diesen Ausruf noch zu verschiedenen Malen zu wiederholen, wäre nicht durch den Eintritt Raleighs das Gespräch unterbrochen worden.

Der Amerikaner, von einem in der Frühe gemachten Ausgang zurückkehrend, schien nicht so gutgelaunt zu sein wie sein Freund. Er warf den Hut auf den Tisch und nahm schweigend Platz.

„Hast Du eine Spur gefunden?“ fragte ihn Schiller leise.

„Keine,“ erwiderte Raleigh einsylbig.

Der Poet hätte gerne seine galanten Bemühungen um das hübsche Senzele wieder aufgenommen, aber er war zartfühlend genug, es zu unterlassen, aus Schonung für die Stimmung des Freundes.

Die gebildete Tochter des Gasthauses zur blauen Ente hielt sich mit Recht für verpflichtet, das eingetretene Stillschweigen zu brechen, um die Gäste zu unterhalten. Sie fragte daher mit sittsam gesenkten Augen hinter ihrem Strickzeug hervor:

„Werden die Herren die heutige große Prozession auf den Salvator mitansehen?“

„Ist heute dort eine große Prozession zu sehen?“ erwiderte Schiller.

„O freilich. Wir sind jetzt in der Zeit um den Himmelfahrstag herum. Da geht bei uns in der Gegend Alles mit dem Kreuz*). Heute kommen die

*) „Mit dem Kreuz gehen,“ das heißt dem vorangetragenen

Leute aus den umliegenden Ortschaften schaarenweise in die Stadt herein und dann geht die große Prozession von der Pfarrkirche aus auf den Salvator. Da wird dann eine Predigt gehalten und nachher ein feierliches Hochamt."

„Das müssen wir sehen, William," sagte Schiller lebhaft. „So eine Prozession ist ein prächtiges Schauspiel . . . . Sie gehen doch auch nach dem Salvator, Mamsell Senzele? Gewiß, Sie dürfen da nicht fehlen, Sie unter den schönen Mädchen von Gmünd das allerschönste."

„Ach, mein Herr."

„Nicht wahr, Mamsell Senzele, die Landleute kommen im festlichen Aufzug mit Kreuzen und Fahnen?"

„Ja und sie sind jetzt wohl schon auf dem Wege. Der Zug ordnet sich dann auf dem großen

---

Kreuze und den Kirchenfahnen folgen, das ist in der Gegend, von welcher hier die Rede, die gewöhnliche Bezeichnung der feierlichen Bittgänge, welche zur Zeit des Himmelfahrtfestes, auch an gewöhnlichen Wochentagen, von den Dorfgemeinden unternommen werden. Autor hat in seinen Knaben- und Jünglingsjahren solcher Flurgänge viele mitgemacht. Er ist des Dafürhaltens, daß dieselben nur die christliche Umbildung der Frühlingsumgänge altgermanischen Gottesdienstes seien.

Gottesacker bei der Pfarrkirche. Die gesammte hochwürdige Geistlichkeit der Stadt geht mit, auch alle die hochwürdigen Herren Religiosen aus den Klöstern gehen in dem Zug, ebenso die Klosterfrauen aus dem Klösterle in der Stadt und von Gotteszell draußen. Der Stadtzinkenist mit seinen Musikanten musizirt der Prozession voran .... Wenn nur nicht immer an diesem Tage droben auf dem Salvator ein so gar arges Gedränge wäre."

„Das thut Nichts, Mamsell Senzele. Seien Sie ganz unbesorgt. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich in diesem Gedränge Ihren Beschützer abgeben dürfte."

„Ach, mein Herr!"

Raleigh hatte bis jetzt an dem Gesprächsgegenstand wenig Antheil genommen. Jedoch die Erwähnung der Klosterfrauen machte ihn aufmerksam und er war im Begriff, eine Frage an Mamsell Senzele zu thun, als ihm der fremde Herr in der Ecke, welcher inzwischen seine Papiere zusammengepackt hatte und aufgestanden war, zuvorkam, indem derselbe in einem schrecklich gebrochenen, halb französisch, halb italienisch klingenden Deutsch die Tochter des Hauses fragte, ob es gewiß sei, daß auch die Klosterfrauen an der Prozession theilnehmen würden.

Auf die bejahende Antwort des Mädchens verließ er mit einem leichten Kopfnicken gegen die Freunde das Zimmer.

„Wer ist der Herr?“ fragte Raleigh, welcher den Fremden flüchtig fixirt hatte.

„Ein fürnehmer Herr, ein fremder Graf,“ lautete die Antwort. „Er reist mit Equipage und Dienerschaft und wohnt schon seit ein paar Wochen bei uns in der blauen Ente. Er hat das große rothe Zimmer gegen den Franziskanerklostergarten hinaus inne und das kleine grüne daneben. Wenn man ihn nur besser verstehen könnte.“

„Hm,“ sagte Schiller. „Er scheint schon der Mann zu sein, der sich verständlich machen kann. Mamsell Senzele, nehmen Sie Ihre wunderschönen himmelblauen Augen vor den höllischschwarzen dieses fremden Herrn in Acht.“

„Ach mein Herr! Warum nicht gar? . . . Jetzt ganget Se mer aber!“

Lachend über diesen classisch-schwäbischen Ausdruck, welcher verrieth, daß die schwäbische Natur über die städtische Cultur von Mamsell Senzele zeitweilig den Sieg davontrug, verließ der Dichter mit seinem Freunde das Haus. Es sei dieß jedoch, behauptet eine handschriftliche Chronik von Gmünd,

nicht geschehen, bevor er den erfolgreichen Versuch gemacht hätte, zu erfahren, ob die kirschrothen Lippen des Mädchens, welches den Herren bis zur Hausthüre das Geleite gab, wirklich so mild und süß seien, wie er galant vorausgesetzt hatte. Wir wissen nicht recht, ob wir diese Sage ohne Weiteres für wahr halten sollen; wenn wir aber den historisch sicheren Umstand erwägen, daß unser Dichter zur ersten Aufführung seiner Räuber in Mannheim ums Haar zu spät gekommen wäre, weil ihn auf der Reise dahin zu Schwetzingen ein schmuckes Wirthstöchterlein über Gebühr lange aufhielt, so möchten wir die gmünder Legende von einem im Halbdunkel des Hausgangs der blauen Ente kühn eroberten Kuß wenigstens für sehr wahrscheinlich halten. Es gibt so Augenblicke im Menschenleben, wo man viel kußräuberischer gesinnt ist als sonst.

Raleigh schien sich des guten Humors seines Freundes zu freuen, ohne jedoch denselben theilen zu können. Indem sie über den schönen großen Marktplatz der Stadt schlenderten, sagte er:

„Du scheinst Dir hier im Lande nicht übel zu gefallen, lieber Friedrich, und ich werde, wenn Du so fortmachst, der Bande im Ochsen zu Stuttgart

nicht wenig von Deinen freibeuterischen Thaten hier oben zu erzählen haben."

„Ach, Du spielst auf die Lippenprobe an, die ich vorhin gemacht? Siehst Du, dergleichen allerliebste Gelegenheiten kann man sich zu Nutzen machen, wenn man sich hütet, Herz und Sinn von einer großen und tiefen Leidenschaft gefangen nehmen zu lassen. Es lebe der Mann, der das Sprüchwort erdacht: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen!"

„Ich erstaune: Du sprichst ja wie ein rechter Bruder Leichtfuß."

„Möglich, aber was willst Du? Es sitzt Jedem der Narr unter der Haut. Zuweilen muß er heraus und seine Kapriolen machen, sonst schlägt Einem die Narrheit nach innen und richtet da allerhand Unheil an . . . Ernsthaft gesprochen, ich habe Dir, glaub' ich, meine Ansicht von der Liebe und von den Frauen bereits bei einer früheren Gelegenheit mitgetheilt und ich fand seither keinen Grund, sie zu wechseln. Es ist gewiß schrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch in der Welt Nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß . . . Wenn ich überhaupt je an eine dauernde Verbindung werde

denken können, so wird das jedenfalls noch lange anstehen. Einstweilen jedoch, wenn da und dort eine Blume an meinem Wege blüht, bin ich entschlossen, ihres Farbenschmelzes und Duftes mich zu erfreuen . . . Aber wohin wollen wir denn jetzt eigentlich?"

„Ich denke, nach der Wallfahrtsstätte, von welcher die Mamsell gesprochen."

„Ah, nach dem Salvator?"

„Ja, denn da die Bewohnerinnen der beiden hiesigen Nonnenklöster an der Prozession theilnehmen werden, so wäre es doch möglich" . . .

„Ich verstehe. Doch horch, da beginnen die Glocken auf den Thürmen der Stadt schon zu läuten und Markt und Gassen füllen sich mit Menschen. Wir wollen eilen, uns noch einen guten Platz zu sichern. Ich kenne den Weg, komm' nur."

Sie gingen an der uralten Johanniskirche vorüber, die Bocksgasse entlang und zum gleichnamigen Thore hinaus. Dann wandten sie sich rechtshin an der Stadtmauer hinab, passirten die Brücke über den Waldstätterbach und kurz darauf eine zweite, durch deren Joche die Rems fließt. Ein mit Pappeln besetzter Weg führte sie jenseits der Remsbrücke binnen wenigen Minuten an den Fuß des Salvators.

Diese Wallfahrtsstätte, an der nordwestlichen

Seite des schönen Thalgeländes zu bewaldeten Höhen ansteigend, hat eine reizende Lage. Ein vielfach geschlängelter Weg windet sich den Hügel hinan und an diesem Wege stehst Du eine Reihe von Kapellen, in welchen vermittelst lebensgroßer Figuren aus Holz und Stein die aufeinanderfolgenden Szenen der Passion Christi dargestellt sind. Oben auf der Höhe steht eine größere Kirche, welche in drei Räume zerfällt. Da ist zuerst eine offene Vorhalle, an deren äußerer Strebewand eine Kanzel angebracht ist, denn an großen Wallfahrtstagen wurde hier unter freiem Himmel gepredigt. Von der Vorhalle gelangt man in die eigentliche Kirche und unter dieser liegt das Hauptheiligthum, eine Art Krypte, welche nicht gebaut, sondern in den lebendigen Stein hineingehöhlt ist. Eine Legende will, in dieser Höhle hätten vor Zeiten die ersten Christen der Gegend ihre gottesdienstlichen Versammlungen gehalten. Von der Vorhalle führt eine breite Treppe zu dieser halbdunkeln Krypte hinab und zugleich auf einen kleinen freien Platz, auf welchem eine hölzerne Tribüne aufgeschlagen ist, von welcher aus die Wallfahrer sowohl die Predigt hören als mit den Augen den Acten der am Altar der offenen Halle celebrirten Messe folgen konnten. Wendest Du Dich von der erwähnten

steinernen Treppe aus zur Rechten, so betrittst Du eine umfriedigte Terrasse, auf welcher die Kreuze Christi und der Schächer in die Luft ragen. Von der Balustrade dieser Terrasse aus rollt sich Deinem Auge ein anmuthiges Landschaftsbild auf. Unter Dir im Thale liegt die Stadt, mit ihren Gärten in ein smaragdenes Wiesengelände eingebettet. Thalauf und thalab liegen zerstreute Gehöfte inmitten von Baumgruppen und da und dort blickt das Thürmchen einer Kapelle hervor. Die gegenüberliegende Hügelhalde steigt in südöstlicher Richtung zu dem straßdorfer Plateau auf und über diesem ragen drei isolirte Pyramiden empor, rechts der Hohenstaufen, in der Mitte der Hohenrechberg, links der Hohenstuifen. Noch weiter zur Linken hinter diesem blicken fernblau die Bergwälder des Aalbuch herüber.

Die ganze Stätte des Salvators hat, verbunden mit der Aussicht, welche sie bietet, viel Pittoreskes und besitzt einen gewissen romantischen Zauber, der noch dadurch erhöht wurde, daß zur Stunde, wo die Freunde den Ort betraten, der ganze Glanz eines schönen Maimorgens auf der Landschaft lag und das vieltönige Glockengeläute von den Thürmen der Stadt die Luft von melodischen Klängen vibriren machte.

Unsere beiden Reisenden waren eben mit der Besichtigung der Örtlichkeit nothdürftig fertig geworden, als ein dumpfes Geräusch von der Stadt her errathen ließ, daß die Prozession sich in Bewegung gesetzt habe. Bald auch sahen sie die Spitze des Zuges aus der Wölbung des Bockthorthurmes herauskommen, worauf sogleich die Glocken der Salvatorkirche, ihren Schwestern im Thale drunten antwortend, den Wallfahrern ihr Willkommen entgegenriefen. Nun war es schön anzusehen, wie sich der lange Zug über die Remsbrücke und durch die Pappelallee allmählig an den Fuß des Salvatorhügels herausbewegte. Es verging jedoch eine geraume Weile, bis er die Anhöhe heraufkam, denn er hielt bei den einzelnen „Stationen“ an und es wurden dort die bezüglichen Stellen des „Rosenkranzes“ gebetet. Endlich langte die Prozession auf dem kleinen Plateau an.

Da kamen zuerst der Stadtzinkenist und die Stadtpfeifer und Stadtpauker mit ihren Instrumenten, unter welchen selbst eine kleine tragbare Orgel nicht fehlte, und der Chorregent und der Cantor der Stadt mit ihren Singknaben und Orgelschülern und Cäcilienjungfern. Dann bewegte sich die hochwürdige Weltgeistlichkeit der Stadt zur Vorhalle der Salvatorkirche herauf, oben empfangen von dem Pater

Benefiziaten und von dem Herrn Frühmesser *) der Wallfahrtstätte. Und die hochwürdigen Herren trugen alle den schwarzen Talar und darüber das schneeweiße faltige Chorhemde und die Stola, auf dem Kopf aber oder auch in der Hand das schwarze vierkantige „Biret.“ Ein hochpreislicher Rath und Magistrat hatte den Ehrenplatz hinter der Stadtgeistlichkeit inne, und es schritten, unter Vortritt Sr. Gnaden des Bürgermeisters, die würdigen Väter der Stadt einher in schwarzen Taffetmänteln und wohlgepuderten Perücken, mit wagrecht an ihrer linken Hüfte paradirenden Degen. Und überall sah man Fahnen von allen Farben, worauf unzählige Heilige gemalt und gestickt waren, und eine Schaar Ministranten in scharlachrothen Tuniken und weißen Ueberwürfen trug brennende Kerzen und allerhand kirchliches Geräthe oder schwang die Rauchfässer, daß die ganze Atmosphäre von Weihrauchduft erfüllt wurde. Hinter einem hochpreislichen Rath gingen die Nonnen aus dem Stadtklösterle, alte verwitterte oder auch junge frische Gesichter aus dem eigenthümlich geformten und gefältelten Linnen ihrer Weihel hervorsehen lassend; dann die Ursulinerinnen von

*) Frühmessenleser.

Gotteszell, strenger verhüllt und das Antlitz hinter schwarzem Schleier bergend. Und ihnen folgten unter Führung ihrer Prioren und Superioren die Mönche der vier Stadtklöster, in braunen, schwarzen und weißen Kutten, mit meist strengen Asketenphysiognomien. Dann kamen die frommen Frauen und züchtigen Jungfrauen von Gmünd, geschmückt mit silbernen Busenketten und zierlich gestalteten, kleinen Flügelhauben von Golddraht und Silberzindel und hierauf unter Vortritt ihrer Zunftmeister die verschiedenen Zünfte und Gewerke. Dann erst kam das Landvolk aus den umliegenden Dörfern, jede Gemeinde von ihrem Seelenhirten geführt, unter Vortragung von Kreuzen und Fahnen. Da sah man die ehrliche Bauernsame, angethan mit langen, ziegelrothen Röcken, schwarzen Plüschwesten, kurzen Lederhosen, weißlinnenen Strümpfen und Schnürstiefeln, den kolossalen Nebelspalter unter dem Arm, und ihre Weiber und Töchter in kurzen, unermeßlich faltenreichen schwarzen Röcken, blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln, bunten Schürzen und Brustlätzen, großen seidenen Halstüchern und schwarzen Florhauben, deren Flügel an den Ohren weit hervorstanden. Und es waren genug hübsche Mädchen darunter, dralle, vollbusige Gestalten mit blauen und braunen Augen, die sehr andächtig zu

Boden, aber auch recht munter in die Welt zu blicken verstanden.

Als sich dieser mächtige Menschenstrom auf das Plateau des Salvators ergossen hatte, wie er, nach Raum und Ordnung suchend, hin- und herwogte, bis er sich endlich staute, wie dabei allmählig die bunteste Zusammenwürfelung der Geschlechter, Stände, Trachten stattfand, wie die so gemischte Menge auf dem vielfach zerklüfteten Terrain, auf den Terrassen, Treppen und Plätzen in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppen sich darstellte: — so gewährte das Ganze ein so belebtes und höchst malerisches Bild, daß es wohl ein Dichterauge zu entzücken vermochte.

Schiller war daher dieser Anschauung so hingegeben, daß er einen plötzlichen halbunterdrückten Ausruf Raleighs überhörte und es auch weiter nicht beachtete, daß er im Gedränge von dem Freunde getrennt wurde.

Dieser aber hatte guten Grund, bewegt zu sein. Als nämlich die Abtheilung der Prozession, in welcher die Nonnen von Gotteszell, schon gemischt mit der übrigen Menge, gingen, an der Terrasse, wo er mit dem Freunde bis dahin gestanden hatte, vorüberkam, hatte er bemerkt, wie der fremde Herr, welchen er

in der blauen Ente gesehen, rasch einer der Nonnen zur Seite trat und derselben äußerst geschickt ein Papier in die Hand steckte. In diesem Augenblick hob ein Luftzug den Schleier der Nonne weit genug, um darunter ein Antlitz wahrnehmen zu lassen, welches das Herz des jungen Mannes hochschlagen machte. Er drängte sich vorwärts, aber die Gunst des Augenblickes war schon vorüber. Gerade hier, auf dem Wege zu der nahegelegenen Vorhalle der Salvatorkirche, staute sich die Menge der Wallfahrer am dichtesten. Der Fremde und die Nonne waren seinen Augen entschwunden und er sah sich in eine Menschenmasse eingekeilt, welche zu durchbrechen selbst mit Anwendung offener Gewalt kaum möglich gewesen wäre.

Während der so gefangene Amerikaner, von keineswegs sehr andächtigen Gefühlen bewegt, sich in Geduld fassen mußte, war Schiller glücklicher, sofern ihn der Zufall dem eigentlichen Schauplatze der gottesdienstlichen Feier ganz nahe brachte. Da sich nämlich von der von Wallfahrern wimmelnden Terrasse aus Alles jenem Schauplatze zudrängte, wurde er von der Flut mitfortgeschoben, aber in einer anderen Richtung, als in jener, wo Raleigh festsaß. Erst ging es kunterbunt bergab, dann um einen mit einer

Kapelle gekrönten mächtigen Felsen herum, dann rechtshin auf den Platz vor der Tribüne und endlich gewann unser Poet einen Ruhepunkt hart am Fuße der Treppe, welche von dem Eingang der Krypte außen nach der Vorhalle hinaufführt.

Droben in der Halle und der daranstoßenden Kirche wurden rasch die Vorbereitungen zum Gottesdienst getroffen. Man hörte die Musiker ihre Instrumente stimmen und bald erklang unter ihrer Begleitung der Gesang, welcher die Predigt einleitete.

Mit einmal glaubte der Dichter durch diese Klänge hindurch seinen Namen nennen zu hören und zwar ganz aus der Nähe. Er schaute sich um, da er aber jetzt erst bemerkte, daß ihm der Freund von der Seite gekommen, welcher ihn unter dieser Masse von Fremden doch wohl allein bei seinem Namen angesprochen haben konnte, so nahm er die Sache für eine wunderliche Sinnestäuschung und gab sich wieder unbefangen seinen Beobachtungen hin.

Da fiel ihm auf seinen Hut, den er vor sich an der Brust hielt, eine prächtige Rose nieder. Er nahm sie, steckte sie ins Knopfloch und sah nach der Balustrade der Halle hinauf, vermuthend, die Blume möchte einer der Cäcilienjungfern entfallen sein, deren helle Stimmen da oben klangen. Aber an der

Balustrade standen nur Weltpriester und Mönche. Nun kehrte er sich um nach der Treppe, aber auf den breiten Stufen derselben waren nur strengverschleierte Ursulinerinnen wahrzunehmen, vermischt mit höchst andächtigen alten Stadtfrauen und Bäuerinnen und weder diese noch jene sahen darnach aus, als ob sie sich mit Rosen zu schaffen machten.

Der zwecklosen Nachforschung müde, sog der Dichter den Duft der Blume ein und sprach bei sich: Wenn es Einem Rosen auf den Hut schneit, so kann man sich ja derselben erfreuen, ohne sich darüber Sorgen zu machen, woher sie kommen.

Er hatte auch keine Zeit, dem Rosengedanken weiter nachzuhängen, denn jetzt trat droben der Prediger auf die Kanzel heraus und da gab es wieder ein lebhaftes Hin- und Herschieben unter der Menge, weil die Einen von da, die Andern von dort aus die Predigt am besten zu hören glaubten. Da unserem Freunde an der Behauptung seines Platzes nicht viel lag, wandte er keine Mühe darauf und so sah er sich unversehens in die Krypte hineingedrängt, was ihm baß gefiel, weil es hier, im Gegensatz zu dem heißen Sonnenschein draußen, hübsch kühl war. Er schaute sich in dem Halbdunkel der kleinen Höhlen-Kirche nach einem Sitz um, und da er an der

Hinterwand einen großen Gitterstuhl stehen sah, ergriff er davon Besitz. Von diesem sicheren Winkel ließ er seine Blicke in den dämmerigen Raum hinausschweifen und bemerkte, daß derselbe mit Landleuten angefüllt war, welche, auf den Knien liegend, die Lippen im eifrigen, halblauten Gebet bewegten und dazu die Kugeln ihrer Rosenkränze, welche in jener Gegend den wunderlichst aus Paternoster verstümmelten Namen Pfotter führen, abrollen ließen. Das gab ein summendes Getön, mit welchem sich die stoßweise von draußen hereindringenden Sätze der Predigt seltsam mischten.

Der Dichter erinnerte sich, daß er mit seiner Mutter und seiner geliebten Schwester Christophine in seinen Knabenjahren von Lorch aus mehrmals den Salvator besucht hatte, und die Bilder seiner Theuren stiegen vor ihm auf. Die Schwingen der Phantasie trugen ihn weit das Land hinab nach der Solitude. Er sah den strengen und doch so trefflichen Vater in seiner geliebten Baumschule beschäftigt und inzwischen saßen Mutter und Schwester in der bescheidenen Wohnung der Familie bei ihrer Arbeit und diese fragte: Wo ist jetzt wohl der Fritz? und jene erwiderte: O, der wird sich jetzt droben im Oberland gute Tage machen. Worauf die Schwester.

Daran thut er recht. Und dann nahm sie aus dem geheimen Behälter ihres Nähkissens den launigen Brief, in welchem der Bruder die Seinigen von seinem Ausflug in Kenntniß gesetzt, und las ihn — o, zum wievielten Male! — der Mutter vor und beide Frauen lachten herzlich mitsammen über die scherzhaften Ausdrücke, in welchen sich ihr Fritz als angehenden irrenden Ritter geschildert hatte.

In solche Träumereien versunken, beachtete er es nicht, daß draußen die Predigt zu Ende war und droben in der Halle die feierlichen Klänge des Hochamtes laut wurden. Der Gesang des Priesters am Altar, die Responsen des Chors, die Töne der begleitenden Musik wiegten ihn nur in tieferes Sinnen, als er plötzlich daraus auffuhr, weil er eine flüsternde Stimme seinen Namen nennen hörte.

Dießmal war es keine Täuschung. Der Name war zu deutlich gesprochen worden und zwar von einer weiblichen Stimme, die er zu kennen glaubte. Er blickte aber vergeblich suchend in die Krypte hinaus: er sah dort nur die ihre Gebete hermurmelnden Bauersleute.

Da sagte die flüsternde Stimme und zwar hart neben ihm:

„Lassen Sie den Vorhang vor Ihrem Sitze

herab, lieber Schiller, und legen Sie das Ohr an das Gitter. Ich will mit Ihnen reden."

Höchlich überrascht, ließ der Dichter mechanisch den grünen Vorhang herab, so daß er allfällig von der Krypte herkommenden Blicken verborgen war, und wandte nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge dem kleinen viereckigen Gitter zu, das die eine Abtheilung des Stuhls von der andern trennte. In dieser sah er eine Nonne knieen, im Habit der Ursulinerinnen von Gotteszell, aber unter dem zurückgeschlagenen Schleier hervor leuchteten ihn die Augen der Turbinella an.

„Lauretta!" rief er in freudigem Schreck halblaut aus.

„Still! Reden Sie leise, damit wir nicht unterbrochen werden . . . Es ist doch prächtig komisch, Sie gerade hier zu treffen."

Und ein reizendes Lächeln umzog ihre Lippen, welche einen Augenblick die herrlichen Zähne sehen ließen.

„Ich gestehe, theures Fräulein," sagte er, seine Stimme dämpfend, — „Ich gestehe, daß mir Ihre Erscheinung als Nonne weit mehr einen tragischen als einen komischen Eindruck macht."

„Bah, mein Freund, es ist für mich nur eine

Verkleidung wie eine andere . . . Ich wollte die heutige Prozession nach dem Salvator mitmachen, wahrscheinlich von der Ahnung getrieben, daß ich Sie hier sehen würde, und da war es das Klügste, mich dieses Kleides zu bedienen. Es kostete freilich Mühe, die Mutter Monika, über welche ich mich sonst nicht zu beklagen habe, zu überreden, mir die Erlaubniß hiezu zu ertheilen . . . Ah, ich bemerke, Sie haben meine Rose ins Knopfloch gesteckt. Es machte mir Spaß, zu sehen, wie Sie in den Himmel guckten, als ob es Blumen regnen würde. Und doch hätten Sie sogleich wissen müssen, daß die Blume von mir komme, vergeßlicher Mensch Sie! Haben Sie mich nicht vor Zeiten eine Fee genannt und kündigen die Feen ihr Kommen nicht immer durch Rosen an?“

So plauderte das schöne Mädchen harmlos und herzig wie ein Kind, aber durch dieses Geplauder klang ein warmer Herzenston, welcher bezeugte, daß Lauretta durch die unerwartete Erscheinung des Dichters froh bewegt war.

„Aber,“ fuhr sie fort, „die Zeit drängt und wir wollen sie daher nicht damit vergeuden, daß wir durch die Blume sprechen. . . Sagen Sie mir, was führt Sie denn hieher?“

„Wie können Sie fragen? Wer oder was Anderes als Sie?“

„Ich?“

„Ja.“

Lauretta's reizendes Antlitz näherte sich so sehr dem Gitter, daß der Dichter den süßen Athem des Mädchens auf seiner Wange fühlte, und ihre Augen überschütteten ihn mit strahlenden Fragen. Doch nur für einen Moment, denn im nächsten verschleierten die langen dunkeln Fransen der Wimpern die zwei blauen Sterne und Lauretta beugte sich zurück, das liebliche Erröthen ihrer Wangen verbergend.

Es entstand eine kurze Pause, bevor sie in dem früheren leichten Ton fortfuhr, und man konnte bemerken, daß ihr die Wiedergewinnung desselben einige Anstrengung kostete.

„Sie sind gekommen, nach mir zu sehen?“ sagte sie, einen eigenthümlichen Nachdruck auf das „Sie“ legend; — „Sie haben mich aufgesucht? Wie gut und lieb von Ihnen! Und Sie haben auch meine verunglückte Flucht aus Stuttgart nicht falsch ausgelegt, nicht wahr? Sonst wären Sie ja nicht gekommen. Wie danke ich Ihnen! Wäre nur das Gitter da nicht, ich wollte Ihnen herzlich die Hand drücken.“

Wir hegen die stille Vermuthung, auch der

Dichter habe dasselbe gewünscht. Zwar die Zeit der Laura-Oden war, wie wir wissen, eine vergangene, aber . . . aber . . . mit so einem bezaubernden weiblichen Wesen im Halbdunkel zusammen zu sein, nur durch ein leichtes Holzgitter getrennt, ist für einen Poeten von noch nicht dreiundzwanzig Jahren doch immerhin eine etwas bedenkliche Situation. Zu seinem Glück vermochte die Regung von Eitelkeit, welche er empfand, Nichts über die Lauterkeit seiner Seele.

„Wenn," sagte er, „überhaupt von Dank die Rede sein könnte, so gebührte mir derselbe erst in zweiter Linie."

„Wie?"

„Ein Anderer als ich faßte zuerst den Gedanken, nach Ihnen auszusehen und Sie, wenn immer möglich, aus der Haft zu befreien."

„Ein Anderer?"

Es klang in dieser Frage Etwas wie herbe Enttäuschung.

„Ja, ein Anderer und zwar ein Trefflicher: mein Freund William Raleigh."

„Der?!"

„O theure Lauretta, sprechen Sie nicht in diesem Tone von ihm!"

„Warum nicht? Was soll mir Der? Ihn liebe ich nicht!“

Hätte Schiller weniger an seinen Freund und mehr an sich gedacht, wäre das Verhältniß zu Lauretta überhaupt jemals von seiner Seite das einer tiefen Herzensneigung gewesen, so hätte die Art, wie das Mädchen die letzten Worte sprach, diese Neigung zu heller Glut anfachen müssen. So aber sagte er:

„O, Fräulein, Sie würden ihn lieben, wenn Sie ihn kennten.“

„Warum nicht gar?“

„O doch! Und wenn Sie wüßten, mit wie ganzer Seele er Ihnen zugethan ist! Er liebt Sie und er verdient Ihre Liebe.“

Lauretta machte eine heftige Bewegung und versetzte dann fast lauter, als die Vorsicht, welche dieses sonderbare Tête-a-Tête erheischte, gestattete:

„Und das sagen Sie mir, Schiller, gerade Sie?“

Der Dichter stutzte einen Augenblick. Eine egoistische Regung wollte sich in ihm emporarbeiten, aber sein Freundschaftsenthusiasmus kämpfte dieselbe siegreich nieder.

„Warum sollte ich es nicht sagen? Ich bin ihm so gut und achte ihn so hoch.“

„Den kalten, stolzen Amerikaner?“

„Theure Lauretta, er ist weder kalt noch stolz. Er ist des tiefsten Gefühles fähig und dabei tüchtig um und an. Erinnern Sie Sich, was Shakspeare im Julius Cäsar den Antonius von Brutus sagen läßt: —

. . . . . So mischten sich in ihm die Elemente,
Daß die Natur aufstehen durft' und sagen:
Das war ein Mann! . . .

Sehen Sie, diese Worte möchte ich auf William Raleigh anwenden.“

„Ei, mein Freund, Sie gerathen ja ganz in Ekstase,“ versetzte Lauretta oder vielmehr die Turbinella, denn ihr Ton war plötzlich ein herb spottender geworden.

„Und wenn,“ fuhr der Dichter fort, „so habe ich guten Grund dazu. O wenn Sie William näher kennten, Lauretta! Fürwahr, seine Huldigung würde Sie nicht kalt lassen. Wie ist er fest und sicher in sich, während wir Anderen alle unsicher an den Problemen des Lebens herumtasten. Wie abgerundet seine Bildung, wie edel sein Sinn! Und was hat er Alles in so jungen Jahren schon erlebt und gethan! Er hat im Kampfe für die Freiheit mannhaft gestanden wie ein Held und für seines Landes Unabhängigkeit von fremdem Joch ehrenvolle Narben davongetragen.

Seine Bescheidenheit gestattet ihm nicht, viel davon zu reden, aber ich weiß, der große Washington, der Heros der neuen Welt, hält ihn seiner Achtung und Freundschaft würdig."

„Wirklich? Nun, es mag sein, aber was geht das Alles mich an? . . . Doch sagen Sie, wenn der Herr Amerikaner sich die Schrulle in den Kopf setzte, mir nachzulaufen, wie hat er denn meinen Aufenthalt in Gotteszell erfahren?"

„Durch den Chevalier."

„Ach, durch meinen Entführer? Was ist denn eigentlich aus diesem galanten Herrn geworden?"

„Man hat ihn laufen lassen."

„So? Und warum hat man mich nicht ebenfalls laufen lassen?"

„Theure Lauretta, Ihre Fesseln sollen Sie nicht lange drücken. Raleigh wird alle Hebel in Bewegung setzen" . . . .

„Raleigh und immer Raleigh? Sie wollen sagen, er beabsichtige, mich aus Gotteszell zu befreien. Und Sie?"

„Ich werde ihm nach Kräften beistehen."

„Als Knappe des Ritters aus Atlantis? Ich hätte, verzeihen Sie mir, dem Dichter der Räuber etwas mehr Ehrgeiz zugetraut."

„Was wollen Sie, daß ein armer, unerfahrener Teufel von Poet thun soll?"

„Was? Ich könnte es Ihnen vielleicht sagen... Doch gesetzt nun, ich hätte überhaupt gar keine Lust, von dem Aufenthalt im Kloster, welchen mir mein gütiger Beschützer, der Herzog von Würtemberg, in seiner Weisheit angewiesen, erlöst zu werden? Gesetzt, ich beabsichtigte, dieses Kleid, welches ich heute im Scherze trage, schon morgen im Ernste zu tragen? Es wäre am Ende das Beste für mich."

„Theure Lauretta, Sie können unmöglich im Ernste so sprechen! Soviel Schönheit, soviel Geist, soviel Berechtigung zum Glück darf nicht in Klostermauern verkümmern."

„Meinen Sie? . . . Wenn ich nun anderer Ansicht wäre? . . . Doch lassen wir das einstweilen... Aber als die zu Befreiende werde ich ja wohl wissen dürfen, welchen Befreiungsplan Sie . . . oder vielmehr Herr Raleigh entworfen hat. Wie ist's damit?"

„Ich glaube nicht, daß William schon einen förmlichen Plan entworfen hat. Wir kamen erst gestern hier an. Mein Freund weiß auch noch gar nicht, in welchem Kloster Sie Sich befinden. Wenn er meiner Ansicht folgen will, so wird er sich vor allen Dingen bei einem Manne Raths erholen, an

welchen uns ein Freund gewiesen und welcher in der ganzen Gegend großes Ansehen und bedeutenden Einfluß besitzen soll."

„Wer ist der Mann?"

„Der Pater Aloisius, Einsiedler auf dem Bernhardusberg."

„Der Bernhardusvater?"

„Ja. Sie hörten von ihm?"

„Die Mutter Monika spricht viel von ihm. Sie verehrt ihn als einen Heiligen. Eine alte Klosterschwester sagte mir freilich, der Heilige sei eigentlich ein Erzketzer . . . . So, hinter den Bernharduspater will sich Herr Raleigh stecken? Ihr Held aus Atlantis ist kühn, das muß ich sagen."

„Theures Fräulein, gewiß verdient mein Freund solchen Spott nicht. Wenn er, wie es bei einem solchen mitten in einer katholischen Gegend gewiß nicht ganz unbedenklichen Unternehmen erforderlich ist, Vorsicht walten läßt, so geschieht es sicherlich hauptsächlich aus Rücksicht auf Sie."

„Ja, ja, Vorsicht ist die Mutter der Tapferkeit, wie ich einmal das wunderliche Original, den Sammetdoctor, sagen hörte . . . Im Uebrigen, mein Freund, wird es mich amüsiren, zu sehen, wie das Drama, betitelt: „Turbinella's Befreiung aus Gotteszell"—

in Szene gesetzt werden soll. Ich lebe des tröstlichen Glaubens, daß ein Unternehmen, zu welchem sich ein Freiheitskämpfer, den der große Washington achtet und liebt, ferner ein Dichter, welcher die Räuber geschrieben hat, und endlich ein Eremit, der zugleich ein Heiliger und ein Erzketzer sein soll, mit einander verbinden, nicht fehlschlagen kann. Aber nur recht vorsichtig, um Gotteswillen vorsichtig! . . . Doch horch, da oben stimmt der Priester das Ite, missa est an. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich entferne... Addio, caro mio!“

Sie ließ den Schleier über das Gesicht fallen und huschte weg.

Als der Dichter im Wirrwar seiner Empfindungen den Vorhang vor seinem Sitze in die Höhe zog, sah er das seltsame Mädchen mit der Gewandtheit einer Lacerte durch die dichtgedrängten Reihen der andächtigen Landleute schlüpfen und in der Thüre verschwinden.

Viertes Capitel.

„Meiner Heimat Berge dunkeln, flutend ob der Wälder Grün.“ — Ein Stück classischen Bodens. — In der Einsiedelei auf dem Bernhardusberg. — Der Lebenslauf eines Philosophen in der Eremitenkutte. — Getäuschte Liebe, Verzweiflung und Ehrgeiz. — Die ewige Roma. — Ein Schaffot. — Kämpfe des Zweifels. — Quietismus. — Ein evangelisches Wort. — Geheimbündisches. — Ein Scheiterhaufen. — Flucht in die Bergeinsamkeit.

Von den Thalniederungen der beiden kleinen, dem Neckar tributären Flüsse Fils und Rems eingeschlossen, erhebt sich ein Hügelland, an dessen Abfällen hüben und drüben die Städte und Städtchen Gmünd, Aalen, Heidenheim, Geißlingen und Göppingen liegen. Den Höhepunkt seiner Naturschönheit und seiner geschichtlichen Bedeutung erreicht es zwischen der zuerst und der zuletzt genannten Stadt. Hier ragen auf einem mannigfach von Wald und Thal, Schlucht und Bach durchschnittenen Plateau die drei Kalksteinbergkegel Rechberg, Staufen und Stuifen in die Luft, wie die Winkel eines unregelmäßigen Dreiecks einander gegenübergestellt. Sie gewähren Dir einen schönen Anblick, wenn Du, von Ulm herkommend, das Filsthal zwischen Geißlingen und Göppingen auf der

Eisenbahn hinabdampfest. Aber um sie recht zu würdigen, mußt Du sie besteigen.

Wähle den Hohenrechberg: er bietet die weiteste Rundsicht von allen dreien. Du übersiehst hier, was patriotische Schwaben nicht mit Unrecht ein Stück classischen Bodens zu nennen pflegen. Dieser Fleck Erde ist die Heimat des hohenstaufischen Kaiserhauses, welches die Geschichte und das Unglück mit einem doppelten Nimbus von Poesie umgeben haben. Sieh, dort drüben, in gerader Linie mit dem noch wohlerhaltenen Schloß unter Dir, dem Stammsitz des alten Geschlechtes Rechberg-Rothenlöwen, gipfelt der Hohenstaufen, von welchem Friedrich der Rothbart in die kleine Dorfkirche herabstieg, die Messe zu hören, und auf dessen Höhe Konradin zum letzten Mal seiner Väter Land überblickt, bevor er auszog nach Welschland, um nimmer wiederzukehren. Die stolze Kaiserburg ist bis auf den letzten Stein verschwunden und der Berg steht jetzt mit seiner kahlen Spitze wie ein Ausrufungszeichen hinter dem ewigwiederkehrenden Satz von der Vergänglichkeit menschlicher Macht und Größe . . . . Der gefällige Pfarrherr, welcher auf dem Rechberg seinen Wohnsitz hat — (ich setze voraus, es hause noch immer, wie vor Zeiten, dort ein g e f ä l l i g e r Pfarrherr) — wird Dir seinen Tubus

auf ein altes Bauwerk richten, welches am nördlichen Fuß des Hohenstaufens beim Flecken Wäschenbeuren steht. Das ist das Wäscherschlößchen, —

Wo seinen Ursprung nahm der Kaiserstamm . . .

Er wird Dir auch drunten im Remsthal auf einem Hügel das Kloster Lorch zeigen, wo mehrere Hohenstaufen, wenn auch nicht die berühmtesten, begraben liegen . . . Doch Du wendest Dich aus diesen historischen Erinnerungen zur heiteren Naturgegenwart zurück und umspannst mit Deinen Blicken das vor Dir aufgerollte Panorama voll von gesegneten Ebenen und Thälern, Forsten und Hügelketten, Städten und Dörfern, Schlössern und Burgruinen. Südwärts schließt in weiter Ferne der blaue Bergzug der schwäbischen Alp mit ihren kühnen Felsengipfeln Teck, Neuffen und Achalm die Aussicht. Doch nein, Du entdeckst bei günstiger Disposition der Luft noch drüber hinaus weiße Punkte, die Du für Wolken halten magst: es sind aber die Firne der Vorarlberger Alpen. Westwärts siehst Du weit hinab in das würtemberger Land und siehst am äußersten Horizont den Kamm der Vogesen blauen. Gegen Norden öffnen sich Dir, über den welzheimer Wald hinweg, die Flutgebiete des Kochers und der Jaxt und von der Grenze des Frankenlandes herab schimmert weiß das Schloß von

Ellwangen. Gegen Osten verriegelt der gewaltige Stuifen und links von ihm der Hochwaldzug der Aalbuchberge die Fernsicht.

Dieser Bergzug, ein Ausläufer der schwäbischen Alp, wird von der letzteren durch einen tiefen Thaleinschnitt getrennt, in welchem das Städtchen Weißenstein liegt. Von hier läuft er ostwärts vom Härdtfeld begrenzt, in nördlicher Richtung hinüber ins Kocherthal. Vortretende unter den Aalbuchbergen sind der Rosenstein und der Bernhardusberg. Auf diesem finden wir unsere beiden Reisenden wieder.

An einem heimeligen Ort stand da, beschattet von zwei alten Linden, die Kapelle, welche dem Heiligen des Berges geweiht war, denn Sanct Bernhardus genoß in der ganzen Gegend großer Verehrung: auch in der Wallfahrtskirche auf dem Rechberg hatte er einen Altar. Etwas zurück von der Bernharduskapelle lag die Einsiedelei, eine bescheidene doch nicht unwohnliche Holzhütte, malerisch mit dem Rücken an eine Felswand gelehnt. Es fehlte ihr nicht der Schutz und Schatten von ein paar ernsten Tannen und etlichen fröhlichen Buchen. Auch eine Steineiche breitete ihre knorrigen Aeste, die kaum sich zu belauben angefangen hatten, über das niedrige Dach hin, welches unter einer Fülle von Epheuranken

verschwand. Vor den zwei kleinen Fenstern des Häuschens mit ihren runden, in Blei gefaßten Scheiben war ein Blumen- und Gemüsegärtlein eingefriedigt und daneben quoll vermittelst einer plumpen hölzernen Röhre ein prächtiger Quell aus dem Felsen.

Unsere Freunde waren mit der Morgendämmerung von Gmünd ausgeritten und bei guter Vormittagszeit auf dem Bernhardus angekommen. Jetzt war es Abend und sie waren noch immer da. Nicht nur hatte das heftige Gewitter, welches am Nachmittag über den Bergen sich entladen, ihre Rückkehr verzögert, sondern auch hatte das Wohlgefallen, welches sie an dem Einsiedler gefunden, diese Verzögerung ihnen sehr annehmlich gemacht. Der Pater Aloisius war ein Greis, mit welchem gute Menschen rasch sich zu befreunden vermochten. Außerdem hatte der Gruß vom Bruder Serapion an den Bruder Spiridion, welchen die jungen Männer getreulich bestellten, die beste Wirkung gethan. Der Bernharduspater zeigte seinen Gästen, daß sie ihm bestens empfohlen waren. Wohldenkende Menschen vermögen sich ja, falls nicht äußerliche Umstände störend zwischen sie treten, rasch unter einander zu verständigen.

So hatten die Drei den Tag unter vertraulichem Gedankenaustausch verlebt. Der Einsiedler war

von den jungen Männern von der Angelegenheit unterrichtet worden, welche sie in diese Gegend und zu ihm geführt. Er hatte, nachdem er sich von der Redlichkeit der Absichten Raleighs überzeugt, seine Theilnahme ausgesprochen und die Art und Weise, wie der Liebende verfahren wollte, billigend, demselben einen warmen Empfehlungsbrief an die Mutter Monika, Superiorin von Gotteszell, gegeben.

Jetzt saßen sie, während es draußen noch immer nebelte und regnete, bei traulichem Lampenschein in dem Stübchen der Einsiedelei mitsammen am tannenen Tisch, auf welchem die Reste einer Bewirthung standen, wie sie eben der Ort zu bieten vermochte. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, obgleich nur Einer sprach, der Bernhardspater, welcher der Bitte seiner Gäste, ihnen seine Geschichte zu erzählen, nachgegeben hatte.

Der Erzähler war ein hagerer hochgewachsener Greis, der wenig jünger sein mochte als sein Freund, der Sammetdoctor. Unter einer hohen, von jenen Furchenpfaden, wie sie der Gedanke und der Schmerz tritt, durchzogenen Stirne blickten große braune Augen klar hervor, zugleich „still und bewegt.“ Es war in diesem intelligenten Gesicht keine Spur weder von dem indolenten Behagen, wie es in der Luft der

Klöster und Einsiedeleien zu gedeihen pflegt, noch von asketischer Vergrämung und Verbitterung. Welche Stürme, äußere und innere, auch immer über diese Züge hingegangen sein mochten, sie hatten darauf nur die heitere Ruhe des Weisen zurückgelassen. Mochte man zweifelhaft sein, ob der Greis, wie er so dasaß im Schmuck seines Silberbartes, der in reichen Wellen über der schwarzen Kutte auf die Brust herabfloß, mehr einem griechischen Weisen der Akademie oder der Stoa gleichsähe oder aber einem christlichen Märtyrer, der aus schweren Prüfungen siegreich hervorgegangen, immer war seine Erscheinung eine zugleich höchst ehrwürdige und Vertrauen erweckende.

Die beiden Freunde hingen an den Lippen ihres Wirthes, dessen Stimme noch immer so sonor klang wie in früheren Zeiten, wo sie zum Entzücken großer Gemeinden von der Kanzel herab erschollen war . .

„Ja, liebe Kinder,“ fuhr der Bernharduspater in seiner Erzählung fort, — „auch ich habe jene Entzückungen und jene Qualen erfahren, welche die Menschen Liebe zu nennen pflegen und welche den Frühling des Lebens so stürmisch machen. Als ich mich getäuscht sah, als ich in dem Götterbild, welches ich in dem Tabernakel meines Herzens aufgestellt

hatte, eine Puppe der Selbstsucht und Eitelkeit erkennen mußte, da glaubte ich, mein in dem Feuer der Trübsal noch nicht gestähltes Herz müßte brechen. Aber das Menschenherz ist nicht nur ein eitel und verzagt Ding, es ist auch ein zähes. Es erwachte wieder in mir mit all seinen wechselnden Pulsen, als ich im Kloster, wo ich in meiner Verzweiflung die Tonsur genommen, wieder zu klarer Besinnung kam. Die dumpfe Gleichgiltigkeit, in welcher ich über ein Jahr lang so hingebrütet, wich von mir. Ein Weib zwar hab' ich nie mehr geliebt, aber ich liebte die Wissenschaft und den Ruhm. Die Oberen fanden gern Gelegenheit, mich auszuzeichnen. Ich galt für einen Gelehrten, für einen guten Prediger, für eine künftige Stütze der Kirche. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte mich. In kühnen Träumen vermaß ich mich, es jenen großen Geistern, jenen Gregoren und Innocenzen, die von einer Stufe der Hierarchie zur andern gestiegen, an dem ungeheueren Plan, die Welt zu einem Gottesreich zu machen, gearbeitet hatten, — gleichthun zu können und zu wollen. Gehört es doch zu den schönsten, aber auch gefährlichsten Vorrechten der Jugend, an das Wort Unmöglichkeit nicht glauben zu müssen und sich auf den Schwingen der Phantasie verachtungsvoll über die Prosa

der Wirklichkeit erheben zu können, bis diese Prosa mit eiserner Hand hinaufgreift, um den Schwärmer aus den luftigen Räumen in die Region der Alltäglichkeit herabzuziehen.

„Ich wurde, da man in mir ein gewisses diplomatisches Talent entdeckt zu haben glaubte, häufig in Geschäften des Ordens auf Reisen geschickt. Ich machte dabei hohe kirchliche und fürstliche Bekanntschaften, wurde eingeweiht in das Getriebe der geistlichen und weltlichen Politik und endlich auch mit einer wichtigen Sendung nach Rom betraut. Wie ward mir, als ich die ewige Siebenhügelstadt betrat! Als mir alle die Pracht der Säulen, Siegesbogen, Tempel und Paläste entgegenstieg! Als mir vergönnt war, die Kunst in ihren herrlichsten Offenbarungen anzustaunen! Als ich den Riesenbau erblickte, dessen Kuppel Michel Angelo in die Luft gethürmt! Als überall in Bild und Farbe himmlische Gestalten wie selige Wunder mir entgegenblühten! Als ich inmitten der ganzen Prachtentfaltung der Kirche den heiligen Vater selbst, den Statthalter Christi in Sanct Peter das Hochamt celebriren und dann von der Loggia herab der Christenheit seinen feierlichen Segen ertheilen sah, urbi et orbi! O, nur in Rom selber ist der ganze Zauber Roms

zu empfinden und zu verstehen. Ich war hingerissen, außer mir, berauscht! Ich athmete in einer Atmosphäre der Begeisterung und kühner Entschlüsse. In meiner Seele baute sich das Ideal der Kirche auf, riesenhaft, weltumspannend, segentriefend, und ich Thor wähnte, es müßte, es könnte verwirklicht werden" ....

Der Einsiedler hielt hier eine Weile inne. Die Erinnerung an die Zeit, von welcher er sprach, hatte ihn offenbar tief ergriffen. Seine Augen glänzten und seine blassen Wangen hatten sich geröthet. Es gibt so Eindrücke junger Jahre, welche selbst in das höchste Alter hinein einen strahlenden Widerschein werfen ... Als Schiller später jene glühenden Verse schrieb, in welchen Mortimer der Königin Maria seine Erlebnisse in Rom schildert, da mochte er sich der Worte des Anachoreten vom Bernhardusberg erinnern.

Dieser nahm wieder das Wort und erzählte, wie folgt:

„Stimmungen der Art, wie ich sie so eben andeutete, sind zu hoch, zu unnatürlich gespannte, als daß sie lange dauern könnten, und es bedarf oft nur eines einzigen Windstoßes, um die riesigsten Traumprachtschlösser in Trümmer zu werfen. Aus solchen

Ruinen sprossen dann gerne die wilden Schößlinge des Zweifels und zischen die Schlangen des Spottes . . . . Ich habe das in Rom an mir erfahren. Mit dem skeptischen Stachel in der Seele kehrte ich über die Alpen zurück. Ein schrecklicher Schlag, der alle meine Gefühle in jammervollen Aufruhr brachte, erwartete mich da.

„Mein Weg hatte mich in eine große Stadt an der Donau geführt, einen Erzbischofsitz, wo ich mich mehrerer Aufträge entledigen mußte. Es herrschte da eine große Aufregung und alle Welt sprach nur von Einem, von der bevorstehenden Hinrichtung einer Giftmischerin aus vornehmem Hause, die erst ihre zwei Stiefkinder und dann deren Vater, ihren Eheherrn, vermittelst Gift ermordet hatte. Mit anderen Gedanken beschäftigt, achtete ich der Sache nicht sehr und erstaunte daher nicht wenig, als mir eröffnet wurde, die arme Sünderin habe den Wunsch ausgesprochen, daß sie von mir zum Tode vorbereitet werde. Ich folgte dem Gebot der Pflicht und der Stimme des Mitleids. Aber, gerechter Himmel, welcher Blitz des Schreckens traf mich, als ich beim Eintritt in den Kerker in der Verurtheilten die Geliebte meiner Jugend erkannte!

„Sie war es, die Unglückselige, die ich so sehr

geliebt, die mich zum Mönch gemacht, weil sie mich schnöde verlassen und verläugnet hatte, um einem ungeliebten, aber reichen und vornehmen Manne ihre Hand zu reichen. Sie war es, noch immer schön, ja selbst jetzt noch in der Bläße ihrer Verzweiflung kaum weniger reizend, als damals, wo ich sie den Engel meines Lebens genannt. O, ich hatte ihr nicht geflucht, selbst in jener Stunde nicht, als sie mir mit kaltem Lächeln anzeigte, daß sie, sie, die mir tausend heilige Schwüre zugeschworen, die Braut eines freiherrlichen Bewerbers sei, — nein, ich hatte ihr nicht geflucht, und das, nur das war es, was mich jetzt aufrecht erhielt. . . . Ihre Ehe war unglücklich gewesen. Der Bund weiblicher Eitelkeit und Selbstsucht mit männlicher Rohheit und Wollüstelei hatte seine Früchte getragen, Früchte der Thorheit, der Ausschweifung, des Verbrechens zuletzt. Die Beichte der Unseligen enthüllte mir Abgründe des Menschenlebens, die Einem das Blut in den Adern gerinnen machen. Was ich zu jener Stunde litt, dagegen sind alle Qualen der Verdammten, wie sie der große Dante in seinen Visionen erblickte, bloßer Tand. . . . Als dem Freiherrn die Kraft zum Sündigen ausgegangen, wollte er es auch seinem Weibe verwehren. Sie spottete seiner. Da zeigte er, daß

Wollust und Grausamkeit stets Zwillingsschwestern sind. Seine satanische Lust, physische und moralische Martern für sie zu ersinnen, weckte den Dämon in ihrer Brust. Sie gestand mir, daß sie, zum Aeußersten getrieben, nur noch die eine Vorstellung, nur noch den einen Gedanken gehabt, zu erproben, ob es wahr sei, daß die Rache eine Speise für Götter. So vergiftete sie zuerst die beiden Kinder ihres Mannes, welche er mit einer Art thierischer Leidenschaftlichkeit liebte, und dann ihn selber. Und sie schauderte nicht davor zurück, mir zu sagen, daß kein Trank aus dem Taumelbecher der Lust, aus dem sie mit vollen Zügen getrunken, ihr jemals ein so wildes Entzücken erregt habe wie der Anblick der Todesqualen des Verhaßten. . . . . Und doch sollte die Bitterkeit, in welcher mein Herz bei Anhörung solcher Bekenntnisse schwamm, noch mehr anschwellen. Das geschah in dem Augenblick, wo mir das so grenzenlos verworfene und unglückliche Weib, als ich sie meinem Amte gemäß zur Reue und zur Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes ermahnte, mit einem Blick, der mir Herz und Nieren durchdrang, sagte, ich glaubte selber nicht an das, was ich sie glauben machen wollte. Ach, die Elende hatte nur zu recht: meine Brust war damals von Glauben und Hoffnung

so leer, wie die ihrige. . . . . Ich wollte fliehen, aber eine schreckliche Magie hielt mich zurück. Ich sollte sie, bat sie, aufs Schaffot begleiten, und ich versprach es . . . Die Stunde kam und jahrelang hat mir der Ton der Armensünderglocke in den Ohren geklungen, jahrelang habe ich den höhnisch-kalten Blick nicht vergessen können, welchen die Verurtheilte vom Schaffot herab über die Menge hinschweifen ließ, jahrelang hat mir das letzte Wort, welches sie Angesichts von Block und Beil zu mir sprach: — „Auf Nimmerwiedersehen! Ich gehe ins große Nichts" . . schmerzlich in der Seele nachgezittert.

„Von der unseligen Stätte hinweg, wo ich ihr Haupt fallen, ihr Blut springen gesehen, floh ich nach meinem in der Nähe der Reichsstadt Ulm gelegenen Kloster zurück. . . . . Die Träume des Ehrgeizes waren dahin und mit ihnen noch viel Anderes, Besseres. Eine grenzenlose Unruhe hatte sich meiner bemächtigt. Ich sehnte mich nicht hinaus in die Welt, aber ich war beständig auf der Flucht vor mir selbst. Mir graute, in mein ödes Inneres zu blicken, und doch mußte ich es thun, weil, ob ich mich auch mechanisch den Klosterregeln fügte, meine Umgebung mir kein Interesse mehr einflößen konnte. Es begann für mich eine lange, lange und unsäglich

trostlose Zeit wildester Zweifel und rasender Versuche, dieselben zu bändigen und zum Glauben zurückzukehren. Ich verbrachte lange kalte Nächte, mir die Kniee auf den Altarstufen wundknieend und aus der Tiefe meiner Verzweiflung zu Gott schreiend um Gnade und Erleuchtung oder um den Tod. Meine Selbstquälerei erging sich in unbändigen Kasteiungen, meine Bußgeißel tropfte von Blut, ich entzog mir den Schlaf, ich fastete bis zur Erstarrung der Lebenskräfte. Aber mein Körper trotzte allen diesen sinnlosen Versuchen. . . . Endlich suchte ich Trost und Beruhigung in den Wissenschaften, die ich früher nur an ihrer Oberfläche gestreift. Als Pater Bibliothekarius unserer reichen Prälatur hatte ich die reichsten Hilfsmittel des Studiums zur Hand und es störte mich nur sehr selten einer der Brüder bei meinen Büchern.

„Indem ich auf die furchtbare Frage nach des Menschenlebens Sinn und Frommen, welche jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen wenigstens einmal in seinem Leben mit der ganzen Wucht ihrer Schwere nahetritt, — in den Büchern aller Zeiten eine befriedigende Antwort suchte, gerieth ich nur immer tiefer in das Labyrinth des Zweifels hinein. Ich eignete mir mit Eifer die materialistische Philosophie des Jahrhunderts an. Ihre rücksichtslosen Argumente,

ihre scheinbare Consequenz, ihre kühnen Schlüsse blendeten mich. Ich fand mit einer Art düsterer Befriedigung, daß schon der gramschwere Prediger Salomo's zu dieser Philosophie sich bekannt habe. Der bittere Hohn, womit er sein: „Alles ist eitel!" wiederholt, entsprach meiner Stimmung. Ich lernte die vieltausendjährige Arbeit, womit die Menschheit um ihre Entwicklung sich abgemüht, als eine tolle Illusion, die Hoffnung auf persönliche Fortdauer nach dem Tode als einen Ausfluß feiger Selbstsucht ansehen: ich wurde ein ausgemachter Materialist, Atheist, Nihilist, der Voltaire's Skepticismus als einen kindisch-zahmen verachten zu müssen glaubte.

„Aber meine lieben Söhne, im absoluten Nichts kann der Mensch auf die Länge nicht athmen. Will er nicht aufhören, zu leben, so muß er Etwas glauben, Etwas hoffen, Etwas lieben. Und wäre wirklich Alles, was aus diesen drei Regungen der Menschenseele fließt, nur Traum und Schaum, nur Illusion, wohlan, der Mensch hat diese Illusion so nöthig wie das tägliche Brod . . . Mit meiner, wie ich wähnte, durch und im Unglauben errungenen Ruhe war es Nichts. Die eingebildete Befriedigung war keine. Denn ich suchte vergeblich die ruhelosen Fragen abzuweisen, die immer und immer wieder aus der Tiefe meiner

Brust aufstiegen. Wenn die Welt zwecklos ist, warum ist sie dann überhaupt? Wenn mit der Existenz im Dießseits für den Menschen Alles aus ist, warum kann er, ohne befragt zu werden, in ein Dasein gezwungen werden, welches für die ungeheure Mehrzahl nur eine drückende Last ist? Warum soll der Mensch, falls sein Dasein auf diese Spanne von Zeit beschränkt ist, unglücklicher sein als das Thier, welches sich aus der Naturbefangenheit nicht zur Geistigkeit, nicht zum Bewußtsein erhebt, aus den Schranken der Endlichkeit nicht zum schmerzlich-süßen Gefühl der Unendlichkeit? Ist nicht der Menschenbrust eine Vorstellung, die der Gerechtigkeit, unvertilgbar eingegraben? Wozu diese ewige Vorstellung, wenn die Welt nur ein alberner Zufall, für die Minderzahl ein Zufall zum Lachen, für die Mehrheit ein Zufall zum Weinen wäre? Die Wenigen, denen das Leben leicht dahinfließt, in Glück und Heiterkeit, ja, die mögen sich genußessatt am Ende darein finden können, sich auf das Sterbelager zu strecken mit dem Gedanken, nach so viel Aufregungen und Strapazen des Vergnügens sei die ewige Ruhe im Nichts ein sehr Wünschenswerthes. Aber die Millionen und aber Millionen, deren Herzen in Sorge und Leid und Demüthigung verbluten, ohne auch nur einmal recht frei

und glücklich aufgeathmet zu haben, soll auch ihnen das Einzige entzogen werden, was sie aufrecht erhält, die Hoffnung, daß es drüben eine Ausgleichung und Vergeltung gebe? Und müßte nicht jeder denkende Mensch, wenn er sich vorstellt, daß die Armen und Betrübten nur dazu da seien, den Reichen und Glücklichen zur Folie zu dienen, verzweifelnd ob diesem ungeheueren Jammer an der nächsten besten Wand den Kopf sich zerschellen?

„Schaut um Euch, meine Söhne! Die Erde, so schön ihr Antlitz ist, birgt dennoch tiefen Gram unter der lächelnden Maske. O, wer das Schweigen der Mitternächte kennt, der weiß, daß Einem oft ist, als stöhne die arme Erde auf in entsetzlicher Todesqual. Wie viel des Gräßlichen hat sie erlebt! War sie nicht verdammt, unermeßliche Ströme des Blutes ihrer Kinder einzusaugen? Wohin immer Ihr den Fuß setzt, tritt er auf den Staub von Opfern und Märtyrern. Sollten sie alle vergeblich gelitten haben und gestorben sein, gezeugt nur, um zu leiden und schließlich eine Stelle in dem furchtbaren Reigen des Todtentanzes auszufüllen, welcher die Erde durchrast? Und wie, können wir uns nicht täglich überzeugen, daß, was die Menschen Glück nennen, Reichthum, Macht, Ansehen, Wechsel der Zerstreu-

ungen, in fast diametralem Gegensatz zum Verdienste steht? Ist nicht die Geschichte der größten Wohlthäter, der wahren Helden der Menschheit nur eine große Martyrologie? Hat nicht der pfiffige Schurke, der gewissenlose Heuchler, der schamlos grundsatzlose Niederträchtige, der Lug und Trug spinnende Klügling, der alles Recht mit List oder Gewalt höhnende Frevler unendlich mehr Aussicht, in der Welt vorwärts zu kommen, als der ehrliche, gute und hochgesinnte Mensch? . . . . , ...

. . . .

. . . In Betracht alles dessen, Angesicht der riesenhaften Summe von Schmerzen, Nöthen und Uebeln aller Art, welche die Sonne täglich bescheint, mag sich am Ende ein stoischer Sinn mit der Vorstellung trösten, das Dasein von Erde und Menschheit sei nur eine störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Mit der Erde, die ja, wie einige Naturforscher wollen, dereinst wie ein Tropfen Wasser in die Unermeßlichkeit des Raumes verdunsten wird, werde auch diese Episode in die ewige Leere verschwinden. Aber ist dieser stoische Gedanke wirklich tröstlich? Läßt sich der mit unwiderstehlichem Zug auf die Zukunft gerichtete Menschengeist jemals davon abbringen, hinter dem Nichts immer wieder ein Etwas zu

erblicken? Ist die absolute Leere nicht geradezu undenkbar?

„Man sagt, der große Newton sei durch den Anblick eines fallenden Apfels auf das Gesetz der Schwere geführt worden. Mir auch ward so eine Erleuchtung, wenn ich es so nennen darf. Nach einer in Zweifeln und Kümmernissen verbrachten Nacht, hörte ich, das Fenster meiner Zelle öffnend, die erste Schwalbe zwitschern. Sie war gekommen, fernher getrieben von ihrer Frühlingsahnung. Sie wußte nicht, daß der Frühling kommen werde, aber sie ahnte und glaubte es und ihr Glaube hatte sie nicht betrogen. Ist das Bedürfniß der Menschenseele, an eine künftige Fortdauer zu glauben, nicht die Frühlingsahnung der Schwalbe? Liegt nicht in dieser Ahnung selbst die Garantie der Erfüllung?

„Indem ich wieder zu glauben begann, fing ich auch an, in der weltgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit wieder etwas Anderes zu sehen, als eine wüste und grausame Komödie des Zufalls. Die Märtyrer haben nicht vergebens gelitten, die Opfer sind nicht vergebens gefallen. Die Weltgeschichte ist kein Chaos, es ist Plan, Ordnung, Vorschritt in ihr . . . . Auf diesem Wege kam ich auch zu einer höheren Auffassung der religiösen Idee. Ich lernte

sie als nothwendigstes Erziehungsmittel der Menschheit, als Urquell alles Idealismus und zugleich als höchste Form desselben begreifen und verehren: ich lernte mich hineinfühlen in die göttliche Weltseele und durch Vermittlung des Pantheismus, welchen mich der erhabene Platon und der glorreiche Märtyrer Giordano Bruno lehrten, gelangte ich zur Wiederversöhnung mit dem Christenthum. Aber die christliche Lehre von der Nichtigkeit der Welt führte mich zunächst zu jenem verwerflichen Quietismus, welcher Alles gethan zu haben glaubt, wenn er aus dem Mantel der Resignation hervor mit Verachtung auf die Welt blickt. Diese zu verachten ist freilich leichter, als sie zu bestreiten, und so versank ich in ein theilnahmloses, pflanzenhaftes Vegetiren und als höchste Weisheit galt mir der Spruch des orientalischen Dichters:

„Ist einer Welt Besitz für Dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber: — es ist Nichts;
Und hast Du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber: — es ist Nichts!
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber: — es ist Nichts!“...

„Viele Jahre hatte ich so hingelebt. Man ließ mich in Ruhe. Ich galt für einen Träumer und Bücherwurm, mit welchem Nichts anzufangen sei. Anderen galt ich auch wohl geradezu für einen Narren, denn

ich hatte ja zwei Gelegenheiten, zu hohen und höchsten klösterlichen Würden zu gelangen, unbeachtet vorübergehen lassen, nicht aus Demuth oder Bescheidenheit, sondern einzig allein aus Gleichgiltigkeit. Wie hätte mich die Aussicht, die Inful eines Abtes zu tragen, aus meiner quietistischen Beschaulichkeit herauslocken können? Nur die Gewißheit, daß mir dieselbe durch Mittel, wie man sie in den Klöstern immer zu Hand hat, verkümmert werden würde, wenn ich einen Zweifel an meinem Gehorsam aufkommen ließe, vermochte mich, unweigerlich eine Sendung zu übernehmen, welche mich nach Baiern und Oestreich führte und für welche man meine früher erworbene Kenntniß dortiger Verhältnisse nutzbar machen wollte. Auf dieser Reise ließ mich ein glücklicher Zufall die Bekanntschaft meines theuren Freundes Armbruster machen, der mich unter dem Namen Serapion in den Illuminatenbund einführte.

„Ihr wißt nicht, liebe Kinder, was es heißen will, erst in alten Tagen zum ersten Mal einen Freund zu finden, wie ich in Armbruster einen fand. So eine Freundschaft ist wie die Entdeckung einer neuen Welt, wie ein Verjüngungsbad. Serapion zeigte mir die Nichtigkeit meines Quietismus. Er bewies mir, daß ein quietistisches Christenthum ein

unermeßliches Uebel wäre, denn, siegreich geworden, müßte es die Welt in einen todten Sumpf, die Menschheit in einen faulenden Cadaver verwandeln. Er verwies mich auf jene erhabenste Stelle der Schrift beim Evangelisten Lucas, wo Christus spricht: „Der Geist des Herrn ist in mir und er hat mich gesendet, den Armen die frohe Botschaft zu verkündigen, aufzurichten die geschlagenen Herzen, den Gefangenen zu predigen, daß sie los sein sollen, und den Blinden, daß sie sehend, und den Unterdrückten, daß sie frei und ledig sein sollen!" Er machte mich aufmerksam, daß die Morgenröthe einer neuen Zeit am Horizont heraufsteige, daß die Geister erwacht seien, daß die Völker sich rührten, den bleiernen Schlaf der Knechtschaft von ihren Wimpern zu schütteln. Er gewann mir Theilnahme ab für die Wirklichkeit, für die Zeit und ihre Strebungen, für das Vaterland. Er war ein eifriger Illuminat und er machte auch mich dazu. Wir Beide gehörten zu denen, welche sich für Verbreitung dieses kosmopolitischen und humanistischen Bundes in Süddeutschland große Mühe gaben und nicht ohne Erfolg. An Enttäuschungen, zum Theil sehr schmerzlichen, fehlte es freilich nicht, aber dafür entschädigte doch auch wieder die Wahrnehmung, daß Sinn und Trieb des Besseren

in einer Menge von Herzen vorhanden sei . . . . . Lux vincet tenebras! Das ist noch jetzt mein Glaube und meine Hoffnung.

„Die Zeit, welche ich an der Seite Serapions in gemeinsamer Thätigkeit mit ihm verbringen durfte, war die glücklichste meines Lebens. Endlich mußte ich in mein Kloster zurückkehren. Vielleicht, angehaucht von dem Geist des Eifers, welchen der Freund in mir erweckt hatte, würde ich versucht haben, diese Fesseln zu brechen; aber, liebe Kinder, wenn man einmal das siebzigste Jahr hinter sich hat, ist die Zeit der kühnen Entschlüsse für den Menschen vorbei. Dennoch sollte ich nicht im Kloster sterben. Die Empörung über eine Ruchlosigkeit, wie sie unserem Jahrhundert zur Schmach gereicht, vertrieb mich aus meiner Zelle und ich werde es bis zu meinem Tode beklagen, daß meine alten Augen noch solch einen Gräuel sehen mußten . . . . Ein junger Student aus dem Dorfe Söflingen war in der Vacanz aus Tübingen, wo er der Jurisprudenz sich widmete, nach seiner Heimath gekommen. Ich kannte ihn von früher her: er war ein aufgeweckter Jüngling, dabei seelengut, aber heftig und vorlaut. Schon erfüllt von den Ideen der Zeit, machte er in Ulm die Bekanntschaft des genialen und unglücklichen Schubart,

welcher dort seine deutsche Chronik schrieb. Das ward ihm von allen Feinden dieses Mannes — und es wimmelte in der Gegend von solchen — schon als Verbrechen angerechnet. Man beobachtete ihn, ich ließ ihn vergeblich warnen. Da schäumte eines Abends an einem öffentlichen Orte der brausende Most des Jugendübermuths in dem Unglücklichen über. Noch in der Nacht wurde er aufgehoben und in unserem Kloster in ein scheußliches Gefängniß geworfen, denn Söflingen lag innerhalb der Gerichtsbarkeit unseres Abtes. Unter den Habseligkeiten des Verhafteten fand man Schriften von Voltaire, von Rousseau, von Lessing, Wieland und Göthe. Dieser Umstand, zusammengehalten mit jenen unbesonnenen Aeußerungen und seinem Umgang mit dem verhaßten Schubart, genügte, ihn der Ketzerei und Gotteslästerung anzuklagen. Man müsse ein Exempel statuiren, hieß es. Vergebens vertheidigte sich der unglückliche junge Mann mit Geschicklichkeit und Muth. Die Wuth wollte ein Opfer haben. Das Urtheil lautete auf Enthauptung und Verbrennung. Alle Anstrengungen, die ich dagegen machte, waren eitel und ich konnte nicht einmal einen kurzen Aufschub der Sentenzvollstreckung erwirken. Man verweigerte mir auch die Bitte, dem Unglücklichen den letzten Trost bringen

zu dürfen. Er wurde enthauptet, sein Leichnam verbrannt, seine Asche in den Illerfluß gestreut.

„Der Boden, auf welchem Solches geschah, Solches im achten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts geschehen durfte und konnte, trug mich nicht mehr. Ich erbat mir die Gunst, an der Stelle des eben verstorbenen Einsiedlers auf dem Bernhardusberg die von dem Kloster abhängige Siedelei beziehen zu dürfen. Man ließ mich gerne ziehen, denn mein Benehmen während der schnöden Inquisitionsprozedur hatte mich meinen Brüdern zu einer lästigen und widerwärtigen Person gemacht. Seither hab' ich in dieser Bergeinsamkeit gelebt und von hier werde ich, wenn die Stunde kommt, eingehen zur Ruhe in Gott. . . . . . Doch, liebe Kinder, ich habe Eure Geduld auf eine lange Probe gestellt. Die Lampe hat ihr Oel aufgesogen und es ist Zeit, daß ich Euch Eure Schlafstätte zeige."

Fünftes Capitel,

worin in Kürze gezeigt wird, daß es in der guten alten Zeit nicht nur ernste, sondern auch recht humoristische Superiorinnen gab und daß das fatale Wort „Zu spät“ auch damals schon erfunden war.

Der Dichter schlief noch fest, als ihn sein mit der ersten Morgendämmerung erwachter Freund weckte.

Während sich jener reckte und dehnte und dann lässig seinen Anzug besorgte, öffnete Raleigh den Laden des fensterlosen Schlafkämmerchens und mit der morgendlich kühlen und würzreichen Bergluft strömten zugleich die Klänge des Glöckleins der Bernhardus-kapelle herein.

„Unser Wirth ist schon auf,“ sagte Raleigh, „und verrichtet, wie es scheint, seine Frühandacht ... Komm hinaus.“

Sie verließen die Hütte. Das Glöcklein in der Kapelle drüben war verstummt. Ein leises Wehen ging über die Berggipfel. Sonst heilige Morgenstille ringsum. Drunten in den Thälern brauten die Nebel.

Von einem Gefühle der Andacht angehaucht, gingen die Freunde auf die Kapelle zu und traten leise ein, gefolgt von dem zahmen Reh des Einsied-

lers, welches sie mit seinen schwermüthigen Augen verständig ansah.

Es war ein bescheidenes, aber freundliches Kirchlein. Durch das runde Fenster hinter dem nach Osten gerichteten Altar blickte das Morgenroth. Im Lichte desselben sahen sie den Bernharduspater auf den Altarstufen knieen, in stilles Gebet versunken.

Jetzt erhob er, ohne der Zeugen seiner frommen Uebung gewahr geworden zu sein, das Haupt und stimmte mit seiner klangvollen Stimme den schönen Hymnus an:

„Magnificat anima mea Dominum“ . . .

In diesem Augenblick brachen die ersten Strahlen des aufsteigenden Tagesgestirns durch das runde Fenster und umwoben den Silberscheitel des ehrwürdigen Greises mit einer leuchtenden Gloriole.

Still, wie sie eingetreten, traten die Freunde wieder hinaus, denn eine ehrfurchtsvolle Scheu hieß sie jede Störung des weihevollen Moments vermeiden . . . . .

Eine Stunde später stiegen die Beiden nach dem Weiler in den Bergen hinab, wo sie ihre Pferde gelassen. Der Bernharduspater hatte sie noch eine Strecke Weges bergabwärts begleitet und der Abschied von ihm war sehr herzlich gewesen.

„Daß sich doch," sagte Schiller im Gehen, „sympathetisch gestimmte Menschen im Leben meistens nur finden sollen, um sich wieder zu trennen. Wie kurz war unser Zusammensein mit diesem herrlichen Greis und doch, wie hat er uns angezogen! Mir ist, als müßte ich wieder umkehren, um ihm noch einmal meine Achtung und Liebe zu bezeugen .... Welch ein reiches und doch verlorenes Leben! Welche Erinnerungen, Entsagungen und Schmerzen! .... Nie, ich gestehe es, ist mir die Religion ehrwürdiger erschienen als in dem Bilde dieses Einsiedlers, da er vorhin vor dem Altar kniete und, vom ersten Sonnenlicht umstrahlt, seinen Lobgesang erhob. Es war das innigste, dankvollste Aufathmen der Creatur zum Himmel, von welchem ich je Zeuge gewesen."

Raleigh stimmte bei und durch den schönsten Maimorgen hin schritten sie thalwärts. Die höher steigende Sonne drückte die Nebel zu Boden und machte sie in Gestalt von Millionen Thautropfen auf Gras und Kraut funkeln. In der Ferne schimmerten die Thurmknäufe der Reichsstadt, prächtig blickte der Hohenstaufen herüber, auf dem Thurm der Kirche des näher gelegenen Rechberg läutete es zur Messe, aus den Dörfern der weithin gedehnten Gemarkung antworteten die Glocken, die Wiesenthäler dufteten

herauf, badend in Thau und Blüthenschnee, die Lerche stieg tirilirend, der Bergfink schlug auf dem Weißdornbusch, die Grasmücke sang im Ginster, der Bergbach rauschte unseren Wanderern zur Seite klingend in seinem felsigen Bett und dort drüben trieb ein junger Schäfer seine Schafe aus dem Pferch und sang dazu, daß es hell von der tannenbekrönten Halde widertönte: —

Herziges Schätzle Du,
Hast mer au all mei Ruh
G'stohla, Du loser Dieb,
Hab' Di doch lieb!

Wenn D'r ins dunkelblau,
Funkelhell Schelmaug' schau,
Mein' i, i säh' in mei
Himmelreich 'nei.

Und der in seinem Schatz Vergnügte ließ die schöne Weise in einen Jodler ausklingen und setzte als Trumpf einen prächtigen Juheischrei darauf.

Des Dichters Brust weitete sich.

„O, wie schön ist die Welt!“ rief er aus.

„Ja,“ sagte Raleigh zerstreut . . . „Ein recht hübsches Liedchen, und was der Bursch für eine Stimme hat! . . . Aber ist das wohl der Thurm der Klosterkirche von Gotteszell, welcher dort weit unten, rechts von der Stadt, hervorsieht?“

„Aha," lachte Schiller, „da denkt in der Gegend außer dem Schäfer noch Einer an ein dunkelblau, funkellhell Schelmaug'. Sieh, sieh! . . . Den Thurm von Gotteszell jedoch kannst Du von hier aus nicht sehen. Das Kloster liegt zu tief im Thale. Indessen tröste Dich, wir können noch vor Mittag dort sein, wenn wir erst wieder zu Pferde sitzen."

„Ich gestehe," versetzte der Amerikaner, „das wäre mir lieb. Seit meinem Erwachen heute in der Frühe fühle ich bei dem Gedanken an Lauretta eine wunderliche Unruhe, eine unbestimmte Ahnung von Hindernissen und Widerwärtigkeiten . . . Ich werde Dir zweifelsohne recht albern vorkommen" . . . .

„Ei was, lieber William! Du solltest mich, ich will nicht einmal sagen aus Freundschaft, sondern schon aus simpler Höflichkeit für ein hinlängliches Stück von Poeten halten, um mir zuzutrauen, daß mir Deine Herzensnöthen keineswegs unter dem Gesichtspunkt der Albernheit erscheinen . . . . Wärest Du nur vorgestern in der Krypte auf dem Salvator an meinem Platze gewesen! Ich habe ohnehin ein nicht sehr angenehmes Gefühl, als hätte ich dort eine recht klägliche Rolle gespielt . . . Aber sag', nun Du den Schlüssel in der Tasche hast, welcher uns das verwunschene Kloster öffnen soll, — wohin

geht eigentlich Dein Anschlag? Habe zwar, wie männiglich bekannt, den Schuft, meinen Spiegelberg, in den Räubern ein Nonnenkloster flott stürmen lassen, fürchte aber trotzdem, daß ich mich in Praxi dabei sehr linkisch anstellen würde."

„Lieber Freund, wir leben jetzt nicht in der phantastischen Sphäre Deiner Räuber, sondern in der Wirklichkeit. Auf Stürme und dergleichen mehr ist es vor der Hand gar nicht abgesehen. Unser Verhalten wird sehr einfach sein. Wir verlangen Gehör bei der Mutter Superiorin, das Empfehlungsschreiben des Bernharduspater wird uns dieses Gehör verschaffen und, wie ich hoffe, auch das Wohlwollen der frommen Dame. Dann" . . .

„Dann?".

„Setze ich der Superiorin den Fall auseinander, bitte sie mir in ihrer Gegenwart eine Unterredung mit Lauretta zu gewähren, und biete, falls mir diese Zusammenkunft bewilligt wird, dem Mädchen meiner Wahl meine Hand an. Wird, was ich freilich kaum zu hoffen wage, mein Anerbieten angenommen, so bin ich von Gott und Rechtswegen der legitime Beschützer Lauretta's, und diesem seine Braut unter einem schicklichen Vorwande auszuliefern, wird sich die Superiorin wohl bestimmen lassen. Wenigstens glaubte

das auch unser einsiedlerischer Freund und hat daher, wie er mir mittheilte, in seinem Schreiben an die Mutter Monika darauf Rücksicht genommen. Hierauf nehme ich Postpferde, eile mit meiner Erwählten auf dem kürzesten Wege Paris zu, lasse unsern Bund durch unseren Gesandtschaftskaplan einsegnen und führe Lauretta zu Schiffe, damit meine Mutter unter meinem Dach am Ufer des Potomac sie als ihre Tochter in die Arme schließe."

Schiller machte zu dieser Eröffnung große Augen, blinzelte dann nach seiner Gewohnheit stark damit, schüttelte den Kopf, blies die Backen auf und ließ einen Pfiff hören, welcher ziemlich bedenklich lautete.

„Ich sehe, mein Plan gefällt Dir nicht," sagte Raleigh.

„Ohne Umstände, nein."

„Er kommt Dir ohne Zweifel viel zu prosaisch, zu gewöhnlich, zu philisterhaft vor?"

„Freilich, freilich. Aber wie er mir vorkomme, das hätte wenig zu sagen. Dagegen möcht' ich Dir doch zu bedenken geben, daß Lauretta diesen Plan leicht allzu nüchtern finden könnte. Sie liebt das Ueberraschende, das Kühne, das Romantische . . . ."

„Ich verstehe Dich," sagte Raleigh mit einem Seufzer, fuhr aber dann sogleich mit seiner gelasse-

nen Ruhe fort: „Du weißt, ich könnte für Lauretta Vieles thun, sehr Vieles, Ungewöhnlichstes, wenn Du willst; aber was ich für kein Weib der Erde, auch für sie nicht thun kann, ist, meinem ganzen Wesen entgegen den Romanhelden zu spielen. Ich bin, wie ich Dir schon früher sagte, kein Werther, ich bin auch kein Ritter, sondern ein schlichter amerikanischer Bürger, ein Landmann und, wenn Du willst, auch ein Bischen Kaufmann. Daß mich meine Bürgerpflicht in das Kriegsleben geführt, daß ich dieser Pflicht mit jugendlichem Seelenschwung zu genügen suchte, hat an meinen bürgerlichen Neigungen Nichts verändert. Nein, ich bin nicht dazu gemacht, weder den seufzenden Seladon noch den hirntollen Orlando zu spielen. Die ernste Schule des Lebens, welche ich durchgemacht, ließ solche Willkühr der Phantasie nicht in mir aufkommen, vorausgesetzt auch, ich hätte von Natur irgendwelche Anlage dazu gehabt. . . . Glaub' mir, ich habe mich im Geheimen lange und schmerzlich gegen diese plötzlich erwachte Neigung zu einem Mädchen gesträubt, welches in so Vielem einen schroffen Gegensatz zu meinem Wesen bildet. Das Sträuben half Nichts, aber zu einem romantischen Narren soll mich meine Leidenschaft doch nicht machen. Ich hasse alle krummen Wege und gehe gerne geradeaus . . .

Doch da sind wir ja bei dem Weiler angelangt. Laß uns eilen, in die Stadt zu kommen." . . . .

. . . .

Die guten Klosterfrauen von Gotteszell hatten sich an diesem Tage etwas später als gewöhnlich aus dem Refectorium zurückgezogen. Es hatte heute beim Imbiß viel Gezischel und Gemunkel unter den frommen Schwestern gegeben und mehr als ein diplomatischer Versuch war gemacht worden, die verehrte Domina Monika über ein Ereigniß reden zu machen, welches seit gestern den ganzen Convent lebhaft beschäftigte. Aber die leutselige Superiorin war heute ganz ungewöhnlich verschlossen gewesen, und nachdem das Dankgebet gesprochen und die Legende der Tagesheiligen gelesen worden, hatten sich die Schwestern in ihre Zellen zurückgezogen.

Die Pförtnerin saß in ihrem Lugaus zur Seite der Klosterpforte und war gerade im Begriff, ein wenig einzuschlafen, als der Klang der Thorglocke sie aus ihrem behaglichen Lehnstuhl aufschreckte.

Grämlich, wie eine alte Pförtnerin unter solchen Umständen zu sein wohl berechtigt ist, ging die Schwester Regula hinaus, öffnete das Guckfensterchen am Thorflügel und fragte nach dem Begehren der beiden draußen stehenden jungen Männer, unserer Freunde.

Sie erbäten, lautete die Antwort, eine Audienz bei der hochwürdigen Domina Superiorin, welcher sie ein Schreiben vom Pater Aloisius auf dem Bernhardusberg zustellen wollten.

Darauf hin schloß Schwester Regula die Pforte auf und ließ die Besucher eintreten, sagend, sie möchten ihr in das Sprechzimmer folgen und dort warten, bis sie der hochwürdigen Mutter Meldung gemacht hätte.

Indem die Beiden Folge leisteten und der Pförtnerin über den Klosterhof nachtraten, murmelte die Schwester Regula für sich hin: „Der Eine hat rothes Haar und eine tüchtige, so zu sagen vogelschnabelartige Hackennase. Tritt auch, scheint's, recht ordentlich stolz auf. Richtig, der muß es sein."

Der Dichter und sein Freund hatten keine Zeit, über den seltsamen Umstand, sich plötzlich in dem Oratorium eines Nonnenklosters zu befinden, Betrachtungen anzustellen oder auszutauschen, denn sie hatten nur wenige Minuten gewartet, als die Domina Superiorin hinter dem eisernen Sprachgitter erschien, welches das Gemach vom Boden bis zur Decke in zwei Hälften schied.

Wenn aber die jungen Männer sich auf das Erscheinen einer altehrwürdigen, strengen und gries-

grämigen Klosterbeherrscherin gefaßt gemacht hatten, so sahen sie sich angenehm enttäuscht. Die Mutter Monika stand zwar bereits in einem Alter, welches man ein für ihr Geschlecht kritisches zu nennen pflegt, aber sie war immer jetzt noch eine stattliche Superiorin und ihre haselbraunen Augen blickten lebhaft und keineswegs mürrisch und streng, sondern vielmehr eher ein Bischen schalkhaft.

Die Domina erwiderte die ehrerbietige Begrüßung der jungen Männer mit gewinnender Freundlichkeit und nahm das Schreiben des Bernhardusspater, welches ihr Raleigh durch das Gitter darreichte, huldvoll entgegen.

Nachdem sie es entsiegelt und gelesen, sagte sie:

„Welcher von Ihnen, meine Herren, ist der, dessen Angelegenheit mir der hochwürdige Herr Pater Aloisius so dringend empfiehlt?"

Raleigh trat vor und verbeugte sich.

„Ah," sagte die Superiorin, nachdem sie ihn aufmerksam betrachtet hatte, mit einem Ausdruck wohlwollenden Bedauerns, — „Ihr Aussehen ist wacker, mein Herr, und ich glaube gerne, daß etwas Besseres als jugendliche Laune und Leichtfertigkeit Sie hieher geführt habe . . . Sie sind ein Amerikaner, wie mir der verehrungswürdige Pater schreibt.

Also werden die jungen Leute jenseits des Weltmeers ebenfalls von Liebesnöthen heimgesucht? Wunderlich! Ich glaubte bisher, besagte Nöthen seien bloß in der alten Welt Mode."

Raleigh lächelte, Schiller lächelte und die Domina lächelte auch.

„Gott Amor herrscht eben überall mit Omnipotenz," sagte der Dichter, dem die Sprechweise und das ganze Gebahren der Mutter Monika überaus gefielen.

„Was, mein Herr," versetzte die Domina, wieder einen Blick in den Brief werfend, — „was, Sie sprechen von heidnischen Göttern in einem Convent von Ursulinerinnen? Gut, daß keine meiner frommen Schwestern Ihre Ketzerei hörte; ich müßte Ihnen sonst eine tüchtige Disziplin geben . . . Sie heißen Schiller, sind ein Doctor, ein Mediziner . . . ach, das sind mir saubere Christen, die Herren Doctoren! Aber ich will hoffen, Sie wissen vom Gott Amor nur vom Hörensagen. Sie sind ja noch blutjung. Oder?"

„Entschuldigen Sie, Verehrungswürdige, daß ich Ihnen widersprechen muß."

„Wie? Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie wirklich schon das gewesen, was die Weltkinder verliebt sein nennen?"

„Doch, Verehrte, und jetzt heftiger als jemals!“

Domina Monika war über das dreiste Wesen des Dichters ein wenig verblüfft und rüstete sich, dem kecken jungen Mann ein strafendes Wort zu sagen. Aber das wollte sich nicht recht machen. Der Sünder, obgleich keineswegs ein Ausbund von Schönheit, hatte dennoch in seinem ganzen Wesen etwas eigenthümlich Edles, was ihm die Herzen der Menschen gewann.

Raleigh fand für gerathen, sich ins Mittel zu legen.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau, meinem Freunde seine sonderbare Redeweise,“ sagte er. „Sie müssen wissen, er ist ein Poet“ . . . . .

„Ah so, ein Poet ist er?“ sagte die Domina, und zeigte dabei ein versöhnliches Lächeln. „Nun, den Poeten muß man Vieles nachsehen. Sie reden gerne in . . . in . . . ei, wie heißt man es doch? . . . in Hyperbeln, glaub' ich.“

„Verehrungswürdige“ . . . begann Schiller wieder, aber die Domina, den schelmischen Zug um seinen Mund gewahrend, unterbrach ihn mit den Worten:

„Nein, nein, mein Herr Poet. Sie sehen mir gerade darnach aus, als ob Sie auf Ihrem Pegasus

säßen; aber so ein heidnisches Thier darf in einem Convent ehrsamer Ursulinerinnen seine Kapriolen nicht machen."

Sie sprach das voll Güte und sogar mit humoristischem Ausdruck, aber doch zugleich auch so, daß man unschwer merkte, diese Frau sei zwar entschieden keine bigotte und devote, allein dennoch wisse sie sehr wohl die Grenzlinie einzuhalten, wo der Humor aufhörte und ihre Würde als Nonne und Superiorin anfing.

„Mein Herr Amerikaner," fuhr sie zu Raleigh gewandt fort, — „obgleich Sie in so schlimmer Gesellschaft reisen, beklage ich es doch lebhaft, sehr lebhaft, daß ich in der Angelegenheit, welche Sie hieher geführt, Nichts thun kann."

„Wie, verehrte Frau?" fragte Raleigh erschrocken.

„Ja, ich wiederhole es mit Bedauern: ich kann Nichts für Sie thun."

„Aber der Pater Aloisius" . . . .

„Empfahl Sie meinem Beistand unter Voraussetzungen, die nicht mehr vorhanden sind . . . Sie kommen um einen ganzen Tag zu spät! Der schöne, wilde Vogel ist ausgeflogen."

„Lauretta hat Gotteszell verlassen? . . . Sie

ist entflohen?" riefen Raleigh und Schiller wie aus einem Munde.

„Sie sagen es, meine Herren."

„Wie ging das zu?"

„Ich weiß es nicht. Es kam so überraschend. Vorgestern noch, nach unserer Zurückkunft von einem Bittgang nach dem Salvator, hatte das arme, liebenswürdige und doch, wie ich annehmen muß, so tiefverwilderte Kind mir die Mittheilung gemacht, es wäre nicht abgeneigt, für immer bei uns zu bleiben. . . . Lauretta war dabei sehr traurig. Ich dachte mir, die Wallfahrt habe ihr störriges Gemüth plötzlich besänftigt und dem Heil zugewandt. . . . Gestern Morgen war sie fort, spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergeblich. . . . Ich kann mir nicht denken, wie sie ihre Flucht bewerkstelligte und wer ihr dabei geholfen. Ein Verdacht, den ich auf eine meiner Klosterschwestern warf, hat sich bis jetzt nicht bestätigt. Ich weiß nicht, wie ich mir die Sache vorstellen, und noch weniger, wie ich den schlimmen Fall bei Sr. Durchlaucht dem Herzog von Würtemberg entschuldigen soll, der sich unserm Convent mehrmals als ein gnädiger Gönner erwiesen hat."

Und den tiefen Schmerz in Raleighs Mienen wahrnehmend, setzte die gutmüthige Domina hinzu:

„Ich würde Sie meiner innigen Theilnahme versichern, mein Herr, wenn ich nicht fühlte, daß unter solchen Umständen jeder Trostversuch ein eitler sein muß."

„Ich danke Ihnen dennoch, verehrte Frau," entgegnete Raleigh tonlos und mühsam nach Fassung ringend. „Glauben Sie mir, ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufnahme und Ihre edle Theilnahme von Herzen dankbar . . . . Aber . . . . aber, lieber Schiller, wir haben hier Nichts mehr zu thun und wollen der hochwürdigen Superiorin nicht länger lästig fallen . . . . ."

Damit war diese Audienz im Sprechzimmer von Gotteszell beschlossen.

Als die beiden Freunde das ihnen von der Pförtnerin geöffnete Hofthor hinter sich hatten, wurde das Guckfensterchen desselben aufgethan und das Gesicht der Schwester Regula erschien in der Öffnung.

„Bst, bst!" machte sie, ließ einen Brief herausfallen und schloß dann schnell wieder den Laden.

Schiller hob das Papier vom Boden auf. Es war versiegelt und an ihn adressirt. Die graziösen Schriftzüge Lauretta's erkennend, riß er hastig das Siegel ab und las die wenigen Zeilen: —

„Ich fürchte, theuerer Freund, Ihre und des

Herrn Ritters aus Atlantis Vorsicht ist so groß, daß ich auf die daraus resultirende Tapferkeit gar zu lange warten müßte. Das Warten ist nun aber nicht sehr nach meinem Geschmack. Ich gehe also in die weite Welt, nachdem ich unterwegs noch eine schreckliche Bestellung, die mir vor Zeiten meine arme Mutter aufgetragen, ausgerichtet haben werde . . . Sorgen Sie Sich nicht um mich und vergessen Sie die wilde Turbinella! Fühlen Sie Sich wieder einmal in der Stimmung, Laura-Oden zu dichten, so wird sich wohl unschwer eine andere und bessere Laura finden . . . . Leben Sie wohl, mein Freund, vielleicht für immer! Und doch . . . bah, es lebe der Wechsel, das Abenteuer, der Humor! . . . Und . . . ja, das noch! Vergessen Sie nicht, an Ihren Freund meine gehorsamste Empfehlung zu bestellen und ihm gelegentlich zu sagen, wer den Ritter spielen wolle, thue gut, die Tapferkeit ins vordere und die Vorsicht ins hintere Treffen zu stellen . . . Addio, caro mio!"—

„Wie herzlos!" sagte Schiller voll Zorn.

Raleigh sagte gar Nichts und so schritten die Beiden sehr schweigsam der Stadt zu.

Auch ihr Abzug aus Gmünd am folgenden Tage war still. Raleigh trieb zum Aufbruch. Er hatte sich am Abend zuvor in der blauen Ente eiligst nach

dem fremden Grafen erkundigt und, als man ihm gesagt, derselbe sei gestern Morgen, kurz, nachdem die beiden Freunde ihren Ritt in die Berge angetreten mit Wagen und Dienerschaft abgereist, hatte er einen Fluch zwischen den Zähnen zerdrückt.

Mamsell Senzele war nach der Abreise der Freunde den ganzen Tag sehr übler Laune. Sie vermochte es sich nicht zu erklären, warum der Gespiele ihrer Jugend, als sie denselben beim Abschied durch den langen und dunkeln Hausgang begleitete, so gar nicht bemerkt hatte, daß ihm die günstigste Gelegenheit geboten sei, ihr noch eine Freundlichkeit zu erweisen . . . . . .

Beim Hinabreiten durchs Remsthal machte Schiller den Vorschlag, das Kloster Lorch zu besichtigen, aus welchem die Mönche schon zur Zeit des Bauernkrieges vertrieben worden und welches jetzt der Sitz eines herzoglich würtembergischen Kastenamtes war. Er wollte dem wortkargen, in düstere Gedanken versunkenen Freund eine Zerstreuung bieten und zugleich die Spielplätze seiner Jugend wieder einmal besuchen, welche seiner Erinnerung stets so theuer geblieben waren

Nachdem sie in der Herberge zur Sonne, in welcher die Schiller'sche Familie während ihres mehr-

jährigen Aufenthalts in Lorch gewohnt hatte, ihre Pferde untergebracht, gingen sie hinaus und stiegen den Hügel am Fluße hinan, auf dessen Spitze die alten Klostergebäude stehen. Es ist ein schöner Punkt, das stille Waldthal der Rems zu überblicken, auf welches der Rechberg und der Staufen ernst niedersehen.

Sie ließen sich die Klosterkirche öffnen, wo so viele Männer und Frauen des hohenstaufischen Hauses unter den Steinplatten ruhen. Schiller, von seinen Erinnerungen aus der Frühlingszeit des Lebens lebhaft aufgeregt, machte den gesprächigen Cicerone, ohne den Freund aus seinem starren Schweigen aufrütteln zu können.

Indem sie aus dem Mittelschiff der Kirche, wo der Sarkophag des Stifters vom Kloster Lorch steht, in das Seitenschiff rechter Hand traten, sagte der Dichter:

„Sieh, da unter diesem Steine schläft die Kaiserstochter aus Byzanz, die Königin Irene. Ihr Tod war ein Triumph der Frauentreue. Der Gram brach ihr Herz bei Empfang der Schreckenskunde, daß ihr Herr und Gemahl, König Philipp, von Otto dem Wittelsbacher ermordet worden sei."

Raleigh antwortete nur mit einem Achselzucken

und mit einem spöttisch-ungläubigen Lächeln, wie es ihm sonst ganz fremde war.

Den Dichter überkam ein unheimliches Gefühl, sich mit dem brütenden Freund und den stillen Todten länger in die verwitternden Wände der alten Kirche eingeschlossen zu sehen.

Der Sonnenschein draußen, der Anblick der ihn anheimelnden Landschaft, der fröhlich aus dem nahen Walde herüberschallende Vogelsang ermunterten ihn wieder. Er führte seinen Begleiter geschäftig umher, zeigte ihm Alles und setzte sich zuletzt mit ihm unter die vielhundertjährige Klosterlinde. Dann sprang er wieder auf, umschritt den klafterdicken Stamm des ehrwürdigen Baumes und sagte:

„Wie vielhundertmal bin ich in Knabenjahren mit meiner geliebten Schwester Christophine und mit dem guten Conz hier gewesen! Was haben wir in dieser Linde Schatten Alles gespielt, geschwatzt, geträumt! . . . Wie ist mir da ringsher Alles so lieb und vertraut! . . . Conz war voriges Jahr im Frühling hier und da hat der Gute eine gar herzige Ode an mich gedichtet. Sie hat mich damals tief ergriffen und drängt sich mir jetzt unwillkührlich auf die Lippen: —

„Sieh, hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der widertönt vom Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen und Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet den Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg! ...
Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl!
Und o, wie Du schon da
Manche kindische Freuden mit mir theiltest,
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt
Auzulodern begann" ....

Der Dichter war selber aufgelodert bei diesem Erguß einer der seinigen befreundeten Poetenseele.

Aber da fiel sein Auge auf den theilnahmslos vor sich hinsehenden Freund und er vergaß im Mitgefühl um diesen seine Erinnerungen. Er brach rasch ab, faßte Raleigh bei der Hand und sagte nur:

„Armer Freund!"

William schaute auf, schüttelte sich, als wollte er einen lästigen Alp entfernen, erwiderte den Druck der Freundeshand und sagte, indem er aufstand:

„Sei unbesorgt, theuerer Friedrich, der Traum ist aus, der Zauber ist gebrochen . . . Es war nach dem Unglückstag bei Camden, als die amerikanische Sache nahezu verzweifelt stand, da hört' ich den großen Washington den Kreis seiner bekümmerten Freunde mit einem Worte des römischen Dichters aufrichten. Rebus augustis animosus atque fortis adpare . . . so lautet, glaub' ich, der Spruch. Ich hab' mir den Sinn wohl gemerkt, und mag es unstatthaft sein, jenes in einer Stunde großer öffentlicher Noth gesprochene und dadurch geweihte Wort auf kleines persönliches Unglück anzuwenden, — Eins ist gewiß: es gilt auch mir zu dieser Stunde und macht mich fühlen, daß es meines Vaters Sohn gezieme, ein Mann zu sein."

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Auf Hohenasperg. — Ein alter Bekannter. — Der Verfasser des Siegwart. — Von Feuer- und Wassergeistern. — Eine Schubartische Huldigung. — Ein Stück deutscher und ein Stück amerikanischer Geschichte. — Vom deutschen Sumpfdrachen und vom „edlen" Rieger. — Sängers Fluch.

„Bei Gott, heute heißt es für mich nicht: Gefang'ner Mann, ein armer Mann! sondern vielmehr: Gefang'ner Mann, ein froher Mann! . . . Hätte Tag meines Lebens nie geglaubt, daß mir's auf dieser verwünschten Erdwarze, auf meinem Scherbenberg, Aschberg, Thränenberg da oben so wohl ums Herz werden könnte. Ist ja eine himmelblaue Gottesgnade von oben! . . . Schenkt ein, liebe Menschenkinder! Du, Herzbruder Miller, Ihr, Schiller, Prachtkerl von einem Poeten, und Sie, liebwerther

junger Freund aus Amerika, schenkt ein und stoßt an mit mir! Es lebe, was wir lieben: die Freiheit, die Poesie, die Kunst, die Freundschaft, das Vaterland! Hurrah!"

An die Zimmerdecke, welche diesen Trinkspruch auffing, hatte jedenfalls seit ihrem Bestehen noch kein solcher geklungen, wenn überhaupt einer. Es war ein bedenklich einfaches Gemach mit vier weißen Kalkwänden, die aber nicht sehr weiß aussahen. Eine Pritsche mit zerwühlten Bettstücken in einer Ecke, ein Tisch mit ein paar Stühlen, ein sinnreich auf eine Art Pfahlwerk gelegtes Brett, bedeckt mit einem kleinen Chaos von Büchern und Scripturen, — das war das Mobiliar der Stube, die man dennoch um ihres Bewohners willen vermittelst eines starken und engen Eisenstäbegitters vor dem Fenster von außen verwahren zu müssen geglaubt hatte. Aber wie kerkerlich und ärmlich die Stube auch immer aussah, sie war doch ein üppiges Prachtzimmer, verglichen mit dem schrecklichen unterirdischen Gelaß im Thurme drüben, in welchem ihr Insasse das erste Jahr seiner Gefangenschaft auf Hohenasperg verjammert hatte.

Und da saß er mit drei Besuchern an dem Tisch, auf welchem Flaschen und Gläser standen, der

berühmte Gefangene der Bastille von Würtemberg, Christian Friedrich Daniel Schubart. Er war dicker geworden, schwammiger, als damals, wo wir ihn von der Solitude aus ins Exil wandern sahen. Der gelbe Schatten der Gefängnißluft lag auf seinem Gesicht und seine Haare bedurften des Puders kaum mehr, um grauweiß zu erscheinen. Aber im Uebrigen war er der Alte geblieben, war er immer noch der Schubart, welcher in der Glorie seines genialen Leichtsinns vor Zeiten in den Weinstuben von Ludwigsburg, Augsburg und Ulm, Witze sprühend, aufklärerische Zornblitze schleudernd, bedenkliche Capitel aus der höfischen Skandalchronik illustrirend, das Entzücken der einen, das Aergerniß der andern seiner Zuhörer gewesen. Auch seine Züge zeigten noch die alte seltsame Mischung von Genie und Gemeinheit, hochherziger Stürmerei und schlaffer Zerknirrschung; aber das Unglück hatte inzwischen die Gedankenfurche zwischen den Brauen des Mannes tiefer gegraben und in seinem Augenaufschlag wurde zuweilen ein gewisses Etwas bemerkbar, was zwischen frommer Schwärmerei und frommer Heuchelei bedenklich schillerte .... Das pädagogische Experiment, welches Herzog Karl durch den Festungscommandanten, Generalmajor Rieger, seit fünf Jahren an Schubart

hatte vollziehen lassen, war in der That nicht ganz mißlungen, insofern es Rieger glücklich dahingebracht hatte, die ursprüngliche Zerfahrenheit des Gefangenen noch beträchtlich zu erhöhen. Es war dem pietistischen General nämlich geglückt, dem Poeten und Musiker eine gewisse servile Heuchelei anzudressiren, durch welche dann bei Gelegenheit der angeborene Titanismus Schubarts immer wieder gar wunderlich durchschlug . . . Jetzt war Rieger todt, etwa vor Monatsfrist inmitten eines seiner jähen Zornanfälle durch einen Herzschlag weggerafft, und unter dem Regiment des neuen Commandanten von Hohenasperg, des humanen Generals von Scheler, athmete der Gefangene ordentlich neu auf.

Es war heute nicht zum ersten Mal, daß Schiller den seiner Familie von Alters her befreundeten Unglücklichen besuchte. Er war im vorigen Jahre bei ihm gewesen, doch mehr auf Betreiben Riegers als aus eigenem Antrieb, denn Verschiedenheit des Alters und der Lebensstellung hatten einen Verkehr verwehrt, der ohnehin, so lange Schiller in der Akademie sich befand, eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Aber als die Räuber erschienen waren, hatte der Commandant vom Asperg den Einfall, die beiden Dichter zusammenzubringen. Rieger war nämlich neben

seinen frömmelnden Anfällen auch Anfällen von Schöngeisterei ausgesetzt und in einem derselben hatte er Schillers Freund Hoven vermocht, den Verfasser der epochemachenden Tragödie zu einem Besuch auf dem Asperg einzuladen. Rieger führte den Dichter zu seinem Gefangenen und stellte ihn demselben als einen Doctor Fischer vor. Schubart, sei es, daß er in dem jungen Regimentsarzt den Knaben Fritz wirklich nicht wieder erkannte, sei es, daß er schlau genug war, dem General die beabsichtigte Ueberraschungsszene nicht verderben zu wollen, — genug, er geht auf das von Rieger in Gang gebrachte Gespräch über die Räuber ein, liest dem angeblichen Doctor Fischer eine enthusiastische Rezension über das Stück vor und drückt schließlich den Wunsch aus, den Dichter wieder einmal persönlich zu sehen. Da steht er vor Ihnen, sagt Rieger, worauf Schubart Schillern mit Freudethränen um den Hals fällt... Seither waren die beiden Poeten in einigem Verkehr mit einander geblieben und erst gestern hatte die in Stuttgart lebende Gattin des Gefangenen Schillern einen Gruß von ihrem Manne bestellt. In jener kraftgenialischen Manier, die in Schubarts Briefen vom Asperg mit pietistelndem Gewimmer und erhabenen Zornausbrüchen so seltsam wechselt, hatte er an seine Frau

geschrieben: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!"

Angeregt durch diesen Gruß, hatte der Dichter seinem Freunde Raleigh, der sich rüstete, von Stuttgart abzureisen, den Vorschlag gemacht, den armen Gefangenen zu besuchen. So waren sie denn bei guter Morgenzeit nach Ludwigsburg herausgeritten, hatten sich dort von Hoven, der in Folge militärärztlicher Inspectionen, die er auf dem Asperg vorzunehmen hatte, daselbst wohlbekannt war, eine Empfehlung an den Commandanten mitgeben lassen und waren dann zu Fuß die Wegstunde von Ludwigsburg bis zu dem berühmten isolirt in der Ebene stehenden Hügel herausgewandert, welchem Schubart die Namen verwünschte Erdwarze, Thränenberg und noch ganz andere, etwas weniger reinliche geschöpft hatte.

Am Fuß des Aspergs, da wo ein den bezeichnenden Namen „Schwitzgäßle" führender Fußweg steil zu der ersten Umwallung emporführte und wahrscheinlich noch emporführt, hatten die Beiden einen Mann eingeholt, der offenbar das gleiche Ziel verfolgte und den seine Kleidung und ein gewisses, nur dem ganz ungeübten Auge nicht auffälliges eckig feierliches Gebahren als einen protestantischen Geistlichen signalisirten. Man hatte sich begrüßt und beim

langsamen Hinansteigen durch das Schwitzgäßle hatte ein Wort das andere gegeben, so daß die beiden Freunde, bevor man das äußere Thor der Festung erreichte, wußten, sie hätten den Münsterprediger Miller von Ulm vor sich, den gefeierten Verfasser der Klostergeschichte „Siegwart," und derselbe sei, auf einer Reise nach Heilbronn begriffen, gekommen, seinen Freund Schubart zu besuchen. Schiller hatte den würdigen Mann, der, in den ersten Dreißigern stehend, in seinen Zügen die geistliche Amtsmiene wenig, desto mehr dagegen die sanfte Warmbrüderlichkeit seiner Dichterei hervortreten ließ, mit Herzlichkeit als Bruder in Apollo begrüßt, was ein paar Jahre später kaum noch geschehen sein dürfte, denn binnen Kurzem sollten die tiefgehenden Unterschiede zwischen den einzelnen Fractionen der großen literarischen Bewegungspartei jener Zeit schroff und immer schroffer hervortreten. Sämmtliche Mitglieder dieser Partei, welche das deutsche Leben mit ganz neuen Culturkeimen befruchtet hat, waren Stürmer und Dränger. So die Hainbündler im Norden, Göthe's rhein- und mainländische Genossenschaft im Westen, der Schubart-Schiller'sche Kreis im Süden von Deutschland. Sie alle verdienten reichlich die Bezeichnung als Revolutionäre, Wühler, Umstürzler, Anarchisten,

womit man im 19. Jahrhundert politische Kinder zu schrecken gelernt hat. Aber während weitaus die meisten der Stürmer und Dränger über den revolutionären Sturm und Drang gar nie hinauskamen und in den trüben Wogen einer von Grund aus aufgewühlten Zeitstimmung versanken, war es nur wenigen Auserwählten, streng genommen nur zweien, gegönnt, über die thürmenden Fluten hinweg die Gestade einer neuen idealischen Welt zu erblicken und den Nachen der deutschen Bildung mit fester Hand dorthin zu lenken, wo im Sonnenlicht des modernen Griechenthums die leidigen mittelalterlichen Gespensterfratzen erblassen mußten. Das war jedoch eine erst noch bevorstehende Entwickelungsphase des deutschen Geistes. Zu der Zeit, von welcher wir hier handeln, war selbst ein Göthe noch über seine Ziele unklar, und was die Masse der literarischen Bewegungsmänner angeht, so konnte man sie mit einer aus der Naturwissenschaft entlehnten Bezeichnung füglich in Vulkanisten und Neptunisten eintheilen. Zu den Feuergeistern gehörten die Göthe, Klinger, Schiller, zu den Wassergeistern, welche die Welt statt mit Feuer vermittelst einer Thränenflut vom Bösen und Philisterhaften reinigen wollten, über welcher Thränenflut die Taube der christlichen Liebe schweben

sollte, den Oelzweig der Empfindsamkeit im Schnabel, — gehörten die meisten Anhänger Klopstocks, die Hölty und Miller, die Jakobi und Lavater. Mitten inne zwischen den Feurigen und Wässerigen hielt sich eine Anzahl von Schaukelmännern, die bald in Flammen aufloderten, bald in Thränen zerflossen. Ein rechter Typus dieser Fraction war der Gefangene von Hohenasperg . . . .

Nachdem die drei Besucher der Festung die militärischen Förmlichkeiten, welche mit dem Beschreiten der Thore, Zugbrücken und kasemattirten Aufgänge verbunden waren, durchgemacht, hatten sie von dem Commandanten ohne weitere Umstände die Erlaubniß erhalten, nach Belieben mit Schubart zu verkehren, dessen Haft damals aus dem Stadium grausamer Einkerkerung schon lange in das mildere, wenn auch nicht weniger rechtlose der sogenannten „Festungsfreiheit“ übergegangen war. Raleigh, welcher von Schiller erfahren, daß der Gefangene neben andern Poeteneigenschaften alten Styls auch die eines perennirenden Durstes besitze, hatte dafür gesorgt, daß aus dem Wirthshaus der Festung ein ausreichender Weinvorrath in Schubarts Zelle geschafft wurde, und unter dem Einfluß dieses erheiternden Getränkes, mehr aber noch, zu seiner Ehre sei es gesagt, unter dem

Einfluß der Freude über das Wiedersehen Millers und Schillers war der gefangene Poet zu jener erhöhten Stimmung gelangt, von welcher wir zu Anfang des Capitels eine Probe gegeben. Eine weitere kam sogleich.

Während nämlich die drei Besucher ihre Gläser niedersetzten und Miller einen gar bedenklichen Blick auf das offenstehende Fenster warf, fuhr Schubart nach dem erwähnten mit Büchern und Papieren beladenen Tisch, kramte hastig in dem Chaos herum, riß endlich ein Papier daraus hervor und sagte:

„Lieber Schiller, Herzenskerl, ich habe Euch meinen Dank für die Zusendung Eurer Anthologie noch nicht abgestattet, — muß es jetzt thun. Habe das Buch gelesen und Respect! sag' ich. Ha, Euer Feuer hat die Flamme in meinem Herzen, die ich schon ganz niedergebrannt glaubte, wieder einmal entzündet. Hört meinen Dank!"

Und sofort begann er mit Pathos zu lesen:

„Dank Dir, Schiller, für die Wonne,
Die Deinem Gesang entquoll!
Meines Berges Genius, der Riese,
Ein Schätzer hohen Sangs,
Lauscht' Dir, daß, der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkigen Rechten!

Auch ich schlang Deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Mit wollüstig geschlossenem Auge
Schlürft aus des Baches Frische.

Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!

Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm,
Denn Du sangst!
Schiller, Du sangst!

Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte seinem Wogensturze,
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Flut!“ . . . . .

So ging das Gedicht noch lange fort und allmälig in eine immer schwindelndere Höhe hinauf, wo es zuletzt in halb unartikulirten Lauten von Seraphen und Cheruben, von Höllenschlund, Gnade und Verklärung verklang. Es war eine echt Schubartische Rhapsodie. Die Muse des unglücklichen Mannes zeigte auch hier, wie überhaupt nur zu oft, ein verschwommenes Nebelgesicht, über welches einzelne Silberblicke des Genius hinleuchteten.

Schiller saß recht wie auf Nadeln. Diese Ovation kam ihm bis zur Lächerlichkeit unpassend vor.

Er wußte, als Schubart geendigt, nur mit wenigen abgebrochenen Worten die überstiegene Huldigung als unverdient abzulehnen und hütete sich, Raleigh anzusehen, weil er den Freund ironisch blicken zu sehen fürchtete. Miller dagegen fand das Gedicht, weil im Geschmack der Klopstock'schen Schule gehalten, ganz vortrefflich und lobte es höchlich, worauf Schiller, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, das Gespräch auf den Dichter des Messias lenkte. Da waren nun Miller und Schubart recht in ihrem Element. Der Letztere schlug vor, des verehrten Meisters Gesundheit zu trinken, und nachdem es geschehen, sagte er:

„Ihr solltet mal meinen Miller erzählen hören, wie er und seine göttinger Dichtergenossen an Klopstock sich heraufbildeten, wie sie den Hainbund gestiftet haben, um das alte Bardenthum zu erneuern. Miller, Bruderherz, erzähl' uns davon!"

Der gute Münsterprediger, bei dieser Erinnerung an seine Universitätsjahre warm werdend, ließ sich nicht lange bitten. Es gibt in der Menschenseele Saiten, die nie erschlaffen, sondern erklingen, so oft sie berührt werden.

Er schilderte zuerst in etwas trockenem Predigerton, wie sich zu Anfang der siebziger Jahre ein Kreis von strebenden Männern und Jünglingen in

Göttingen zusammengefunden, die alle mehr oder weniger, poetisch begabt waren, — wie dann aus den Zusammenkünften von Boie, Göckingk, Voß, Hölty, Claudius, Bürger, Hahn, der beiden Stolberg und Miller selbst mählig ein förmlicher Dichterbund entstand, mit festgefugter Ordnung, der Hainbund, zu dessen Schutzpatron Klopstock gekürt wurde, dessen Gelübde auf „Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unschuldigen Witz" lautete und der sich auf ein (freilich ganz unhistorisches und willkührliches) Ideal von altem Germanenthum stützte. Ein kritischer Geist konnte den patriotischen Glauben dieser Jünglinge, die Schäden der Zeit und des Vaterlandes mit der Panacee Klopstock'schen Teutonismus heilen zu können, sehr wunderlich finden. Aber wie Millers Ton von der Wärme seiner Erinnerungen allmählig höher und höher gefärbt wurde, klang das Alles in seiner Erzählung so treuherzig, so echt deutsch naiv und vertrauensvoll! Seine tiefgemüthliche Ausdrucksweise, die das zeitweise Hinabgleiten in sentimentale Weichheit überhören ließ, machte anschaulich, daß, wenn auch das aus harmloser Idyllik und idealischem Nationalgefühl seltsam gemischte Bestreben der Hainbündler, das Poetische zu verwirklichen, mißlang und mißlingen mußte, dennoch diesem Bunde die Aner-

kennung gebühre, zur Erfrischung der öffentlichen Meinung, zur Verjüngung deutschen Sinnes wesentlich mitgewirkt zu haben. Wie edel steht, insbesondere dem anderweitigen wüsten Studententreiben jener Tage gegenüber, dieser göttingische Hainbund da, in dessen Mitte die lange verschollen gewesenen Worte: Deutsches Vaterland! Deutsche Nation! Deutsche Sitte! zuerst wieder als heilige anerkannt wurden.

„Ach, wie wird mir so frei und glücklich ums Herz," fuhr Miller in seiner Erzählung fort, — „wenn ich an den zwölften September des Jahres 1772 denke. Da gingen wir, Voß, die Seele unseres Bundes, Hölty und die anderen Freunde, noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir fanden im freien Feld einen kleinen Eichengrund und da kam uns allen sogleich zu Sinn, den Bund der Freundschaft in diesem Hain zu beschwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, tanzten, uns bei den Händen haltend, um den heiligen Baum herum, riefen Mond und Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und gelobten uns ewige Treue. Dann beschlossen wir, unsere schon vorher festgesetzten Versammlungen Behufs der Vorlesung und Beurtheilung

neugefertigter Gedichte und ihrer Eintragung ins Bundesbuch noch regelmäßiger und feierlicher zu halten . . . . Voß hat nachmals jene Weihestunde in einer Ode, betitelt die Bundeseiche, verewigt. Daraus klingen mir noch frisch im Gemüthe die Strophen:—

Wir, reger Freundschaft Jünglinge, wandelten
Feldwärts im Mondlicht, und von geeichelten
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel,
Fügten wir Bund mit getreuem Handschlag.

„Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den läutre Wahrheit ewiger Kraft, zu schau'n,
Was gut und schön sei, was zum Aether
Hebe von Wahn und Gelust des Staubes.

Voll stiller Ehrfurcht ahn' er die Göttlichkeit,
Die Menschen einwohnt, weiseren Alterthums
Aufflug (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)
Merkend in Red' und Gesang und Hochthat.

Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
Anwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegsam dem Anseh'n,
Frank, ein Verächter dem Neid, und schamhaft!"

So Wort und Handdruck. Hell aus der ziehenden
Duftwolke blinkt' uns unter dem Ast der Mond
Und leis' herab im dunkeln Wipfel
Säuselte Klang, wie von Geisterharfen . . . .

„Den zweiten Juli, Klopstocks Geburtstag, haben wir einmal in feierlicher Bundesversammlung herrlich gefeiert, wie nur immer unsere Armuth es gestattete.

Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Daran saßen wir Bardenschüler, mit Eichenlaub bekränzt. Obenan stand ein Lehnstuhl für Klopstock ledig, aber die sämmtlichen Werke des theuren Mannes darauf, sein im Geiste Gegenwärtigsein andeutend. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. Die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein — welchen beizuschaffen wir manchen Tag trockenes Brod gegessen hatten — Klopstocks Gesundheit, Luthers und Hermanns Andenken und das Verderben des Sittenverderbers Wieland. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, vom deutschen Vaterland, von Tugendgesang. Zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß."

Schubart blickte zur Seite, denn dieses Autodefè gefiel ihm kaum besser als es Schillern gefiel, der von Wielands Verdiensten um die deutsche Geistescultur eine ganz andere Vorstellung hatte als die einseitigen Teutonen des Hainbundes.

Der gute Münsterprediger, in seine Erinnerungen vertieft, fuhr unbefangen fort:

„Wenn ich jetzt an jene Tage weihevoller Freund-

schaft und hochfliegender Begeisterung zurückdenke, kommen sie mir wie ein seliger Traum vor. Wie war es uns heiliger Ernst mit unserer Liebe zu allem Guten und Schönen! Wie schwärmten wir für den Messias, für Ossian, für das Vaterland, für Tugend und Freundschaft! Wie lebten wir Einer im Andern und Alle für Einen. Noch jetzt bebt mir das Herz vor Wehmuth, wenn ich mich an die schmerzlichen Stunden erinnere, wo unser trauter Kreis allmählig sich lichtete. Ach, der schwerste Abschied war der von den Gebrüdern Stolberg, die es nicht verschmäht hatten, ihr reichsgräfliches Wappenschild in unserem Bardenhain aufzuhängen. Was war das für ein Abend voll tiefster Seelentraurigkeit! Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an — des jüngeren Grafen Gesicht war fürchterlich — die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Die Thränen blieben nach und nach aus. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten und suchten uns wehmüthiger zu machen.“ . . .

Warum nicht gar! dachte Schiller. Er hatte die überstiegen empfindsame Phase der kraftgenialischen Periode längst hinter sich. Schubart war gerührt oder stellte sich wenigstens so an. Raleigh

endlich konnte ein Lächeln über diese Erinnerung an exorbitant breiweiche Freundschaftlerei nicht unterdrücken.

Miller bemerkte es und es wandelte den guten Prediger mit dem Taubengemüth, der seit jenen Szenen thränenseliger Schwärmerei doch auch ein Jahrzehent älter geworden, halb und halb das Gefühl an, er könnte sich ein Bischen lächerlich gemacht haben. So sagte er denn zu Raleigh:

„Ich vermuthe, mein werther Herr, die Stimmungen, welche meine Erzählung darlegte, kommen Ihnen seltsam und verwunderlich vor.“

„Aufrichtig gestanden, ja,“ erwiderte der Amerikaner. „Wie sehr ich auch durch die Schilderungen meiner theuren Mutter und meines guten Onkels Bechtold auf die Eigenthümlichkeiten Deutschlands vorbereitet sein mochte, dennoch habe ich mich in dieselben noch nicht sehr zu finden vermocht. Was ich unlängst aus dem Munde des originellen Doctor Armbruster über die Geniewirthschaft am Hofe von Weimar, was ich andern Ortes über die Seelenkämpfe ausgezeichneter Menschen in katholischen Lebenskreisen und was ich heute endlich von Ihnen, Herr Münsterprediger, über das Treiben einer vielberufenen Dichtergenossenschaft vernommen habe, das

Alles macht zusammen ein Bild von deutschem Leben aus, welches in meine amerikanischen Anschauungen nicht passen will. Jedes Land entwickelt sich in seiner eigenen Weise, seiner eigenen Natur gemäß, ich weiß es — und ferne sei es von mir, von dem Heimathland meiner Mutter gering zu denken — aber, verzeihen Sie mir, meine Freunde, das vermag ich nicht zu verhehlen, daß ich fürchte, Deutschland werde noch lange, lange Zeit brauchen, bis es dahin kommt, eine Urkunde aufzustellen und zu realisiren, wie sie unser Congreß am 4. Juli 1776 aufgestellt und das amerikanische Volk seither von Tag zu Tag mehr realisirt hat."

„Ach," rief Schubart elektrisirt aus, „die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten!"

Und mit von Enthusiasmus leuchtendem Gesicht declamirte er gehobenen Tones die Eingangssätze des glorreichen welthistorischen Documents, das noch immer und überall jedes nicht in Selbstsucht und Servilismus verholzte Menschenherz höher schlagen gemacht hat. Es übte jetzt auch in dem Dichtergefängniß auf Hohenasperg seine Wirkung, wie damals allenthalben im civilisirten Europa und ehe sich's Raleigh versah, war er in ein belebtestes Gespräch über den Unabhängigkeitskampf seines Landes verwickelt. Der Strom seiner

Erinnerungen riß ihn fort. Er erzählte, wie sein väterliches Gut am Potomac in der Nähe der Besitzung der Familie Washington gelegen sei und wie die beiden Familien gute Nachbarschaft mitsammen gehalten. Da habe er den Mann, dessen Name der erlauchteste der modernen Geschichte werden sollte, George Washington, den jetzigen Obergeneral der vereinigten Staaten, schon von Kindheit an achten und lieben gelernt. Er schilderte des großen Mannes stattliche Persönlichkeit, sein ernstes intelligentes Gesicht, die edle Haltung, das würdevoll ruhige Benehmen, die männliche Anmuth, womit er zu Pferde saß, die Lauterkeit seiner Seele, seinen verständigen, in allen Gefahren und Nöthen standhaften Patriotismus. Er malte den begierig Horchenden die Szene aus, wie Abgeordnete des Congresses zu Mount Vernon erschienen, um Washington seine Berufung zum Obergeneral anzukündigen, und wie der Erwählte mit Worten einfacher Herzlichkeit seinen Entschluß kundgegeben, die ihm auferlegte, unermeßlich schwierige Pflicht auf sich nehmen zu wollen. Da habe er, Raleigh, seiner Mutter und seinem Oheim die Erlaubniß abgerungen, einen Adjutanten des Obergenerals, der in eiliger Sendung nach Massachusetts hinaufging, in den Krieg begleiten

zu dürfen, und dort, vor Boston, habe er zum ersten Mal in einem Treffen gestanden.

Das sei an jenem denkwürdigen 16. Juni 1775 gewesen, an welchem Tag die Engländer, geführt von den Generalen Gage, Howe und Pigot, aus Boston rückten, um den von der amerikanischen Miliz während der Nacht leicht befestigten Bunkershügel zu erstürmen. Prahlerisch hätten die Rothröcke gesagt, die rebellischen Bauern, schlechtbewaffnet und schlechtdisziplinirt, wie sie waren, würden vor ihrem ersten Angriff zerstieben wie Spreu vor dem Winde. Aber die Schlacht, obgleich die amerikanischen Verschanzungen zuletzt den vereinigten und wiederholten Angriffen der englischen Armee und Flotte erlagen, hätte den Feind eines Anderen belehrt und mit einem furchtbaren Verluste hätte derselbe die Einsicht erkauft, daß es mit der Besiegung der Amerikaner nicht so schnell und leicht gehen dürfte. Raleigh schilderte dann im Einzelnen den Gang des Treffens, welches für die Amerikaner die Wirkung eines Triumphes hatte, insofern es ihnen Selbstvertrauen einflößte; er beschrieb das entsetzliche Getöse der Schlacht, den Donner der Geschütze, das Platzen der Bomben, das scharfe Knallen der amerikanischen Rifles, das Geschrei der Kämpfenden. Er wußte als Augenzeuge

und Mithandelnder eine Menge heroischer Einzelzüge anzuführen und veranschaulichte seinen Zuhörern die Erscheinung des hochherzigen Bauerngenerals Putnam, wie derselbe in Hemdärmeln, mit einem Hieber, der von seinen muskulösen Schultern herabhing, und mit vom Pulverdampf geschwärztem Gesicht auf dem Kampfplatz umherritt, überall anwesend, wo Gefahr und Noth am größten war. Tiefergriffen schilderte der Erzähler auch den Heldentod des edlen Patrioten Warren, der auf dem Bunkershügel fiel und dessen Verlust als ein allgemeines Unglück empfunden und betrauert wurde. Ein Freund hatte sich bemüht, Warren abzuhalten, daß er sein kostbares Leben in dieser Stunde aufs Spiel setze; aber der Treffliche habe sich zur Antwort ins dichteste Kampfgewühl gestürzt, mit dem Ausruf des alten Römers: Dulci et decorum est, pro patria mori.

„Ja," sagte Schiller, still erglühend, — „ja wohl ist es süß und ruhmvoll, zu sterben fürs Vaterland! Ach, wie unglücklich müssen wir Deutschen bei Anhörung solcher Großthaten uns fühlen. Gegen Solches gehalten, wie ärmlich ist auch das Beste, was wir thun können. Wir mühen uns ab im Reiche der Träume und kommen nicht dazu, die rettende Brücke zur Wirklichkeit hinüber zu schlagen."

„Nur nicht hoffnungslos!“ tröstete Miller. „Auch die Stunde wird und muß einst kommen, wo der Deutsche die hohen Ideale, die er in der Brust trägt, zu verwirklichen anfängt.“

„Ich hoffe es,“ sagte Schubart, „und gewiß Alle, die es gut meinen mit dem Vaterland, hoffen es. Aber, liebe Freunde, verhehlen dürfen wir uns nicht, daß die Sonne einer besseren, freieren und glücklicheren Zeit wohl erst unseren Enkeln und Urenkeln aufgehen wird. Ach, daß uns ein Held und Retter erstünde, welcher den Sumpfdrachen der deutschen Philisterei endlich erschlüge. Dieser Drache ist Deutschlands gefährlichster Feind. Haben ihn die Sonnenpfeile des Genie's, welche ein Lessing, ein Göthe auf ihn abdrückten, getödtet? Nein, sie haben dem trägen Ungeheuer kaum den Schuppenpanzer geritzt. Was hab' ich selbst im Kampfe mit dem scheußlichen Gewürm für Leid und Unbill erfahren! Als ich zu Augsburg die ersten Blätter meiner deutschen Chronik erscheinen ließ, hatte ich am Schluß der Anzeige gesagt: „Und nun werf' ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O England, von Deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!“ Gleich

stand der Bürgermeister Kuhn im Senat auf und perorirte: „Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit! Nicht eine Nußschale voll soll er haben.“ Natürlich wurde der Druck meines Blattes sogleich untersagt und mußte ich es in Ulm erscheinen lassen. So war die Freiheit einer freien deutschen Reichsstadt beschaffen. Im Uebrigen ist das noch eine der mildesten Quälereien, die mir von Seiten der deutschen Philisterei widerfahren sind. Ich könnte Dutzende von ärgeren anführen. Aber tiefstes Herzeleid hat mir doch eine Begegnung zu Kirchheim an der Teck bereitet. Damals, als mich der elende Judas, der Klosteramtmann Scholl auf würtembergisches Gebiet gelockt hatte und ich nach meiner Verhaftnahme in Blaubeuren durch den Major Varnbühler von diesem im Schlitten nach dem Asperg geschleppt wurde, übernachteten wir auf dieser Jammerreise in dem genannten Städtchen. Ich wurde in der Wirthsstube von ledernen Philistern des Ortes bewacht und da raunten sich meine Wächter laut genug einander in die Ohren: „Das ist der Schubart, der Malefizkerl! Man wird ihm mal den Grind herunterfegen!“ Ich sah, daß ihnen mein Unglück ordentlich Freude machte. Und auch für solche Dreck-

seelen hatte ich gekämpft, gelitten, war ich verfolgt und in Banden!"

Der Münsterprediger, dem die Wendung des Gespräches nicht recht behagen mochte, schlug vor, auf den Wall hinauszugehen und sich an der berühmten Aussicht von demselben hinab zu erfreuen. Dem sanften Miller war alles Gewaltsame zuwider, denn von den aufgebauschten Tendenzen des Hainbundes war ihm nur mehr die empfindsame geblieben.

Sie gingen hinaus und umwandelten den Wall. Der Anblick des in sommerlicher Fülle zu ihren Füßen sich ausbreitenden schwäbischen Unterlandes war prächtig, doch fehlt der Landschaft das Auge, das Wasser. Die in geringer Entfernung von einander aufgestellten Wachtposten gaben zu dem Wort „Festungsfreiheit" einen eigenthümlichen Commentar ab.

Raleigh konnte sich nicht enthalten, zu sagen, er wäre nicht im Stande täglich von dem Wall hinab die Freiheit da draußen zu erblicken, ohne Leib und Leben an den Versuch zu setzen, sie zu gewinnen.

„Ja, das traue ich Ihnen zu, werther Freund," bemerkte Schubart darauf. „Die Narbe da auf Ihrer Wange gibt Zeugniß, daß Sie Etwas, Alles sogar wagen könnten, um nicht eine so jahrelange

Mißhandlung, wie ich sie erfuhr und erfahre, ertragen zu müssen. Aber was wollen Sie, daß so ein armes Kerlchen von schwäbischem Poeten und Musicus thun soll?"

„Ei," entgegnete Schiller, „ich bin auch nur ein armes Kerlchen von schwäbischem Poeten, lieber Schubart, aber ich glaube fast, ich würde es machen wie mein Freund Raleigh."

„Ja," sagte der Gefangene, „Ihr Beide seid jung und Jugend hat hohen Muth. Aber ich? Ich bin ein gebrochener Mann, bin nur noch eine Ruine .... Seht," fuhr er fort und deutete auf den Thurm, in dessen Verließ er zuerst eingekerkert gewesen, — „seht, wenn Ihr einmal ein Jahr lang da unten gesessen hättet, da würde wohl auch Euch das beste Mark in den Knochen vertrocknen. O Freunde, Ihr wißt nicht und kein Mensch außer mir kann es ermessen, was Alles ich auf diesem verfluchten Fleck Erde gelitten! War ich nicht diesem wunderlichen Pedanten und Despoten, diesem Rieger, auf Gnade und Ungnade preisgegeben? War ich nicht wie ein Klumpen Wachs in seiner gefühllosen Eisenfaust, die den letzten Rest von Männlichkeit aus mir herauspreßte? Ach, man wird schnell, sehr schnell alt und schlecht in einer

solchen Hölle, deren Beherrscher zugleich furchtbar und lächerlich war."

Und nun erzählte er in einem aus Ingrimm und Humor seltsam gemischten Tone von dem kürzlich verstorbenen General. Rieger, als Commandant eines Truppencorps, in welchem die Desertirlust epidemisch grassirte, war auf allerlei wunderliche Heilmittel dieser Krankheit verfallen. Er hatte den Soldaten täglich im Festungshof zum Tanze aufspielen lassen, bis sie müde zum Umsinken waren; denn, hatte er gesagt, dann lassen sie sich's vergehen, ans Davonlaufen zu denken. Sie mußten aufs Commando tanzen, gerade wie sie zum Gassenlaufen, Lattenliegen und Krummgeschlossensein commandirt wurden. Auch zum Comödienspielen richtete Rieger die armen Teufel ab und da wurde denn Schubart zur Verfertigung von allerlei Schau- und Singspielen commandirt. Es wurde auf dem Asperg eine förmliche Bühne errichtet, deren Spieler Soldaten waren. Auch der Herzog wohnte mitunter den Vorstellungen bei, aber nie fiel ein Blick der Gnade auf den unglücklichen Dichter, der in dieser Sklavenfrohne sein Talent vergeuden und, immer auf Commando, den Fürsten und den General in Prologen lobhudeln mußte, während seine geschändete Feder doch lieber glühende Flüche

aufs Papier geschleudert hätte. Es fehlte bei diesem Treiben nicht an wahrhaft unglaublich grotesken Vorkommnissen. Einmal, zum Geburtstag des Generals, hatte Schubart auf Befehl ein Stück verfertigt, dessen Prolog mit den Worten anfing: „Edler Rieger!" Bei Anhörung derselben klatschte der General, höchlich erbaut, in die Hände und rief: „Da capo!" und abermals mußte der Prologsprecher anheben: „Edler Rieger!"

„O, meine Freunde," sagte der gefangene Dichter, von seiner Erzählung zu wildester Empörung der Seele gestachelt, an die Einfassungsmauer des Walles vortretend, „o, wenn Flüche, in schlaflosen Nächten auf thränenbenetztem Lager hervorgesprudelt, die Luft verfinstern könnten, wahrlich ich sage Euch, zwischen hier und Stuttgart müßte sie für alle Ewigkeit verfinstert sein. Da hinaus habe ich Verwünschungen gegen meine Verfolger geworfen, die einen Teufel erbeben machen könnten."

Der gute Münsterprediger faßte den Aufgeregten beschwichtigend bei der Hand, aber Schubart machte sich mit einer Bewegung voll Seelenadel von dem Aengstlichen los, erhob seine Arme und fuhr fort:

„Dir aber, o mein geliebtes deutsches Land, Dir fluche ich nicht, nein, Dir nicht! Und wenn mir

mit Foltern befohlen würde, Dir zu fluchen, die Flüche müßten sich gleich denen Bileams in der Schrift zu Segenssprüchen wandeln . . . . . . O Vaterland, Gott weiß, ich habe Dich geliebt! Noch sind sie nicht alle todt Deine freien edlen Biederseelen; aber sie ächzen in den Fesseln des Despotismus, sie jammern über das Verderben ihrer Kinder, sie setzen sich wie Elias unter die Wachholderstaude und sprechen: Es ist genug, so nimm, o Herr, meine Seele zu Dir! . . . . . Segen über Dich! Wenn ich versammelt werde zu meinem Volke — denn auch nach dem Tode und in künftigen Ewigkeiten hoff' ich Euer Mitgenosse zu sein, Ihr meine deutschen Brüder — so will ich dort noch flehen für Dein Heil. Für alle die unzähligen Freuden, die mir Deine Sprache, Deine Sitten, Deine großen Köpfe, Deine weisen Männer, Deine sanften Frauen, Deine Kinder, Deine Berge, Deine Thäler, Deine Flüsse, Deine Luft, Deine Städte, Deine Dörfer, Deine Gärten gemacht haben, nimm meinen tausendfachen Thränendank! Und nun . . . noch einige Spannen Erde von Dir zu meinem Grabhügel — dann leb' ewig wohl!" . . . .

Nachdenklich, bewegt, erschüttert verließen die beiden Freunde mit dem Münsterprediger die Festung,

Jeder damit beschäftigt, die empfangenen Eindrücke sich zurechtzulegen.

Unter der Wölbung des Thores stand Schiller einen Augenblick still, faßte den Freund am Arme und sagte laut und nachdrücklich:

„Was auch kommen möge, hier herein — niemals!“

Zweites Capitel,

worin auch ein Fluch ausgesprochen wird, aber nicht in der Weise Bileams, und worin Einer Etwas, ohne es zu fordern, empfängt, was zu empfangen ein Anderer sich große Mühe gegeben hätte.

„Regimentsfeldscherer Schiller, Er hat sich heute Abend um vier Uhr im Schlosse zu Hohenheim zur Audienz bei Sr. Durchlaucht zu melden.“

Der Regimentschef, General Augé, sprach das so kalt unfreundlich, wie er sonst dem Dichter gegenüber, den er wohl leiden mochte und dem er Manches nachsah, nicht zu sprechen pflegte. Der ominöse Befehl wurde dadurch noch ominöser. Aber vollzogen mußte er werden, da half nun schon Nichts.

So stieg denn Schiller Nachmittags die steile

Steige nach Degerloch hinauf und wandte sich von diesem Ort aus linkshin nach Hohenheim hinüber.

Seine Stimmung auf diesem Gange war um so düsterer, als er von den Nachwehen einer heftigen Grippe noch nicht befreit, auch körperlich leidend war. Wir sagen „auch," denn sein Geist litt noch mehr. Sein Gemüth war voll nagender Unruhe.

Verschiedene Begegnisse hatten ihm in letzter Zeit die Seele verwirrt und getrübt.

Die Abreise Raleighs, der einen Abstecher in die Schweiz machte und von dort nach Amerika heimkehren wollte, hatte eine schwer empfundene Lücke in dem Dasein des Dichters verursacht. Er hatte sich so sehr an den trefflichen Freund gewöhnt, daß ihm jetzt dessen Gegenwart auf Schritt und Tritt mangelte, und das Gefühl dieses Verlustes wurde noch peinlicher dadurch, daß er überzeugt sein mußte, William habe — obgleich derselbe seit jener Szene unter der Klosterlinde von Lorch seine frühere männliche Ruhe und Fassung wieder vollständig gewonnen zu haben schien — eine tiefe Herzenswunde aus dem alten Schwabenland mitfortgetragen.

Mittten in der schmerzlichen Aufregung über das Scheiden des Freundes hatte er mit Eifer nach einem ihm gebotenen Mittel der Zerstreuung gegriffen.

Die Frau von Wolzogen, welche ihm ein mütterliches Wohlwollen bezeigte, hatte den Wunsch geäußert, einer Darstellung der Räuber beizuwohnen. Auch Schillers Hauswirthin, die Frau Hauptmännin Vischer, wollte mit von der Partie sein und so wagte es Schiller zum zweiten Mal, ohne einen Urlaub nachzusuchen, dessen Verweigerung er voraussah, nach Mannheim zu gehen. Diese mit den genannten beiden Damen unternommene Reise hatte ihm viel Genuß bereitet, aber die Nachwirkungen derselben waren nur um so bitterer. Er hatte sich abermals von dem gewaltigen Eindruck seines Stückes auf das Publikum überzeugt und durfte sich ohne Scheu einem erhöhten Selbstgefühl überlassen. Mannheim und die ganze Pfalz hatte ihm bei diesem Besuch noch besser gefallen als beim ersten. Es schien ihm dort eine mildere Luft zu herrschen als daheim. Er hatte wahrzunehmen geglaubt, daß dort ein Hauch griechischer Lebensheiterkeit die Gemüther durchziehe und sie empfänglich mache für die Offenbarungen des Schönen vermittelst der Poesie. Die Fernen stehen ja stets verklärt. Der Gedanke war in ihm aufgestiegen, die Heimath zu verlassen, welche nun einmal doch seinem Talent weder Licht noch Raum zur Entwicklung gewähren wollte, und sich in der

Pfalz eine neue, seinem ganzen Wesen mehr zusagende Existenz zu gründen. Er hatte darüber mit dem Freiherrn von Dalberg, dem Leiter des churfürstlichen Theaters zu Mannheim, gesprochen. Er hatte demselben seine ganze Lage aufgedeckt, hatte auf sein der Vollendung entgegengehendes zweites Trauerspiel, auf den Fiesco, hingewiesen, hatte angedeutet, er würde auch seinem Beruf als Arzt mehr Geschmack abgewinnen können, falls er denselben als freier Mann in der Pfalz statt in der soldatischen Zwangsjacke in Stuttgart ausübte. Er hatte in Dalbergs Blicken, in Dalbergs Händedruck reges Mitgefühl und unverholene Billigung seiner Absichten zu erkennen gemeint; aber er wußte nicht, daß der Freiherr eine jener schwankenden Gönnernaturen war, deren Eitelkeit es zwar höchlich kitzelt, wenn sie sich den Anschein geben können, ein Talent „entdeckt“ zu haben und zu protegiren, die jedoch sich ängstlich davor hüten, ihre Protection soweit zu treiben, daß sie sich dadurch irgendwie compromittiren könnten. Wenn daher Schiller im Drang seiner Seele gegen Dalberg äußerte, er lege sein ganzes Schicksal vertrauensvoll in die Hände desselben, so bewies er eine Naivetät, deren hochgespannte Erwartungen bald genug getäuscht werden sollten.

Bei seiner Zurückkunft aus Mannheim, als zu seinen übrigen Sorgen noch körperliches Unwohlsein gekommen war, hatte er mißmuthige Vergleichungen zwischen jener Stadt und Stuttgart angestellt. Dort war er der gefeierte Dichter gewesen, hier war er wieder der unbeachtete oder gar der gehudelte Feldscherer, gegen knappen Sold zum Mitmachen von allerlei militärischer „Alfanzerei" gezwungen. Ging er nach der Solitude hinauf, so fehlte es von Seiten des Vaters nicht an strengen Vorhalten und Verweisen, und wenn er gegenüber der Mutter in seiner Ungeduld ein Wort davon verlauten ließ, daß er sich, koste es, was es wolle, seiner schwäbischen Fesseln entledigen müsse und werde, so verstand zwar die Gute den Mißmuth des Sohnes freilich besser als der Vater, aber sie wußte ihn doch nur unter Thränen zu ermahnen, sich in Geduld zu fassen und ihr nicht dadurch das Herz zu brechen, daß er sich ins Unglück stürze. Am besten wußte das ganze Peinliche seiner Stellung seine gemüthsstarke und tieffühlende Schwester Christophine zu würdigen. Das edle Mädchen, welches dem von ihr grenzenlos geliebten Bruder in Gesichtszügen und Charakter ähnlich war, hatte ihm unlängst zur Antwort auf seine Klagen das muthige Wort gesagt: Lieber Fritz, die Welt ist

weit und Ihr Männer habt vor uns den unermeßlichen Vortheil voraus, überall zu Hause zu sein ... Das war ein besserer Trost gewesen, als er bei den Symposien der „Bande" im Ochsen holen konnte. Er fühlte sich dem burschikosen Treiben nachgerade entwachsen. Seine Erlebnisse in Mannheim, sein Umgang mit Raleigh und dem Sammetdoctor, sein Ausflug ins Oberland, seine literarische Korrespondenz hatten ihm allmählig den Blick in größere und bedeutendere Verhältnisse geöffnet und bei diesen erweiterten Anschauungen kam ihm das kraftgenialische Treiben seiner akademischen Freunde mitunter schon recht schaal und unersprießlich vor.

Zu Alledem gesellte sich noch die mißliche Gestaltung seines Verhältnisses zu seinem fürstlichen Landesherrn und Gebieter, in welchem er gewissermaßen auch seinen Erzieher anerkennen mußte. Die Erziehung des Dichters war allerdings nicht sehr nach den Wünschen des hohen Pädagogen ausgefallen und man konnte auch nicht sagen, daß der Herzog sich sehr angegriffen habe, Schillern bei dessen Austritt aus der Akademie eine Stellung zu verschaffen, welche den Versprechungen entsprochen hätte, die er den Eltern des Dichters seiner Zeit gemacht hatte. Dessenungeachtet ist es war, daß Karl dem jungen

Stürmer noch einige Zeit nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit Theilnahme zusah. Das titanische Genie seines Zöglings konnte und wollte er freilich weder verstehen noch schätzen, aber dennoch schmeichelte es seiner Eitelkeit nicht wenig, daß auch ein Poet aus seiner Akademie hervorgegangen. Hätte sich der arme Poet nur nach der Schnur des herzoglichen Geschmackes ziehen lassen! Aber daß Schiller seine eigenen Wege ging, das mußte dem despotischen Sinn des Fürsten, der für die allwärts sich kundgebenden Freiheitsregungen unter den Völkern weder Auge noch Ohr hatte, ein Greuel sein. Sein Mißfallen, schon durch die Tendenz eines Stückes, wie die Räuber waren, höchlich erregt, war kürzlich noch gesteigert worden durch verschiedene Gedichte in der Anthologie, die nicht nur die Schiller'sche Chiffre Y führten, sondern die volle Signatur vom Geiste des Dichters der Räuber trugen. So hatte insbesondere die zornsprühende Ode „die schlimmen Monarchen" dem Herzog wie Hochverrath und Rebellion geklungen. Außerdem hatten allerlei Zuträgereien und Hetzereien den Fürsten mit den zwei ohne Urlaub unternommenen Ausflügen des Dichters nach Mannheim, ins „Ausland", und mit noch Anderem bekannt gemacht, was seinen Zorn reizte. Daher meinte er

denn, es sei hohe Zeit, einzugreifen und dem jungen Tollkopf von Poeten zu zeigen, wer sein Herr und Meister sei. Um dem Herzog gerecht zu werden, muß man sagen, daß er sich zu solchem Eingreifen nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet glaubte. Er handelte dabei ganz stricte nach den Grundsätzen des sogenannten patriarchalischen Despotismus, welcher von den Rechten der Persönlichkeit keine Vorstellung hatte. Zu keiner Zeit noch sind die Forderungen individueller Freiheit und die Ansprüche absoluter Despotie so nahe und unvermittelt neben einander oder einander gegenüber gestanden, wie im achtzehnten Jahrhundert. Maßlosigkeit hüben und drüben. . . .

Wir brauchen nicht zu sagen, daß der Gang nach Hohenheim für Schiller ein schwerer war. Er ahnte, was die Vorladung zu bedeuten habe; er sah einen Sturm fürstlichen Zornes und fürstlicher Ungnade voraus und er zeichnete sich ein Benehmen vor, welches die dem Herzog schuldige Ehrfurcht einhalten sollte, aber ohne Selbsterniedrigung. Der Dichter hatte sich schon zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, sein Heimathland mit dem Rücken anzusehen, als daß er gewillt gewesen wäre, sich irgendwie zu erniedrigen, um sich in Würtemberg eine erträglichere Existenz zu schaffen. Trotzdem ging er

der Audienz, zu welcher er commandirt worden, nicht ohne lebhaftes Bangen entgegen. Wußte er doch, daß Karl in den Paroxismen seines Jähzorns noch immer der ärgsten Gewaltsamkeiten fähig sei.

Auf dem stillen Landsitz des Fürsten angekommen, meldete er sich, wie ihm befohlen worden, auf der Adjutantur, erhielt aber aus dem herzoglichen Cabinet den Bescheid: „Soll warten bis zum Abend.“ Da er so noch mehrere Stunden vor sich hatte, ging er in den Park, welchen Bau- und Gartenkunst im Verein zu einer der großartigsten Anlagen dieser Art in Europa gemacht hatten. Der sinnreichste Wechsel von Erfindungen der Architektur, Skulptur und Horticultur breitete sich vor der herrlichen Façade des Schlosses auf einer weiten, sanftgeneigten Fläche aus, bis hinüber zu dem Dorfe Plieningen und noch weiter, so weit, daß man sich der Täuschung überlassen konnte, nur die fernherüber blauenden Berge der schwäbischen Alp bildeten die Grenzmarken dieser prächtigen Gärten.

Der Dichter hätte müssen keiner sein und die Elastizität der Jugend schon verloren haben, wenn er nicht im Genuß des schönen Sommerabends in solcher Umgebung die bedrohliche Ursache seines Hierseins so ziemlich vergessen hätte. Er ließ die Reize

des Ortes zuletzt ganz unbefangen auf seine Sinne und sein Gemüth wirken. Er fand, daß dieses Hohenheim, welches die Idyllik einer großbäuerlichen Landwirthschaft mit allen Launen fürstlicher Prachtliebe vereinigte, eine sehr eigenthümliche Schöpfung sei, eigenthümlich auch darin, daß alle diese Pracht sich doch gewissermaßen ganz prunklos darstellte und, bei Abwesenheit alles höfischen und militärischen Getümmels und Wirrwars, die Weihe ländlicher Stille und Einsamkeit trug.

In jene vagen Träumereien versenkt, aus deren Nebelhüllen hervor oft plötzlich Gebilde voll Größe oder Anmuth vor das Dichterauge treten, hatte sich Schiller in entferntere Partieen des Parkes verloren und schon hatte Phöbus, nach dem schönen Ausdruck eines altenglischen Poeten, Lebewohl gesagt an Blatt und Blüthe, als er sich des Zweckes seines Hierseins wieder erinnerte. Die Mondsichel hing silbern im leichten Sommernachtgewölke und machte den Dichter auf die vorgerückte Abendzeit aufmerksam. Er erschrack und ging eilends dem Schlosse zu.

Wie er aber, bei demselben angelangt, die Façade entlang auf das Portal zuschritt, dessen Säulenschäfte den großen nach den Gärten hinausschauenden Balkon tragen, machten ihn Sprachlaute, welche

von dort herabklangen, stillestehen. Er unterschied die Stimme des Herzogs und eine weibliche, die ihm ebenfalls bekannt vorkam. Oder war das nur eine Täuschung? Gewiß, es konnte nur eine solche sein, und doch .... Eine dritte Stimme, gleichfalls die einer Frau und dem Dichter auch bekannt klingend, mischte sich von Zeit zu Zeit beschwichtigend in den Streit der beiden andern.

Denn um einen Streit handelte es sich.

Der Dichter, von einer natürlichen Neugier getrieben, näherte sich dem Balkon so weit, daß er das Gespräch deutlicher vernehmen konnte.

Der Park lag ruhig in der Mondlichtdämmerung. Im Schlosse war auf der Gartenseite nur da und dort ein Fenster erhellt. Ueberall herrschte Stille, so daß man in den Gärten die Springbrunnen rauschen, die Nachtigallen schlagen, die Grillen zirpen hörte. Aber mit diesem Frieden der Natur schien das Gespräch, welches in dem runden Salon, der auf den Balkon hinausgeht, geführt wurde, nicht zu harmoniren. Es mußte im Gegentheil dort stürmisch hergehen.

Wenn der lauschende Dichter seine Augen über das Blätterwerk von wilden Weinpflanzen erhob, deren Ranken an den Säulen empor sich wanden

und droben die steinerne Brustwehr des Balkons unter der grünen Fülle ihres Laubwerkes verschwinden ließen, so konnte er auf den weißen Seidengardinen der hohen Thürfenster einen von dem Kerzenlicht drinnen verursachten schwarzen Schatten hin- und hergleiten sehen, wie von einer in dem Gemach heftig auf und ab wandelnden Person. Er hörte auch, denn der Flügel einer der Fensterthüren stand halb offen, den schweren Tritt eines gestiefelten Männerfußes und erkannte darin das Auftreten des Herzogs.

Aber er hörte noch mehr.

„Ich sag', das ist Wahnwitz, purer Wahnwitz!" rief droben der Fürst aus. „Alberne Romane haben Dir den Kopf verrückt, thörichtes Kind! Aber ich werde dafür sorgen, daß Du curirt wirst. Ja, das werd' ich, verlaß Dich darauf. Und zum Ersten verbiet' ich Dir jetzt, weiter zu reden. Ich sag', Du schweigst, hörst Du?"

„Sie haben mir Nichts mehr zu verbieten noch Etwas zu gebieten," entgegnete eine Altstimme, die, obgleich offenbar im höchsten Affekt sprechend, dennoch seelenvollsten Klanges war. „Sie sind schon lange nicht mehr mein Herr. Die Sklavin hat die Fesseln Ihrer Launen, Ihrer Gunst oder Ungunst zerrissen . . . Ich bin frei wie die Luft!"

„Wie eine Närrin, willst Du sagen."

„O, ich weiß, man wird immer närrisch gescholten, wenn man den Tyrannen die Wahrheit sagt."

Ein zorniges Aufstampfen des Herzogs machte den Horcher drunten auf die Gefahr seiner Lage aufmerksam. Wie, wenn der Fürst einen Blick durch die halboffene Glasthüre warf und den Lauscher bemerkte, der eine so verfängliche Unterredung mitanhörte? Die altwürtembergische Unterthanenangst, noch erhöht durch ein Gefühl der Scham über seine Horcherei, bemächtigte sich des jungen Mannes so gewaltig, daß er auf den Fußspitzen über den freien Rasenplatz vor dem Balkon hinweglief und dann in die erste beste Allee hineinstürmte, geflügelten Laufes, als wäre der Feind hinter ihm.

Während so der Poet durch ein Labyrinth von Bosketten, Alleen, Blumenbeeten, Gewächshäusern, griechischen Tempeln, römischen Bädern, Grotten und Einsiedeleien hinfloh, belauschte nur noch der Mond den Fortgang der eigenthümlichen Szene in dem Balkonzimmer.

Die klangvolle Altstimme sagte wieder:

„Mein Auftrag ist erfüllt. Herzog von Würtemberg, ich habe die Bestellung, die mir meine arme Mutter hundertmal aufgetragen, die sie mir, als die

mörderische Kugel sie getroffen, noch mit röchelnder und im Tode brechender Stimme in die Seele prägte, treulich ausgerichtet. Ich habe den Fluch Ihres Opfers in Ihre Ohren geschmettert und, ich sehe es an Ihrer Wuth, er haftet in Ihrer Brust. Mögen Sie es versuchen, darüber zu lachen, wenn Sie es können. Und wenn Sie es versuchten, von der eisigen Höhe Ihrer eingebildeten Unverletzlichkeit herab, und wenn Sie zu dieser Stunde sich sagten: Die Rachegöttin schläft! — dennoch wird eine andere Stunde kommen, wo sie ihr Erwachen furchtbar Ihnen kundgibt . . . O, es ist so leicht, im Despotentaumel der Allmacht Frevel auf Frevel zu häufen. Aber früher oder später, in der Helle des Tages oder im Grauen der Nacht, richtet sich doch das Gewissen, der bleiche Mahner, in lautloser Schrecklichkeit vor dem stolzen Sünder auf und seines gespenstigen Fingers Deuten macht den Rausch der Sicherheit zerstieben . . . Ah, das Gewicht meiner Worte erdrückt Sie? Vergeblich ist Ihr Bemühen, mir Ihr Beben zu verbergen. Hinter der rothen Maske Ihres Zorns erblicke ich Ihre blasse Seelenangst . . . O, meine Mutter, Du bist gerächt!"

„Wahnsinniges Geschöpf!" schrie der Herzog

wüthend auf. „Was hindert mich, Dich zu Staub zu zermalmen?“

Zugleich hörte man ein Geräusch wie von einem gewaltsam zu Boden geschleuderten Geräthe und dann den Ton einer mit wüthender Hast gezogenen Glocke.

In diesem Augenblick wurde die Balkonthüre aufgerissen.

Eine weibliche Gestalt stürzte heraus, schwang sich mit Gedankenschnelle über die Balustrade, glitt mit der Behendigkeit eines Eichhorns an dem Weinrankengewinde einer der Säulen herab, flog über den Rasenplatz hinweg und hatte sich schon in dem Baumdunkel des Parkes verloren, als der Herzog an die Brustwehr des Balkons voreilte.

„Die Rasende!“ rief er mit halberstickter Stimme aus. „He, hollah, Trabanten, Läufer! Wo sind die Leute vom Dienst? Alles soll mit Fackeln in den Park!“

„Nicht so, gnädiger Herr,“ sagte eine Frau, die hinter den Fürsten getreten war und ihm jetzt beschwichtigend die Hand auf die Schulter legte. „Warum einen Eclat machen? Was sollten die Leute denken? Das offenbar halb verrückte Kind kann Ihnen nicht entlaufen, wenn man in aller Stille den

Beamten der umliegenden Bezirke die nöthigen Befehle zukommen läßt."

Der Herzog wandte sich heftig um, aber er sah in die Augen der Gräfin von Hohenheim, die stets einen sänftigenden Zauber auf ihn übten.

„Du hast recht, Franziska," erwiderte er. „Ich will sogleich die nöthigen Ordres ausfertigen."

Dann fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und setzte fast tonlos hinzu:

„Das war eine üble Stunde. Das Mädchen blickte wie eine Furie . . . wie . . . doch, bah, fort damit!"

„Aber warum sich überhaupt weitere Ungelegenheiten mit dem Wildfang machen?" fragte die Gräfin. „Haben Sie, mein theuerer Herr und Gebieter, nicht die leidige Erfahrung machen müssen, daß alle Ihre Güte und, ich darf es wohl sagen, auch die meinige an eine Undankbare weggeworfen war? Und nun vollends diese Szene!"

„Ja, es war affreus. Der sinnloseste Undank!"

„Am Ende wäre es das Klügste gewesen, sie damals mit dem Venetianer laufen zu lassen."

„Nein und abermals nein! . . . . Sie muß pariren lernen, ich sag', sie muß! Ich will sie bändigen, ich sag', ich will!" . . . .

Inzwischen hatte sich Schiller von seinem panischen Schrecken wieder erholt. Indem er sich in dem Gewinde der Alleen zu orientiren suchte, kam ihm seine Flucht so lächerlich vor, daß er bei sich gelobte, von diesem Abenteuer die „Bande“ Nichts erfahren zu lassen, denn er glaubte schon Petersens und Kapffs schlechte Witze über sein „Auskneifen“ zu hören. Er schlug den Rückweg nach dem Schlosse ein, dessen erleuchtete Mittelfenster in der Ferne durch die dunkeln Baumgruppen schimmerten.

„Es wird die höchste Zeit sein, den Kelch dieser Audienz zu leeren, welcher ja doch kaum an mir vorübergehen dürfte,“ brummte er in sich hinein und beschleunigte seine Schritte.

Plötzlich stand er überrascht. Beim Heraustreten aus einem dichten Boskett sah er in dem bleichen Mondlicht eine weibliche Gestalt gerade auf sich zueilen.

Ein gegenseitiger Ruf des Erstaunens entfuhr ihm und der Kommenden im gleichen Augenblick.

„Lauretta!“

„Schiller!“

Sie kam rasch auf ihn zu und ergriff seine ihr dargebotene Hand.

Ihre Augen leuchteten, in vom eiligen Gehen

losgebundener Ueppigkeit fielen ihre prächtigen Haare an den glühenden Wangen auf die marmornen Schultern und den herrlichen Busen nieder, dessen ungestümes Klopfen seine leichte Hülle verrätherisch verschoben hatte.

„Ihnen, mein Freund, muß ich hier noch begegnen?“ sagte sie mit geflügelter Zunge. „Was thun Sie hier?“

Er konnte nur sagen: „Ach, Lauretta!“ und blickte sie dabei vorwurfsvoll an.

„Ah, ich verstehe Sie,“ sagte sie hochaufathmend. „Sie zürnen mir, weil ich in Gotteszell nicht auf Ihr und des Ritters aus Atlantis rettendes Erscheinen gewartet habe? Aber das Warten ist nun einmal nicht meine Liebhaberei. Vollends in diesem Augenblicke nicht! Daher nur noch ein Wort.... Ich habe so eben eine Mission erfüllt, die ich erfüllen mußte. Jetzt schüttle ich den Staub dieses Landes von meinen Füßen, hoffentlich für immer. Und Sie, Poet, sollten das auch thun, hören Sie! Hier, unter dieser pedantischen Tyrannei, gedeihen Ihre Ideale nicht. Weg mit dieser garstigen Livree, die Ihre Gestalt verunstaltet, weg mit dem altwürtembergischen Zopf! Sie, gerade Sie, mein Freund, bedürfen der Luft der Freiheit, um zu wachsen. Wollen Sie

Ihren Genius unter dem Druck von all diesem ärmlichen Kram verkümmern lassen? Nein! dem wagenden Sinne gehört die weite Welt und auch dem Dichter gehört sie. Seine wahre Heimath ist überall und nirgends, sein Wohnsitz nur das Universum. Leben Sie wohl und Glück auf!"

Sie zog ihre Hand aus der seinigen und wandte sich, zu gehen.

Aber plötzlich kam sie noch einmal zurück. Von traumhaft seliger Ueberraschung durchschauert, fühlte er ihre Arme um seine Schultern sich schlingen, ihre Brust an der seinigen pochen, ihren Kuß auf seinen Lippen brennen und . . . weg war sie.

Das war gekommen und gegangen wie ein Blitz.

Er spähte umher, er lauschte, aber der schöne, wilde Flüchtling war spurlos verschwunden und nur die Wasserkünste rauschten eintönig durch die Stille der Nacht und wie drohend befehlend schimmerten die Lichter vom Schlosse herüber.

Drittes Capitel.

Eine Stunde der Entscheidung. — Fürst und Dichter. — „Er war in die Demoiselle verschossen, Er Hans Narr?" — Von einem Skandal und von einem Wechselbalg. — Der Genius und die Gewalt. — Herzog Karls Poetik und Politik. — Wie Einer nachträglich für einen empfangenen Faustschlag quittirt. — „Schreib' er keine Komödie mehr, bei meiner Ungnade, bei Festungsstrafe."

„Soll kommen!" hatte der Herzog dem Offizier vom Dienst gesagt, welcher ihm gemeldet, daß der Regimentsfeldscherer Schiller von Augé's Grenadieren noch immer auf Audienz warte.

„Bös Wetter, schüli*) bös Wetter, Herr Doctor. Nehmen Sie Sich in Acht!" flüsterte der Hoftürke, Melchior Thut aus Glarus, ein Riese, der sieben Fuß und sechs Zoll hoch in seinen Schuhen stand und ebenso gutmüthig als lang war, — unserem Dichter zu, als dieser die prachtvolle Treppe heraufgekommen und in die Vorhalle zum Balkongemach getreten war.

Damit schlug der Koloß vom Fuß des Glärnisch den Vorhang vor der Flügelthüre zurück, öffnete diese

*) Abscheulich.

und ließ den Gewarnten eintreten. Dann schloß er hinter demselben geräuschlos die Thüre und brummte in seinen Türkenbart: „Ein jung hitzig Blut und drinnen der Herr, der einen extraordinäri Zornrabbel hat, — bi Gott, das ist wie Stahl und Stein. 's wird Funken geben, bim Eid!" . . .

Es gab Funken.

„Was will Er?" herrschte dem eingetretenen Poeten Herzog Karl entgegen, der in seiner Aufregung für einen Augenblick vergessen haben mochte, daß er gerade vorhin den Eingetretenen herbefohlen hatte.

Schiller näherte sich seinem Landesherrn ehrfurchtsvoll, aber ohne sklavische Furcht. Der Herzog, man muß es ihm zu seiner Ehre nachsagen, hatte die Zöglinge seiner Akademie gewöhnt, offen und frei mit ihm zu reden. So verblüffte der barsche Empfang den Dichter nur momentan. War doch auch er in hocherregter Stimmung. So that er denn seine drei Verbeugungen ab und entgegnete:

„Gnädigster Herr, ich bin zur Audienz bei Ew. Durchlaucht commandirt."

Der Dichter konnte Zeit seines Lebens nie an diese Stunde zurückdenken, die für ihn eine Stunde der Entscheidung war, ohne daß ihm das Herz stärker

geklopft hätte. Die Umstände der Audienz prägten sich seinem Gedächtniß in allen ihren Einzelnheiten unverwischbar ein. Er hat dankbar anerkannt, daß insbesondere die Gegenwart der Gräfin von Hohenheim den Muth, welchen er bei dieser verhängnißvollen Unterredung entwickelte, aufrecht erhielt. Wie sie so dasaß auf den rothseidenen Polstern des vergoldeten Kanapee's in ihrem weiten Reifrock mit schlanker Taille, mit ihrer hohen gepuderten Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife wie ein Kanarienvogel klebte, — ist ihr Bild mit den anmuthigen und wohlwollenden Zügen seiner Erinnerung nie entschwunden.

Herzog Karl, im einfachen Hauskleid, ging mit auf den Rücken gelegten Händen und heftig auftretend auf dem blanken Parkett des Salons hin und her. Sein Geberdenspiel war energisch, sein Ausdruck dezidirt, wie immer. Aber sein Blick und das ungewöhnlich rasche Herausstoßen der Worte zeigten hinlänglich, daß der Hoftürke Thut guten Grund gehabt, von bösem Wetter zu reden.

„Hör' Er," begann der Herzog nach einer Weile wieder, — „ich hab' Ihn herbefohlen, damit Er sich verantworte."

Dabei sah er den Dichter von der Seite an und setzte seinen Gang nicht aus.

„Ew. Durchlaucht," lautete Schillers ehrerbietige, aber feste Antwort, — „eine Verantwortung setzt eine Anschuldigung voraus. Wie diese laute, weiß ich nicht, aber ich bin mir keines Unrechts bewußt."

„So? Ei, ja wohl! Er ist wohl so unschuldig wie ein neugebornes Kind, nicht wahr?"

Ein neckischer Dämon mußte seine Hand im Spiele haben, daß sich Schillern ganz unwillkührlich das Wort auf die Lippen drängte:

„Gnädigster Herr, ich überhebe mich nicht: wir sind Sünder allzumalen."

Die Gräfin von Hohenheim entfaltete rasch ihren Fächer und fuhr damit vors Gesicht. Sie mochte ein Lächeln verbergen wollen.

Der Herzog war jedoch nicht in jener Laune, wo er sich einen Scherz gefallen ließ. Er warf dem Dichter einen Blick zu, welcher denselben sehr an seine Stellung erinnerte, und sagte:

„Was da? Ich glaube gar, Er ist impertinent genug, mit mir spaßen zu wollen. Laß' Er sich das vergehen, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin. Wir sind jetzt nicht in der Akademie, wo sich in neuerer Zeit

ein dummbreist jocoser Ton eingenistet, den ich auszufegen wissen werde."

Was sich doch die Menschen für Illusionen machen, auch die Fürsten. Herzog Karl wußte nicht, daß in seiner Akademie ein Ton großgewachsen, mit dem nicht mehr so leicht fertig zu werden war. Sollte er doch ein paar Jahre später die schmerzliche Erfahrung machen, daß eine Rede im alten Styl, die er an die Karlsschüler hielt, von diesen ihm ins Angesicht förmlich ausgepfiffen wurde.

Den Herzog schien jedoch in diesem Augenblick ein anderer Gegenstand viel angelegentlicher zu beschäftigen als Schillers wirkliche oder angebliche Verschuldigungen. Er durchmaß mit verdoppelt raschen Schritten das Gemach und warf, ohne stillzustehen, dem Dichter plötzlich die Frage zu:

„Hör' Er, hat Er die Demoiselle Lauretta gekannt, die . . . . die in der Ecole sich befand?"

Dem Dichter rieselte es kalt den Rücken herauf. Das Terrain, auf welches der Herzog so mit einmal hinübergesprungen, war ein sehr verfängliches.

„Ew. Durchlaucht," erwiderte er nach einigem Bedenken, — „ja, ich hatte und habe die Ehre, Demoiselle Lauretta zu kennen."

„Wo und wann hat er das Mädchen zuletzt gesehen?"

Schiller stand auf glühenden Kohlen. Aber das Wahrheitsgefühl seiner Seele hielt ihn bei dem Entschluße fest, auch hier, wie bei dieser Unterredung überhaupt, streng bei der Wahrheit zu bleiben, und so versetzte er:

„Vorhin im Park, gnädigster Herr."

„Vorhin im Park? Wie ging das zu?"

„Ich weiß es selbst nicht. Ich war unbeschreiblich überrascht, Fräulein Lauretta plötzlich zu begegnen."

„Was sagte sie Ihm?"

„Sie sagte mir Lebewohl, gnädigster Herr."

„So? . . . . Wie hat Er denn überhaupt die Bekanntschaft der Demoiselle gemacht?"

„Auf einer Redoute, zu welcher ich als Begleiter des Fräuleins commandirt zu werden die Ehre hatte."

„Und daraus leitete Er das Recht ab, der Demoiselle ins Ausland nachzustreichen, nach Gmünd?"

„Ew. Durchlaucht, dieß that ich aus Freundschaft für William Raleigh aus Amerika. Auch hatte ich Urlaub von meinem Regimentschef."

„Er wollte am Ende gar seinem Freunde, dem Amerikaner, das Mädchen entführen helfen, nicht

wahr? Wußte Er denn nicht, daß die Demoiselle auf meinen Befehl in Gotteszell sich befand?"

„Ich wußte es, gnädigster Herr, aber" . . . .

„Aber?"

„Ich kannte die Redlichkeit der Absichten meines Freundes."

„Dieser Herr Raleigh beabsichtigte, der Demoiselle einen Heirathsantrag zu machen?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Erzähl' Er mir diese ganze Geschichte, doch nehm' Er sich in Acht, daß ich Ihn auf keiner Lüge ertappe."

Schiller entsprach dem Befehl, und nachdem er seine Erzählung beendigt, sagte der Fürst in etwas milderem Tone als bisher:

„Ich sag', Er ist wenigstens kein Lügner, und das freut mich . . . Er weiß also nicht, was es mit dem Verschwinden des Mädchens aus Gotteszell für eine Bewandtniß hatte?"

„Nein, Ew. Durchlaucht."

„Wohl, sein Bericht stimmt mit dem, was mir dieser sonderbare Mensch von Amerikaner mittheilte, als er mir vor einigen Tagen hier seine Aufwartung machte . . . Was hält Er von diesem Raleigh?"

„O, gnädigster Herr, das ist ein trefflicher Mann! Ich achte ihn hoch und liebe ihn sehr!"

„So? . . . Und was hält er von der Demoiselle Lauretta?"

„Durchlaucht," antwortete Schiller, von dem ruhigen, fast gütigen Ton, womit diese Frage gestellt wurde, verleitet, der Wärme seiner Empfindung freien Ausdruck zu geben, — „Fräulein Lauretta ist ein wunderbares Geschöpf, schön wie ein Engel, voll Geist und Humor, ein verkörperter Dichtertraum!"

„Ei, Er poetisirt ja mächtig, Er fingerfertiger Verseschmied! Er hat wohl auch die Gedichte an Laura gemacht, die in der geschmacklosen Scharteke stehen, . . . Anthologie, glaub' ich, heißt sie."

„Gnädigster Herr, ich gestehe, Fräulein Lauretta schwebte mir vor . . . ."

„Und da hat Er mit Seinen Schwarbeleien den Wirbelkopf des Mädchens noch wirbeliger gemacht? . . . Er war in die Demoiselle verschossen, Er Hans Narr, nicht?"

Schiller merkte, daß das Gespräch eine bedenkliche Färbung annahm. Der Ton des Herzogs war schon nicht mehr so mild, wie vorhin. In seiner Beklemmung warf er einen bittenden Blick zu der Gräfin hinüber, der nicht wirkungslos blieb.

„Gnädiger Herr," sagte Franziska, — „bitte, sehen Sie doch, in welche Pein Sie den jungen Menschen versetzen. Es kann nicht angenehm sein, daran erinnert zu werden, daß man seine poetische Glut vergeblich aufgewandt hat."

„Ei was, mein Schatz," gab der Herzog zur Antwort, — „der Schiller ist da, daß ich ihm den Kopf zurecht setze, in Allem und Jedem und ein für alle Mal . . . . Sag' Er, hat die Lauretta Seine tollen Phantasien ermuntert?"

„Gnädigster Herr, ich flehe Sie an, mich nicht weiter damit zu quälen. Es war eine Illusion, von Enttäuschungen gefolgt, die schmerzlich genug für mich gewesen sind."

„Er meint, die Demoiselle habe Seine . . . . Seine . . . nun, Seine Huldigungen unbeachtet gelassen?"

Diese Frage empörte den Dichterstolz des jungen Mannes.

„Das nicht, gnädigster Herr," versetzte er.

„Wie? . . . Er bildet sich am Ende gar ein, die Demoiselle sei auch in Ihn verschossen gewesen? Da müßte sie einen guten Geschmack gehabt haben, in der That!"

Und um diese Worte noch kränkender zu machen,

maß der Herzog, auf seinem Gange innehaltend, den armen Feldscherer mit höhnischen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle.

Schillers Wangen brannten, aber die erlittene Kränkung drückte ihn keineswegs zu Boden. Im Gegentheil, in eben dem Maaße, in welchem der Fürst ihn wegwerfend behandelte, wuchs seine innere Würde und verlieh auch seinem Aeußeren eine Haltung, die den Fürsten, wenn er dafür Augen gehabt, hätte aufmerksam machen müssen, daß er es mit einer Natur von edlem Metalle zu thun habe. Der Dichter fühlte, daß eine einläßliche Erörterung seines Verhältnisses zu Lauretta hier weggeworfen wäre, und so begnügte er sich, zu sagen:

„Gnädigster Herr, die souveraine Macht der Schönheit wirkt auf Jeden und Jeder hat nach Maßgabe seiner Empfänglichkeit das Recht, ihr zu huldigen.“

„Phrasen! ... Ich sag' Ihm, statt von Rechten zu sprechen, hätte Er lieber Seiner Pflichten eingedenk sein sollen. Statt Verse zu schmieren, hätte er Seine Nase in Seine medizinischen Bücher stecken, und statt den Galan machen zu wollen, hätte er Seine Grenadiere im Lazareth fleißiger besorgen sollen ... Was aber das andere dumme Zeug angeht

so sag' ich, Er sollte sich schämen, in Seinem Alter Seine Zeit mit Liebeleien zu vernutzen."

Schiller drückte ein bitteres Lächeln zurück, welches ihm auf die Lippen treten wollte bei dem Gedanken, was Alles in Sachen der Liebe der Herzog schon durchgemacht, als er in seinem Alter stand.

Mehr und mehr in Aerger und Zorn sich hineinredend, fuhr Karl fort:

„Er weiß wohl, daß ich es gut mit Ihm vorhatte, schon Seinem Vater zu lieb, der mir stets ein treuer Diener gewesen. Aber wie hat Er meinen guten Absichten entsprochen? Schlecht, sag' ich Ihm, undankbar" . . .

„O nein, Ew. Durchlaucht, das nicht! Es wäre mir schmerzlich, glauben zu müssen, daß mein Fürst mich für undankbar halten könnte."

„So, das wäre Ihm schmerzlich? Und warum hat Er nicht darnach gehandelt, Mußje?"

„Gnädigster Herr, ich beklage es, wenn der Erfolg meinem guten Willen nicht entsprach. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß ich mich bemühte, meine Anlagen so auszubilden, daß sie Ew. Durchlaucht zur Ehre gereichen möchten."

„Wirklich? Ei, ja wohl! Er gereicht mir zur

Ehre, das muß ich sagen! ... Zur Schande gereicht Er mir, mir und meinem Lande, weiß Er das?"

„Nein, gnädigster Herr!"

„Er will sich wohl gar noch sperren und spreizen? Aber nehm' Er sich wohl in Acht! Ich bin Sein Herr, versteht Er mich? Sein Herr ganz und gar? Und ich sag', ich will dem Unwesen, das Er treibt, ein Ende machen. Hab' diesem Unwesen ohnehin schon zu lange zugesehen. Hätte bälder eingreifen sollen. Wäre dann das Skandal nicht passirt, daß ein Zögling meiner Akademie, — versteht Er mich? meiner Akademie — ein Monstrum von Komödie schreibt und drucken läßt, über welche alle verständigen und redlichen Leute im deutschen Reich vor Aergerniß die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

„Ew. Durchlaucht ...."

„Schweig' Er! ... Wie hat Er sich unterstehen können, ohne Vorwissen Meiner, der ich in allen Dingen Sein natürlicher Herr und Gebieter bin, das affreuse Stück drucken zu lassen? War es nicht genug und mehr als genug, dasselbe geschrieben zu haben? Und auch mit dem Druck war's dem Mußje von Poetaster noch nicht gethan. Die Komödie mußte auch noch auf die Bühne, zu rechtem Skandal und Aerger. Weiß Er, was Ihm da Seine knaben-

hafte Eitelkeit für einen Streich gespielt? Weiß Er, daß ich Ihm wegen Felonie den Prozeß machen lassen könnte, weil Er sich ohne Vorwissen Meiner mit dem Ausland eingelassen? Und weiß Er, daß Er eigentlich nicht nur ein schlechter Poete, sondern auch ein Deserteur ist, ein Fahnenflüchtiger? Hat Er sich nicht zweimal nach Mannheim begeben, heimlich wie ein Dieb in der Nacht? Hatte Er auch zu diesen Ausflügen Urlaub?"

„Nein, Durchlaucht; aber ich glaubte, mein Fürst würde zu groß denken, um einen Vater deßhalb zu strafen, weil er sich sehnte, sein Kind, sein Schmerzenskind zu sehen."

„Flausen! . . . Komm' Er mir nicht mit Redensarten . . . . Ein sauberes Kind, diese Räuberkomödie! Ich sag', ein ungeheuerlicher Wechselbalg ist Sein Stück. Weiß Er auch, was Er damit für eine Mord- und Brandfackel in die Welt geschleudert? Weiß Er, daß das abominable Ding nach Hochverrath und Rebellion stinkt von der ersten Seite bis zur letzten? . . . Und wenn Er sich nicht fürchtete, darüber vor Seinem Landesherrn sich verantworten zu müssen, wo wollte Er die Todsünde gegen den guten Geschmack verantworten, welche Sein Stück ist?"

„Vor dem Richterstuhl der Leidenschaft und der poetischen Wahrheit, vor welchem der große Brite Shakspeare seinen Richard und Macbeth, seinen Jago und Othello verantwortete.“

Der Herzog blieb stehen und blickte den kühnen Feldscherer wie überrascht an.

Schillers Gestalt hatte sich aus ihrer ehrerbietigen Haltung zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet und es war Etwas in seinem Auge, was Respect einflößen konnte. Man möchte sagen, der Genius lüftete seine Schwingen, um über die ihn bedrohende Gewalt triumphirend sich zu erheben.

Der Fürst rüstete sich zu einer zornigen Erwiderung, aber da passirte es ihm, wie oft geschah, daß ihn der Schulmeister in den Nacken schlug.

„Shakspeare und immer Shakspeare,“ sagte er dozirend. „Das ist nun so ein Stich- und Modewort, womit Ihr einfältigen jungen Leute Alles ausrichten zu können glaubt. Auch Er beruft sich auf diesen Shakspeare, den wollte er nachahmen? Weiß Er nicht, daß Er sich da das unglücklichste Muster auserwählte. Kennt Er die vortrefflichen Verse nicht, worin Michaelis die Anfänger vor ihm warnt: —

Ein Shakspeare, Freund, taugt für den Schüler nicht!
Sein Leben war so kühn wie sein Gedicht.

Der kleinste Zug bleibt auf dem Jüngling haften,
Er wird zu groß für kleine Wissenschaften
Und sieht zu spät, es glücklich zu bereu'n,
Für große sich im Alter einst zu klein. . . .

Aber ich sag' Ihm," fuhr der fürstliche Dozent fort, — „Sein Shakspeare war überhaupt nur ein wilder Querkopf, der keine Idee von gutem Geschmack besaß. Weiß Er nicht, daß Voltaire den Briten als einen betrunkenen Wilden charakterisirte und daß König Friedrich von Preußen mit wohlgerechtfertigtem Abscheu von den abominablen Piecen desselben sprach?"

„Durchlaucht wollen mir zu Gnaden halten, ich bewundere Friedrich den Einzigen als Regenten und Feldherrn" . . . .

O weh, das war ein arger Mißgriff. Schiller hätte sich erinnern sollen, daß der große Fritz seinem vormaligen Mündel und Zögling dem Herzog Karl im siebenjährigen Krieg gar übel mitgespielt hatte.

„Was, was?" fuhr Karl erzürnt heraus, wieder hin und her gehend, daß das Parkett krachte. „Er will sich am Ende gar erfrechen, über gesalbte Häupter Seine Meinung zu sagen? . . . Sag' Er mir, wie ist Er dazu gekommen, Sein zugleich albernes und böswilliges Stück zu schreiben?"

„Durchlaucht," entgegnete der Dichter, mehr

und mehr empört über die Mißhandlung, welche er zu erdulden hatte, — „ich schrieb die Räuber als ein Gefangener, der mit seinen Ketten klirrte."

„Was soll das?"

„Sie meinten es gut mit mir, Durchlaucht, ich weiß es, und könnten Sie in meinem Herzen lesen, so würden Sie finden, daß auch die Härte, die ich zu dieser Stunde ertragen muß, das Gefühl der Dankbarkeit dort nicht austilgen kann. Aber Sie fragten mich und ich muß antworten, komme, was da wolle. Ich war ein Gefangener in der Akademie, ja. Eine wohlgemeinte, aber unerträgliche Disziplin, ein meinem innersten Wesen widersprechendes Studium brachten mich zur Verzweiflung . . . Es war mein Ideal und, ach, die Lebenshoffnung meiner geliebten Mutter gewesen, daß ich Prediger werden sollte... Sie wollten es anders, Durchlaucht" . . .

„Allerdings, Mußje, und ich sag', die Disziplin in der Akademie muß noch lange nicht streng genug gewesen, wenn sie Ihn nicht einmal zu der Einsicht bringen konnte, daß ich und nur i c h zu wollen habe und Ihr Andern zu gehorchen und nur zu gehorchen habt. Ich bin der Herr und Ihr seid die Unterthanen, m e i n e Unterthanen. Merk Er sich das!"

„Gnädigster Herr, ich fühlte in mir den Drang

erwachen, meine Gefühle und Gedanken in poetische Form zu bringen.“ . . .

„Dagegen hätt' ich an und für sich Nichts einzuwenden. Aber warum hat Er sich nicht an die rechten Muster gehalten? Warum hat Er nicht Seinen Boileau, Seinen Corneille, Racine und meinetwegen auch Seinen Voltaire studirt? Die hätten Ihn den rechten Weg führen und Ihm zeigen können, daß Gesetz, Regel und guter Geschmack die Schönheit machen.“

„Durchlaucht, die Franzosen befriedigten mich nicht. Ich ahnte, daß die Poesie eine tiefere und reinere Quelle haben müsse als Convenienz und formale Regelmäßigkeit. Die neuen Welten, welche unsere vaterländischen Dichter, ein Klopstock und Wieland, ein Lessing und Göthe aufschlossen, erhoben meine Ahnungen zur Gewißheit. Shakspeare's Einfluß — verzeihen Sie mir — kam dazu. Ich erkannte an der Hand dieser Führer, daß nicht die kalte Regel, wie der nüchterne Verstand sie lehrt, nein, Phantasie und Leidenschaft, Freiheit und Wahrheit das Wesen der Dichtkunst ausmachen und daß das Amt des Dichters sei, die Völker zu erleuchten und zu zünden mit der Rede Feuerbränder. Und ich war jung, Durchlaucht, und in meiner Brust schlug ein

glühendes Herz, vielleicht zu glühend, aber, das darf ich sagen, nie schlug es für Gemeines. Ich legte die Maßstäbe meines von den Autoren der Alten, an der Heldenwelt Griechenlands und Roms genährten Idealismus an meine Zeit, an meine Umgebungen und so — schrieb ich die Räuber."

„Ja, Er Abstractor und Wolkenwandler, Er schrieb diese Komödie, die eine Welt in Brand stecken würde, wenn mit Druckerschwärze beklerte Papierfetzen zünden könnten. Und dieses wüste Product nennt Er einen Ausfluß Seines Idealismus? . . . Was ist überhaupt dieser Idealismus, von welchem jetzt ein so großes Geschrei erhoben wird? Kindische Phantastik, welche einen bösen Geist der Widersetzlichkeit und strafbarster Unbotmäßigkeit als Bastardkind in die Welt setzt . . . Muß ich es denn in meinen alten Tagen noch erleben, daß Alles verrückt und toll wird? Glaubt Er denn, Er, der doch nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, das sogenannte Ideale lasse sich in dieser Welt jemals verwirklichen?"

„Nicht geradezu verwirklichen, aber einwirken, wohlthätig und segensreich einwirken auf die Wirklichkeit wird das Ideale, in immer bedeutenderem

Maaße, wenn die Menschheit nicht stillstehen soll auf ihrer Bahn."

„Ei, ja wohl! Ich sag', Er gibt sich ja ganz das Air eines Propheten."

„O, mein Fürst, spotten Sie meiner nicht! . . . Ich weiß nicht, welch ein Geist mich treibt, so kühn mit Ihnen zu reden, aber ich glaube, es muß ein guter sein . . . Ihr Scharfblick, Durchlaucht, ist zu groß, als daß Sie die Zeichen nicht sähen, welche rings um uns her das Anbrechen einer neuen Epoche ankündigen. Es ist der Menschheit zu enge geworden in ihren alten Formen; nach Luft und Licht ringend schickt sie sich an, diese Formen zu zerbrechen. Ein neuer schöpferischer Geist ist auf allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit erwacht. Von jenseits des Weltmeers kam ein wunderbarer weltgeschichtlicher Anstoß nach vorwärts. Die Gemüther athmen auf und die Völker regen sich, in dem Kampf der alten Satzungen mit den neuen Ideen Partei zu ergreifen."

„Die Völker!" entgegnete der Herzog mit dem Ausdruck unsäglicher Verachtung. „Was weiß Er von den Völkern! Ich will Ihm sagen, wozu sie da sind. Sie sind dazu da, um von uns, die wir von Gottes- und Rechtswegen ihre Herren sind, regiert

zu werden, zu ihrem eigenen Besten. Was aber den neuen Geist betrifft, von dem Er faselt, den Geist der Schwindelei und Rebellerei, so soll derselbe nicht aufkommen, so lange ich lebe, wenigstens im Lande Würtemberg nicht. Versteht Er mich? . . . Weil Er jedoch so große Stücke auf die Völker hält, so sag' Er mir, warum Er sich's beigehen ließ, in seinem wüsten Räuberstück ein fremdes Volk so gröblich zu beschimpfen?"

„Ein Volk? Ich?"

„Ja, Er, Mußje. Hat Er nicht das Land Graubünden ein Spitzbubenklima, ein Athen der Gaunerei genannt? Weiß Er, was Er mir dadurch für Ungelegenheiten zugezogen? Soll es mir etwa lieb sein, daß man im Ausland glauben kann, ich habe solche impertinente Leute zu Unterthanen, ich ziehe sie gleichsam groß? Weiß Er, daß zu meinem tiefen Aerger die dumme Sache so in öffentlichen Blättern verhandelt wird? Weiß Er, daß der churer Magistrat durch Vermittlung meines Garteninspectors Walter in Ludwigsburg eine Beschwerde an mich hat gelangen lassen."

„Durch Vermittlung des Garteninspectors Walter?"

„Ja."

„Durchlaucht, ich habe gute Gründe, zu glauben, daß dieser Walter mir persönlich abgeneigt sei und daß er daher die Sache absichtlich übertrieben und verhetzt habe.“

„Was, was? Er untersteht sich, einen treuen und eifrigen Diener bei mir anschwärzen zu wollen?... Ich sag', es ist hohe Zeit, daß ich Ihm seinen Herrn und Meister zeige. Nehm' Er sich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, ein abschreckend Exempel an dem Schubart.“

„O, mein Fürst, Gnade für den unglücklichen Mann! Wenn Euer Durchlaucht wüßten, was der Arme gelitten“ . . . . .

„Was geht das Ihn an? Er hätte wahrhaftig Ursache genug, für sich selbst um Gnade zu bitten. Ich sag' Ihm, mit meiner Nachsicht ist's zu Ende. Und jetzt hör' Er! Ich befehl' ihm, Er schreibt von nun an Nichts mehr, gar Nichts mehr, läßt auch Nichts mehr drucken, als was in Sein Berufsfach einschlägt, medizinische Sachen also, — versteht Er mich?“

Das war ein Keulenschlag.

Wäre Schiller weniger aufgeregt gewesen, als er es war, so hätte ihm die bedrohliche Veränderung auffallen müssen, welche schon seit einer Weile im

Ausdruck des Herzogs vorgegangen. Karl sprach nicht mehr heftig, brausend, wie zuvor, sondern im Tone eines kühlen, aber unbeugsamen Despotismus.

Der Dichter stand verstummt. Ihm sagen, er müsse aufhören zu dichten, hieß ihm sagen, er müsse aufhören zu leben.

Es gibt aber, mit einem großen Geschichtschreiber zu reden, keine Macht auf Erden, sie mag so groß sein, wie sie will, welcher es gestattet wäre, das innerste Gefühl der Menschen zu mißhandeln; unter der Macht der Faust kann wohl der Mund der Gemißhandelten schweigen, aber ihre Mienen reden unwillkührlich.

Auch Schillers Mienen sprachen so laut, daß es, wenn auch keineswegs den Herzog, so doch die Gräfin Franziska erbarmte und zu einem Vermittlungsversuch bewog.

„Gnädigster Herr," sagte sie, „sollte man nicht dem jungen Mann Gelegenheit geben, von seinen Irrthümern zurückzukommen? Ist das Verbot, poetische Sachen zu schreiben, nicht zu hart für ihn? Heißt das nicht dem Vogel das Singen verbieten? Wie wäre es, wenn er Sie, Durchlaucht, unterthänigst bäte, sein Lehrmeister im guten Geschmacke zu sein? Wenn er Ihnen zu diesem Ende seine Gedichte

vor Veröffentlichung derselben zur Durchsicht und Genehmigung vorlegte?"

„Was meint Er dazu?" fragte der Fürst.

In dem Dichter kämpfte es einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick.

„Gnädige Frau," sagte er dann, — „genehmigen Sie, ich bitte, daß ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank für Ihr schönes Wohlwollen zu Füßen lege. Aber ich darf nicht unwahr sein gegen meinen Fürsten, gegen Sie und gegen mich selbst; ich darf nicht Etwas versprechen, was ich nicht halten kann. Das Schaffen des Dichters, soll es überhaupt ein solches sein, kann nur ein freies, muß ein freies sein! Fesseln, seien sie von Eisen oder von Gold, erdrücken und ersticken die Muse. Ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen, gnädige Frau."

Der Herzog sah die Gräfin an, als wollte er sagen: Siehst Du, er ist unverbesserlich.

Dann wandte er sich mit einem Blick gefrorenen Zornes zu Schiller und sagte:

„Er ist der Fürsprache einer so illustren Dame gar nicht würdig ... Er ist also ein fertiger Rebell? Ich sag' Ihm aber, ich will schon mit Ihm und Seiner Rebellion fertig werden ... Er geht von hier aus immediat auf die stuttgarter Hauptwache,

übergibt dem wachthabenden Offizier Seinen Degen und meldet sich bei demselben als Arrestant auf vierzehn Tage. Da hat Er Zeit, über all das thörichte und freche Zeug, was Er heute vorgebracht, nachzudenken .... Jetzt geh' Er und nehm' Er zum Andenken und zur Beherzigung noch das Wort von Seinem Herrn mit sich: — Ich sag' Ihm, bei Cassation und Festungsstrafe, schreibt Er keine Komödie mehr!"

So endigte die Audienz des Dichters bei dem Philosophen von Hohenheim.

Viertes Capitel,

welches darthut, daß der Käfig nicht immer den Adler zähmt, sowie, daß der Sammetdoctor zuweilen bedenkliche Novellen in seinem Neuigkeitskasten hatte.

Die Schwüle eines Hochsommertages brütete auf dem Thalkessel von Stuttgart und machte sich auch unserem Dichter drückend fühlbar, welcher in dem Arrestanten-Gelaß der Hauptwache lässig auf der harten Pritsche ausgestreckt lag. Die vierzehn Tage seines Arrestes gingen aber mit heute zu Ende und so verscheuchte die Aussicht auf baldige Erlösung

aus dieser deprimirenden Situation einigermaßen die schwermüthigen Gedanken, welche Gefängniß und Einsamkeit in dem jungen Manne wachgerufen.

Er sprang auf, trat an das offene Fenster und blickte durch das Eisengitter in den stillen Hofraum hinaus. Dort zwitscherten Sperlinge, und wühlten sich, die Federn sträubend, in den Staub des Bodens ein, als wollten sie, da ihnen das Wasser fehlte, ein Sandbad nehmen wie die Araber in der Wüste.

„Glückliche Vögel!“ seufzte Schiller. „Wer Flügel hätte wie Ihr! . . . Aber habe ich denn nicht wenigstens Seelenflügel? . . . O, heilige Poesie, holde Trösterin, wie dank' ich Dir! Wie überallhin, bist Du mir auch an diesen abscheulichen Ort gefolgt und hast mir das kummervolle Herz geschweigt und in süße und stolze Träume gewiegt. Und Dich möchte ein herzlos tyrannischer Wille von mir trennen? Nein, das soll, das darf, das wird nie geschehen! Rüste Dich, brutale Gewalt, mit allen Deinen Schrecken, ich verachte Dich und biete Dir Trotz! . . . O, meine gute Christophine hat recht und Lauretta — wo mag das arme wilde Kind jetzt umirren? — hat ebenfalls recht. Der heimathliche Boden weigert meinem Talent das Gedeihen. Vielleicht, falls ich mir eine so stolze Hoffnung gestehen darf, werden kom-

mende Generationen meiner Landsleute dereinst geneigt sein, anzuerkennen, ich wäre nicht unwerth gewesen, daß das alte Schwabenland mich milder gepflegt hätte . . . Aber jetzt . . . nicht nur dieser Raum da mit seinen kahlen schmutzigen Wänden, ganz Würtemberg kommt mir wie ein Gefängniß vor und sein Himmel wie eine eherne Decke, die mich zu erdrücken droht. Ich will und muß fort!“ . . .

Er ging eine Weile hastig auf und ab, trat dann zu dem mit Papieren bedeckten Tisch und durchlas nachdenklich ein großes Blatt, welches er mit den raschen Schriftzügen seiner Hand angefüllt hatte.

„Ja,“ sagte er; „so ist's recht! Sie haben mir Zeit und Muße — Kerkermuße — zum Nachdenken gegeben, wohlan, sie sollen erfahren, daß ich dieselbe gut benütze. Sie sollen erfahren, daß es nicht immer ungestraft bleibt, einen Poeten willkührlich einzukerkern. Ich bin kein wankelmüthiger, gebrochener Schubart, der schmeichelnd die Hand leckt, welche ihn schlägt. Zum abschreckenden Exempel sollte ich mir den Gefangenen vom Hohenasperg nehmen, befahl der Herzog. Ja wohl, ich thue es, aber in m e i n e m Sinne. Ich will nicht an Geist und Charakter bankerott werden wie dieser unglückliche Mann. Sie werden von mir nie einen Prolog

zu hören bekommen, welcher anhebt: Unsterblicher Karl! oder: Edler Rieger! ... In diesem Drama, dessen Plan die Kerkermuße mich aussinnen ließ, will ich sie zeichnen, wie sie sind, alle, alle! Ich will Dich zeichnen in Deiner Nichtigkeit, Verderbtheit und Gemeinschädlichkeit, kriechendes, schmarozendes, kabalirendes Hofgewürm! Man soll mit Fingern auf Euch deuten können. Und auch Du, liebwerther Monsieur Walter, tückischer Zuträger, sollst mir nicht entgehen. Ich will Euch zeigen, daß der Dichter nicht allein, wie Ihr glaubt, dazu da ist, seine Zeitgenossen zu amüsiren, sondern auch und vielmehr, sie zu richten und der ganzen Sippschaft und Wirthschaft der Tyrannei, Bosheit, Dummheit und Niederträchtigkeit ein unvergänglich Brandmal auf die Stirne zu drükken. Du aber schuldvolles und doch so edles Weib, Du sollst finden, daß die grausame Demüthigung, welche mir in Deiner Gegenwart widerfahren, dennoch das Gefühl der Dankbarkeit nicht in mir erstickte. Du hast mir eine Regung frauenhafter Güte bezeigt in jener furchtbaren Stunde der Prüfung, ich setze Dir dafür dankbar ein Denkmal. Wenn es in einer Kothlache steht, so ist das nicht meine Schuld; aber ich will Sorge tragen, daß in den Zügen meiner Lady Milford die Menschen die Deinigen erkennen

und mit Theilnahme, Nachsicht und Mitleid betrachten sollen ... Ah, mein Herr Herzog von Würtemberg, Du hast mich einen Abstractor und Wolkenwandler gescholten, gut, Du sollst finden, daß ich die allerwirklichsten Steine vom Boden der Wirklichkeit aufgelesen, um sie dem Despotismus ins Angesicht zu schleudern. ... Ich habe in Fiesco die Tyrannei in der Vergangenheit gebrandmarkt, jetzt will ich sie in der Gegenwart brandmarken. Ein Gemälde meiner eigenen Zeit soll mein neues Drama sein. Wird es ein lichtloses Nachtstück, was kann ich dafür? Läßt nicht Shakspeare seinen Hamlet mit Recht sagen, der wahre Zweck des Schauspiels sei, der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen? ... So mir je die Muse günstig gewesen, sei sie es mir jetzt, damit die, welche nach uns kommen, sagen können: Ja, so war jene Zeit, so waren sie, von denen unsere armen Väter tyrannisirt wurden. O möchten unsere Söhne und Enkel — wie heiß wünsche ich es! — hinzufügen können: Es ist anders geworden, besser, freier und menschlicher!"

Nach diesem leidenschaftlichen Selbstgespräch durchflog der Dichter noch einmal Schema- und Personen-

verzeichniß seines neuen dramatischen Entwurfes. Dann nahm er rasch die Feder, strich den Titel „Louise Millerin," welcher an der Spitze des Blattes stand, und schrieb dafür: „Kabale und Liebe — ein bürgerliches Trauerspiel."

Er malte sich das Thema, welches er in dem Stück dramatisch gestalten wollte, — das vergiftende und verderbliche Hereingreifen einer verrotteten, selbst in ihren besten Tendenzen unheilvoll wirkenden vornehmen Welt in die Kreise ehrbar bürgerlicher Sitte, die Darstellung der Conflicte idealischer Neigungen und Leidenschaften mit den gemeinen Gelüsten und lichtscheuen Ränken einer herz- und sittenlosen Beamten- und Höflingswelt — in Gedanken weiter aus und konnte eine unwillige Regung nicht unterdrücken, als das Zurückschieben des Riegels an der Thüre eine Störung von draußen ankündigte.

In der Oeffnung der Thüre erschien aber ein Freund, der Lieutenant Scharffenstein, welcher heute auf Wache war.

„Ich denke," sagte er, „mein lieber Arrestant wird Nichts dagegen haben, wenn ich ihm die Langweile durch Einführung eines Besuches verkürze. Eigentlich geht's gegen das Reglement, aber da der

visitirende Hauptmann schon seine Runde gemacht hat, so will ich's in Gottesnamen auf mich nehmen."

„Ja, nehmt's in Gottesnamen auf Euch, wilder Kriegsmann und berühmter General in spe," sagte die Stimme des Sammetdoctors auf dem Gange draußen. „Einstweilen aber macht Platz, damit anständige Leute hanc in speluncam eintreten können."

Scharffenstein trat bei Seite und ließ den alten Herrn eintreten, welcher von einem blonden, schüchtern blickenden und schüchtern auftretenden jungen Manne begleitet wurde.

„Unterhaltet Euch nur hübsch ohne Lärm, damit Ihr mich in keine Schwulität bringt," ermahnte der Lieutenant. „Du weißt, Freund Schiller, seit einiger Zeit ist der große Brummbär droben in Hohenheim in brummigster Laune, und da glauben ihm alle die kleinen und kleinsten Bären hier unten unterthänigst nachbrummen zu müssen."

„Das ist der Lauf der Welt, edle Seele im Lieutenantsrock," sagte der Doctor. „Seid Ihr nie eines Sommerabends an einem Fröschetümpel vorbeigegangen? Wenn da so ein alter, großer, vom souverainen Gefühl seiner Froschheit aufgeblasener Frosch sein Brekekeker anstimmt, gleich fallen alle die kleinen und kleinsten Frösche mit ihrem Koarkoar ein. Die

Moral von dieser naturgeschichtlichen Parabel ist, daß dermalen alle Philistäer und Philistäerinnen von Stuttgart, deren Zahl, Gott weiß es, ungefähr gerade so groß ist wie die Einwohnerzahl unserer löblichen Residenzstadt, ihr schadenfrohes Koarkoar über einen gewissen Poeten nomine Friedrich Schiller, anstimmen, maßen sie vernahmen, der Hauptfrosch des Pfuhls habe ein ungnädiges Brekekeker über besagten Poeten verlauten lassen."

Scharffenstein zog sich zurück, um den gefangenen Freund und seine Besucher bei Zeiten von etwaigen Störungen benachrichtigen zu können, und jetzt that der Sammetdoctor erst in aller Form seine Begrüßung ab und präsentirte dem Dichter seine Dose mit Spaniol.

„Ihr sprecht von dem verdammenden Geklatsch unserer Philister und Fraubasen, Doctor," sagte Schiller; „aber was geht das mich an? Wüßte ich nur, ob der Brief, worin ich die Meinigen über die mir zugestoßene Fatalität zu beruhigen suchte, die gewünschte Wirkung gethan. Meine gute Mutter"...

„Läßt ihren Fritz schön grüßen," fiel der alte Herr ein.

„Wie?"

„Ja seht, lieber Sohn, ich duselte heute früh

so meinen Morgenspaziergang den Hasenberg hinauf, und weil der Morgen so frisch war, ging ich immer vorwärts durch den Wald und ohne zu wissen wie war ich mit einmal auf der Solitude. Da sah ich ganz zufällig Eure Mutter und das gescheidte Mädchen, Eure Schwester Christophine, und da es gerade so mein Humor war, tröstliche Dinge zu reden, so that ich's und es ist mir nicht übel gerathen, denk' ich."

„Dank Euch, mein alter, mein treuer Freund! Aber sprecht mir nicht davon, daß Ihr bloß zufällig nach der Solitude gekommen. Ihr wolltet meiner Mutter Trost bringen, Doctor ... ich dank' Euch von Herzen!"

„Bah, bah, hat sich was zu danken! ... Aber, Donner und Doria! wie neuestens die Bande zu schwören pflegt ... ach, lieber Schiller, ich fürchte, nebenbei gesagt, mit der Bande happert's und sie wird sich wohl auflösen ... der Hauptmann fehlt ihr, und überhaupt scheint hier Alles aus dem Leim gehen zu wollen ... das kommt daher, daß die jungen Genies sich flügge fühlen und die Flügel probiren möchten ... Hm, ja, was wollt' ich sagen? Richtig! daß ich der unhöflichste Mensch von der Welt sei. Entschuldigen Sie mich, meine Herren

Ich beeile mich, meine Ungeschliffenheit möglichst gutzumachen."

Und mit der Förmlichkeit eines Ceremonienmeisters stellte er die beiden jungen Männer einander vor, indem er sagte:

„Mein lieber Sohn, ich habe die Ehre, Euch hier einen jungen Künstler, Herrn Andreas Streicher, zu präsentiren, welcher Eure werthe Bekanntschaft zu machen wünscht. Er ist Musiker von Beruf und ein Mensch von Ingenium. Herr Streicher, ich beehre mich, Ihnen meinen Freund Schiller vorzustellen, den Dichter der Räuber, nebenbei Regimentsmedicus bei Augé's Grenadieren und praesenti momento Arrestant."

Schiller blickte, dem jungen Musiker die Hand gebend, in ein sanftes, intelligentes und dabei echtschwäbisches Gesicht, denn es fehlte demselben der launige Zug um den Mund nicht. Streicher seinerseits erwiderte voll Herzlichkeit den Handdruck des Dichters, vermochte aber dessen freundliche Begrüßung nur mit abgebrochenen Worten zurückzugeben.

„Ah," sagte der Sammetdoctor lachend, „ich sehe, wie es steht. Der gute Streicher erwartete, in dem Verfasser der Räuber einen wilden Kerl, ein ungeheuerlich aussehendes Kraftgenie zu finden, und

kann sich nun vor Erstaunen nicht fassen, einen so civil und manierlich sich darstellenden Regimentsmedicus vor sich zu haben. Ist's nicht so?"

Der Dichter lächelte. Streicher wurde roth wie ein verschämtes Mädchen. Dann faßte er sich und sagte:

„Ich gestehe, ich hatte mir von der Persönlichkeit Herrn Schillers eine andere Vorstellung gemacht. Ich konnte mir nicht denken, daß man noch so jung und doch schon so berühmt sein könne."

Das war, Schiller fühlte es, mehr als ein gewandtes Compliment: es war der herzliche Ausdruck des naiven Enthusiasmus einer jungen Künstlerseele.

Der Dichter kam der treuherzigen Annäherung des Musikers mit sympathetischem Wohlwollen entgegen. Er fühlte aus dem Gespräch über Poesie und Musik, welches sich jetzt entspann und in dessen Fortgang ihm Streicher mittheilte, daß er sich zu einer Reise nach Hamburg vorbereite, um dort unter dem Sohn des großen Bach, dem bekannten Karl Philipp Emanuel Bach, die Composition zu studiren, — aus diesem Gespräche fühlte er mit sicherem Instinkt heraus, daß ihm in dem jungen Künstler ein neuer und treuer Freund sich genähert habe.

Und so war es. Der Jüngling, welcher ihn im Gefängniß aufgesucht hatte, um ihm seine Huldigung darzubringen, sollte ihm in den trübsten vielleicht und jedenfalls ruhelosesten und sorgenvollsten Tagen seines Lebens ein lieber Genosse werden.

Als der junge Musiker erst seine mädchenhafte Befangenheit gegenüber seinem neuen Bekannten, welcher nur um ein paar Jahre älter als er selbst und doch „schon so berühmt war", überwunden hatte, gab er Schillern Gelegenheit, mit Vergnügen der Ausdrucksweise dieses reinen und enthusiastischen Gemüthes zu horchen. Der gute Andreas verhielt sich zu seiner Kunst wie Schiller zu der seinigen, aber da ihm noch in vollem Maaße die jugendliche Sorglosigkeit zu eigen war, so erfaßte er das Leben mit einem Idealismus, an welchem gleichsam noch der Thau des Schöpfungsmorgens hing, den der rauhe Wind der Erfahrung schon von der Seele des Dichters geschüttelt hatte.

Schiller erhielt im Verlaufe des Gespräches nicht nur zum ersten Mal eine klarere Vorstellung, was die großen Tondichter Bach und Händel, Benda und Hiller, Hayden und Gluck für die deutsche Kunst gethan und was Mozarts Genius gegenwärtig für sie thue, sondern er gewann auch die Ueberzeugung,

daß ihm hier ein Freund zugeführt sei, dessen ideale Natur höchst wohlthuend und anregend auf die seinige wirken werde. Hat er doch das Bedürfniß der Anregung von sympathetisch gestimmter Seite her sein Lebenlang lebhaft empfunden und diese Empfindung unlange nach der hier geschilderten Szene in den Worten ausgesprochen, auch der feurigsten Phantasie und der thätigsten Schöpfungskraft sei eine elastische Feder nöthig, die sie in Schwung bringen und darin erhalten müsse, und die Maschine werde noch erwartet, die sich ewig selbst forttreibe, ohne aufgezogen zu werden.

Dem Schicksal dankbar für eine Gunst, welche er zu dieser Stunde doppelt empfand, benahm sich der Dichter gegen den neuen Freund mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihm verliehen war. Der junge Künstler wurde förmlich bezaubert und faßte für Schiller eine schwärmerische Zuneigung. Daß der Dichter viel und oft eine solche Anhänglichkeit einflößte, daraus sproßten die tröstlichsten Rosen seiner dornenvollen Lebensbahn. Es hat vielleicht wenige Menschen gegeben, die von ihren Freunden, Männern und Frauen, so innig geliebt wurden, wie Friedrich Schiller es wurde . . . .

Auch der Sammetdoctor erwies sich theilnahms-

voll, in seiner Art freilich, die es liebte, mitten in pathetische Stimmungen plötzlich ein humoristisches Capriccio hineinschnurren zu lassen.

Als man sich endlich trennen mußte, fragte der alte Herr den Dichter noch, ob Raleigh seit seiner Abreise Nichts von sich habe hören lassen, und als der Gefragte verneinte, sagte er:

„Ja, der wird jetzt in den schweizerischen Alpen so viel herrliches zu schauen haben, daß ihm die Lust vergeht, an die stuttgarter Misére zurückzudenken. Ich lobe das; man muß dem Augenblick voll und ganz zu leben wissen.. Vielleicht begegnet er auch in jenem wundervollen Lande seiner treulosen Flamme wieder. Ich meine so eine entfernte Andeutung von dieser Möglichkeit in einem dieser Tage von Lavater an mich eingegangenen Briefe gefunden zu haben."

„Wie, Doctor, was sagen Sie?"

„Nun, nun, lieber Schiller, nur nicht so hitzig! Es ist nur eine unklare Vermuthung von mir, weiter Nichts . . . Aber was ich Euch noch sagen wollte, lieber Sohn . . . . halt, lassen Sie mich doch gefälligst ganz collegialisch Ihren Puls fühlen . . . . Hm, ich möchte Euch freundschaftlichst eine baldige, eine recht baldige Luftveränderung anrathen — aus puren Gesundheitsrücksichten, versteht sich . . . Unser

Freund Streicher da streicht auch demnächst ab und er thut wohl daran. Junge Leute, absonderlich Poeten und Musiker, müssen die Welt sehen. Sie sind auch, die Poeten und Musiker nämlich, ganz passende Kumpane, um mitsammen eine Reise zu thun, vermuth' ich... Ja, und wißt Ihr auch schon, Herr Collega, dessen Puls ich bedenklich aufgeregt finde, die große Neuigkeit? Vielleicht wird dadurch die seit einiger Zeit merkwürdig schlechte Laune unseres allergnädigsten Landesherrn wieder verbessert. Er erwartet seinen Bruder Friedrich Eugen und dessen Tochter, seine Nichte, die Großfürstin Maria Feodorowna, mit ihrem Gemahl Paul, dem künftigen Kaiser von Rußland, zu Besuch. Es werden ungeheure Vorbereitungen zum Empfang der hohen Herrschaften getroffen. Es soll bei dieser Gelegenheit hoch hergehen, ganz wieder im alten Prachtstyl Herzog Karls. Eine Unzahl von Gästen wird erwartet. Es wird ein Getümmel, Getreibe und Gelärme geben, daß einem poetischen Gemüthe, vermuth' ich, angst und bang werden könnte, bis zum — davonlaufen . . . . Ja, und, halt mal, auch das noch! Denkt Euch, lieber Schiller, der Schubart, der närrische arme Kerl hat, hört' ich, dieser Tage hierher geschrieben, der Herr General von Scheler habe ihm gesagt, es sei wahrscheinlich, sehr wahr-

scheinlich, daß er, Schubart nämlich, bald einen Bruder in Apollo auf dem Asperg begrüßen würde, zu längerem Beisammensein daselbst. Der Herzog habe ihm, dem General, das eigenmündig mitgetheilt . . . So, jetzt ist mein Neuigkeitskasten geleert. . . . Adieu, lieber Schiller, und nehmt meinen Glückwunsch, daß Ihr morgen aus dieser verwünschten Spelunke loskommt. Es wohnt sich häßlich hinter vergitterten Fenstern und — es lebe die Freiheit!"

Fünftes Capitel.

Der Flüchtling, ein verwirklichtes Gedicht.

„Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne hoch in die seligen, purpurnen Wolken empor" — hat ein genialster und unglücklichster Sohn des alten Schwabenlandes von Stuttgart gesungen, als er die Stadt eines sonnigen Herbsttages in ihrem Prachtbett von Reblaub daliegen sah. In Wahrheit, wer zur Herbstzeit von der Höhe der feuerbacher Haide oder noch besser auf der entgegengesetzten Seite von der Höhe der alten eßlinger Steige herab auf die Stadt blickt, dürfte jenen Ausruf kaum zu über-

schwänglich finden. Etwas unbeschreiblich Wohliges, Heimeliges ist dann dem alten Stuttgart eigen, wenigstens in den Augen des Schwaben, und ein echter wird sich dieses Bild der Stadt in der Ferne nie zurückrufen, ohne daß ihm leises Heimweh die Seele rührte.

Ja, Stuttgart zur Herbstzeit ist schön, umringt von seinen in den feurigsten Tinten prangenden Rebhügeln. Aber im September 1782 war ein Uebriges geschehen, um der Stadt auch im Innern ein recht stattlich Aussehen zu verleihen. Wenn die Fürsten Besuch bekommen, putzen sich ihre Residenzen kokett heraus. Ein Schalk, wie der Sammetdoctor, würde sagen, das geschehe, damit die Fürsten den fremden Potentaten dadurch beweisen könnten, wie wohlhäbig glücklich und schönheitssinnig ihre Unterthanen seien.

Die erwarteten hohen Gäste waren eingetroffen mit einem zahlreichen Gefolge und Stuttgart und Ludwigsburg hatten sich mit gegen fünfhundert fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Besuchern gefüllt, die von nah und fern gekommen, den in Aussicht gestellten Festen anzuwohnen. Ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht. In Herzog Karl war wieder einmal die alte Prunkliebe in ihrer vollen Stärke erwacht. Der Gedanke schmeichelte ihm, dem Gemahl seiner Nichte, Rußlands künftigem Czaren,

zu zeigen, wie ein Herzog von Würtemberg fürstliche Gäste zu bewirthen im Stande sei, und er hatte demzufolge seine Anstalten getroffen. Die Paläste der beiden Residenzen, sowie die Lustschlösser Solitude und Hohenheim, öffneten ihre weiten Prachträume, welche, in Verbindung mit den herzoglichen Gärten und Wildparken, einer Reihe rauschender Feste zu Schauplätzen dienten. Jagden, Bankette, Concerte, Opern und Bälle, die in wohlberechnetem Wechsel sich ablösten, erzeugten einen Rausch von Zerstreuung und Vergnügen, welcher zwei Wochen lang währte. Die Krone der Festlichkeiten sollte eine Hirschjagd in den Umgebungen der Solitude bilden. Aus allen Revieren des Landes hatte man zu diesem Zwecke sechstausend Hirsche in den Forst zusammengetrieben, welcher das Jagdhaus am Bärensee, das sogenannte Bärenschlößchen, umgibt. Tausende von frohnenden Bauern mußten den Wald Tag und Nacht umzingelt halten, um die Thiere am Durchbrechen zu verhindern. Die Jagd war darauf angelegt, schließlich den ungeheuren Hirschrudel eine steile Anhöhe hinab und in den See zu jagen, wo die edlen Thiere dann von einem eigens zu diesem Zweck erbauten Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit aller Bequemlichkeit erlegt werden konnten. Auf dieses fürstliche Ver-

gnügen sollte am Abend, während die Herrschaften im Festsaal der Solitude bankettirten, eine allgemeine prachtvolle Illumination des Schlosses und seiner Gärten folgen.

Aber wir haben die festbeschreibende Curialfeder des dicken Bibliothekars Uriot nicht geerbt und müssen daher darauf verzichten, ein Bild dieser pomphaften Hoffeste dem geneigten Leser vorzumalen. Mag er uns nicht ungerne zu stilleren Szenen folgen!

Wir führen ihn nach dem kleinen Graben, in die ihm schon bekannte „Höhle," wo es heute in der That noch höhlenmäßiger unordentlich aussah als gewöhnlich und auch noch leerer, so daß es schien, es müsse da eine Art Ausräumung kürzlich stattgefunden haben. Auf dem Stubenboden lagen Papierfetzen und sonstiger Trödel umher und auf dem Tische sah man gar ein Paar Pistolen, die aber bei näherem Betrachten nicht sehr gefährlich erschienen, denn der einen dieser Waffen fehlte die Zündpfanne, der anderen das beste Stück vom Hahn.

Der Dichter, in seiner Feldschereruniform, lehnte am Schreibpult, von wo aus er durch das Fenster auf die stille Gasse sah. Denn still war sie, still wie heute die ganze Stadt, die man für ausgestorben halten konnte. Alles, was Beine hatte oder

wenigstens seine Beine in beliebiger Richtung in Bewegung setzen konnte, war den Hasenberg hinauf nach der Solitude geströmt, um je nach Stellung oder Gunst des Zufalls Etwas von dem großen Jagdfest, das heute da droben im Gange war, abzubekommen.

In der Frühe des Tages war Schiller auch droben gewesen. Er hatte dem Vater gegenüber, dem er verhehlen wollte und mußte, was er der Schwester schon früher mitgetheilt hatte und jetzt auch der Mutter mitzutheilen sich gedrungen fühlte, eine peinlich bange Stunde verlebt. Zum Glück war der Hauptmann Schiller in Dienstgeschäften abgerufen worden, noch bevor er mit Aufzählung aller der Herrlichkeiten, welche heute die Solitude zum geräuschvollsten Ort im deutschen Reich machen sollten, zu Stande kam, und so hatte der Dichter mit den beiden Frauen ungestört noch eine schmerzlich süße Stunde verleben können. Als der gute Streicher, der seinen Freund begleitet hatte, endlich die Bemerkung machen mußte, es sei jetzt Zeit, nach der Stadt zurückzukehren, da waren in der bescheidenen Wohnung der Schiller'schen Familie heiße Thränen geflossen und nicht nur aus weiblichen Augen.

Jetzt war es Abend und über den Gassen der

stillen Stadt schwebte schon jenes bleiche Licht, welches in Städten eintritt, sobald die Sonne zur Rüste geht.

Der einsame Dichter ist, nach einem an widerwärtigen Sorgen und Aufregungen reichen Tage, jetzt damit beschäftigt, eine Rhapsodie zu Papier zu bringen, deren Idee ihm aufgegangen, als er Vormittags mitten durch das Gedränge von Wagen, Reitern und Fußgängern hindurch, welches sich nach der Solitude wälzte, vom Hasenberg in den stuttgarter Thalkessel herabgestiegen.

Bald wirft er eine Strophe aufs Papier, bald geht er, von innerer Unruhe verzehrt, hastig in der Stube hin und her.

Eben hatte er die Verse hingeschrieben: —

„Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und schnauben und knirschen und stampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erknarren
Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl“ . . .

als es an der Thüre klopfte und auf sein ungeduldiges Herein! die ungeschlachte Figur des Fourierschützen Kronenbitter erschien.

„Nun, was soll's?"

„Hab' dem Herrn Doctor zu melden, daß der Koffer zu der Wittfrau Streicherin geschafft ist und daß selbige Wittfrau den Herrn Doctor zum Vesperbrod erwartet."

„Gut."

„Hab' ferner zu melden, daß mir der Herr Lieutenant Kapff in der Rothenbildstraße begegnet ist und dem Herrn Doctor sagen läßt, er solle machen, daß er bald nachkomme. Die Andern seien schon nach der Solitude voraus."

„Freilich, freilich. Aber Du, Kronenbitter? Möchtest Du nicht auch gerne hinauf, das Spektakel zu sehen? Ich hab' Dich heute nicht mehr nöthig."

„Sehr wohl. Aber 's ist halt wägerle 'ne leidige Sach', wissen's, Herr Doctor. Wenn ich 'nen Berg hinaufgehe, krieg' ich justement immer einen ganz erschrecklichen Durst und . . . und . . . hm . . . ja, 's ist 'ne leidige Sach'."

„Aha, ich verstehe," sagte der Dichter, zog den Geldbeutel und gab dem Fourierschützen ein Stück Geld.

Der Bursch riß die Augen weit auf, dankte und drehte sich mit einem unbeschreiblichen Kratzfuß zur Thüre hinaus.

Der Dichter machte eine Bewegung, ihn noch einmal zurückzurufen, denn er empfand das Bedürfniß, dem Burschen all dem Aerger zum Trotz, welchen ihm derselbe verursacht hatte, noch ein gütiges Wort zu sagen; aber er besann sich und ließ ihn gehen.

Er schüttete den Inhalt der Börse, die er noch in der Hand hielt, auf den Tisch aus und zählte das Geld.

„Dreiundzwanzig Gulden!" sagte er mit einem Seufzer, — „mein ganzes Vermögen! Und dazu haben die Mutter und das arme Phinele ihren letzten Sparpfennig gesteuert.... Streicher wird ungefähr gerade so viel haben... hm, eine hübsche Kriegskasse, um den Feldzug gegen das Schicksal zu eröffnen!"

Die Kehrseite seines Vorhabens wandte sich in ihrer ganzen Bedrohlichkeit seinem inneren Auge zu. Er durchmaß unruhig das Zimmer, trat zum Schreibpult, ergriff die Feder, warf sie wieder weg, faßte sie dann abermals und schrieb unter die vorhin mitgetheilte Strophe diese beiden weiteren: —

„Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
  Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
  Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!
Säus'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorb'ne Welt!
Morgen — ach, Du röthest
Eine Todtenflur,
Ach, und Du, o Abendroth, umflötest
Meinen langen Schlummer nur."

Mit diesem Schluß steht das Gedicht unter dem Titel „der Flüchtling" in der Sammlung von Schillers Werken. Es ist nur ein Bruchstück ohne alle Einheit: es gibt abgerissene, in klagenden Molltönen verhauchende Klänge einer leidenschaftlichen Stimmung. Hast und Unruhe sprechen aus jeder Zeile.

Der Dichter wollte weiter schreiben, aber es ging nicht mehr. Der Gedanke, welcher ihn zu dieser Stunde am meisten quälte, wurde laut, als er jetzt vor sich hinmurmelte:

„Nein, was ich auch immer dem Herzog zutraue, das traue ich ihm doch nicht zu, daß er es meinen Vater entgelten lassen werde. Es wäre schnöder Undank von mir, wenn ich den Fürsten für so gemein halten wollte. Nein, nein, und . . . im Nothfall kann ja der Vater sein Ehrenwort geben, mit dem besten Gewissen von der Welt, daß er von meinem Vorhaben Nichts gewußt habe" . . .

Es klopfte wieder draußen, aber Schiller war so in seine sorgenvollen Gedanken vertieft, daß er es überhörte.

„Richtig!“ sagte der eintretende Streicher, — „da haben wir's! Er ist an seinem Schreibpult, das heißt auf dem Parnaß, und hat meiner Mutter Vesperbrod und die späte Stunde und den Kutscher und Alles vergessen. Dacht' ich mir's doch!“

„Ah, Sie sind's, lieber Freund? Entschuldigen Sie meine Nachlässigkeit . . . Haben Sie Sich hinsichtlich der Thorwache vergewissert? Wie ist's mit Scharffenstein?“

„Alles in Ordnung. Er hat die Wache. Aber wir müssen uns sputen.“

„Gut. Sie sehen, ich bin völlig bereit. . . . Will nur noch meine Brieftasche und die Pistolen da einstecken . . . So, jetzt ein Lebewohl Dir, alte Räuberhöhle!“ . . . . .

Um zehn Uhr Abends rollte eine Haudererchaise, auf deren Rückbrett zwei bescheidene Koffer gepackt waren, dem eßlinger Thore zu, über welches die Stadt seither weit hinausgewachsen ist, denn der Platz, wo es in der Nähe des Waisenhauses stand, ist jetzt so zu sagen der Mittelpunkt von Stuttgart oder wenigstens von demselben nicht weit abgelegen.

Der Soldat vom gablenzischen Infanterieregiment, welcher unter der Thorwölbung auf Posten stand, trat, um nach damaligem Brauch die Abreisenden anzuhalten, dem Wagen entgegen und rief den Corporal heraus.

„Wer sind die Herren?“ fragte dieser, an den Schlag tretend.

„Doctor Ritter und Doctor Wolff,“ klang es in ziemlich schüchternem Ton aus dem Wagen.

„Wohin?“

„Nach Eßlingen.“

„Passirt!“

„Higg!“ machte der Kutscher, seine Pferde antreibend.

Während sie langsam anzogen, glitt auf der dem Stehpunkt des Corporals und des Soldaten entgegengesetzten Seite des Wagens eine männliche Gestalt rasch an den Schlag, steckte den Kopf hinein, flüsterte die geflügelten Worte: „Glück und Segen über Dich, theurer großer Fritz, und vergiß draußen nicht ganz Deiner Freunde daheim!“ — und huschte wieder rasch in das Offizierswachtzimmer zurück, woher sie gekommen.

Als der Wagen das Thor hinter sich hatte, fuhr er noch eine Strecke weit auf dem Wege nach

Eßlingen hin. Dann schaute der Hauderer vorsichtig rückwärts und lenkte sofort das Gefährt linkshin auf einen Feldweg. Es währte nicht sehr lange, bis die Reisenden wieder glatteren Chausseeboden unter den Rädern fühlten.

„So," sagte der Hauderer rückwärts in den Wagen hinein, — „das ging ja wie geschmiert. Da sind wir auf der ludwigsburger Straße."

Auf dieser rollte der Wagen, nachdem erst der jähe „Stich" der Galgensteige überwunden war, rasch in die Nacht hinein.

Nachdem es etwa eine Stunde oder mehr so fortgegangen, hielt der Hauderer seine Pferde an und sagte:

„Sehen Sie doch, meine Herren, da droben ist's wie im Himmel!"

Ein bewundernbes Ah! schallte aus dem Wagen und zwei jugendliche Männerköpfe bogen sich heraus.

Links droben brannte der Gipfel des Waldberges, von welchem die Solitude in die Ebene schaut, in dem Lichtmeer einer feenhaften Illumination. Die edlen Linien des Schlosses hoben sich von dem dunkeln Hintergrund in voller Klarheit ab. Es schien in der Luft zu schweben und das blendende

Licht, welches von ihm ausstrahlte, übergoß den ganzen Scheitel der Anhöhe mit märchenhaft zauberischen Reflexen.

„Das ist wundervoll!“ sagte der eine der beiden Reisenden, mit kindlicher Fröhlichkeit in die Hände klatschend. „Wir können uns einbilden, das Alles sei uns zu Ehren veranstaltet.“

Sein Reisegefährte gab keine Antwort, sondern blickte unverwandt hinauf, aber nicht nach dem Mittelpunkt des prächtigen Bildes, nicht nach dem Schlosse, sondern nach einem der kleinen weißen Häuschen, die hell aus dem Schatten mächtiger Linden und Kastanienbäume hervortraten.

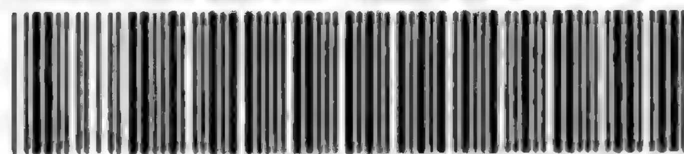
„O meine Mutter!“ seufzte er dann tief bewegt auf und schlug die Hände vors Gesicht. Halbersticktes Schluchzen hob seine Brust und zwischen den seine Augen bedeckenden Fingern rollten große Thränen hervor.

Mit dem sicheren Takt liebevollen Zartgefühls unterließ es der Andere, diesen Moment des Schmerzes durch einen Trostversuch zu stören. Er versagte es sich sogar, dem Gefährten die Hand zu drücken, wie er doch gar zu gerne gethan hätte, und gab nur dem Hauderer ein leises Zeichen, die Pferde wieder in Gang zu bringen.

So fuhr der Wagen weiter und im Flammenschein versank die Heimath hinter dem fliehenden Dichter.

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.



Digitized by Google

ollnsteiner
tadt, am
rothen N: 183

Digitized by Google